Kleine Aufsätze

für

christliche Belehrung und Erbauung

den Gebildeten im Volke

dargeboten

von

D. L. J. Rückert,
Professor in Jena.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1861.

Druck
von Friedrich Frommann
in Jena.

Vorwort.

Die folgenden Aufsätze sind zum bei weitem größten Theile im Lauf der Jahre 1857—1860 im Sonntagabend (herausg. von D. Zittel in Heidelberg) erschienen, meist ohne Ordnung und bestimmten Plan, wie eben der Augenblick oder zufällige Veranlassungen mich zur Niederschrift bestimmten. Aber es war doch Etwas darin, das sie zur Einheit knüpfte, ein durch alle hindurch gehender Gedanke, in welchem die Möglichkeit gegeben schien, bei veränderter Ordnung sie fast alle auch zur wahrnehmbaren Einheit zu verbinden. Da nun zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Leserkreisen mir der Wunsch begegnet war, ich möchte das dort Vereinzelte zusammen stellen und auch solchen Lesern zur Erbauung darbieten, von denen der Sonntagabend nicht gelesen wird; und da der Herr Verleger auf meine Anfrage zu Herstellung einer solchen Sammlung sich bereit erklärte, so habe ich die Sache unternommen, die bereits gedruckten Aufsätze einer scharfen Durchsicht unterworfen, zwei die mir sehr nothwendig schienen hinzugefügt, und eine Ordnung hergestellt, aus der ein denkender Leser den leitenden Gedanken wohl erkennen kann, und biete nun das kleine Werkchen den Gebildeten im Volke zur christlichen Belehrung und Erbauung an. Den Gebildeten im Volke; also nicht den Theologen, welche

Nichts draus lernen, großen Theils sich nur dran ärgern würden, sondern dem Volke d. h. Solchen die nicht Lehrmeister und Pfarrherren, Kirchenfürsten und Kirchensäulen, bloß Glieder christlicher Gemeinen sind. Aber den Gebildeten unter ihnen d. h. ich denke mir als Leser weder Solche die auf dem Wege maß- und urtheilsloser Leserei sich einen Anstrich dessen was man so Bildung nennt nicht sowohl erworben als erspielt haben, noch auch Solche welche zwar zu einer wahren Bildung empor gestiegen, dabei aber doch so glücklich gewesen sind — wofür sie Gott nicht dankbar genug sein können —, von den gewaltigen Fragen und schweren Zweifelskämpfen die die Kirche der Gegenwart durchstürmen und zerwühlen, entweder ganz unberührt zu bleiben, oder zwar berührt aber in der Sicherheit und Kindlichkeit ihres Glaubens nicht gestört zu werden. Für alle diese ist mein Büchlein nicht, und wenn sie's lesen und Anstoß daran nehmen, so sollen sie die Schuld nicht dem zuwälzen der's geschrieben hat, sondern sich allein, die es gelesen haben meiner entschiedenen Abmahnung zum Trotz. Aber es giebt eine große Menge wirklich Gebildeter unter Studirten und Unstudirten, bei der Männer- und bei der Weiberwelt, die nicht so glücklich gewesen sind, an denen die Stürme nicht spurlos vorüber gegangen sind, haben vielmehr hier Etwas und dort Etwas von ihrem früheren Glauben hinweggeführt, wo nicht gar die Grundfesten alles Glaubens in ihren Herzen unterwühlt, und finden sich nun in schmerzlicher Verlegenheit; sie suchen Belehrung, die Belehrung aber welche die „Gläubigen" ihnen bieten, belehrt sie nicht mehr, suchen Erbauung, aber die Form in welche die erbauende Wahrheit in unsern meisten Erbauungsschriften gekleidet ist, stößt sie ab anstatt sie anzuziehn, und früher oder später hören sie zu suchen auf. Das sind die denen mein Büchlein eine willkommene Gabe

zu werden wünscht. Sein Endzweck ist erbauen, aber wie im äußern Leben wir nicht eher bauen können, als wir die im Wege liegenden Hindernisse hinweg geschafft, dieses Wegschaffen also die Vorarbeit sein muß, so auf dem geistigen Gebiet. Du begehrst zu erbauen, dein Vortrag ist vielleicht an sich betrachtet sehr erbaulich, auch deine Hörer, ebenfalls an sich betrachtet, sehr erbauungsfähig, und dennoch werden sie nicht erbaut. Warum nicht? Es haben sich in ihnen gewisse Vorstellungen festgesetzt, irrige oder nur halbwahre, die ja immer die Mehrzahl sind, die stehen dem entgegen was du ihnen sagst, und bewirken daß sie's nicht für Wahrheit halten können, was ich aber nicht für Wahrheit halte, erbaut mich nicht. So lange sie also diese Vorstellungen festhalten, sei deine Rede so erbaulich als sie wolle, sie wirkt nicht was sie soll. Willst du also doch erbauen, so mußt du vorher diese Hindernisse tilgen, das aber kannst du nur indem du deinem Hörer Belehrung giebst. Je treuer du's also mit der Erbauung meinst, desto bereiter mußt du sein, heute einmal gar nicht zu erbauen, nur zu lehren, damit du ein andermal desto sicherer erbauen könnest. So geht's auch mir, ich wünsche zu erbauen, aber ich weiß wieviel in den Herzen der Gemeineglieder, und am meisten der Gebildeten, einer eigenthümlich christlichen, und daher auch biblischen Erbauung entgegen steht, ja wie so Mancher durch den bloßen Gedanken daß ein Vortrag ihn erbauen wolle sich abschrecken läßt. Darum, hätte ich nur gekonnt d. h. hätte ich mir dadurch nicht alle Hoffnung Leser zu finden abgeschnitten, ich hätte auf dem Titel von Erbauung nicht ein Wort gesagt, geschweige von christlicher. Da aber das nicht anging, habe ich den Belehrungszweck als denjenigen der voran gehn muß voran gestellt, und so dem Leser reinen Wein gegeben. Erbauen will ich, ich bekenne es offen, aber damit ich erbauen

könne, will ich belehren, und habe die Ordnung der Aufsätze soweit sich thun ließ so gewählt, daß immer die Erbauung der Belehrung folgen soll.

Wie aber, meine ich nun durch mein kleines Büchlein dem Belehrungszwecke, oder gar auch dem der Erbauung genug gethan zu haben? Daran fehlt Viel, ja Alles. Einen kleinen Beitrag will ich geben, habe aber daneben noch einen besondern Zweck. Diese Aufsätze sollen sein, was man heutigen Tages manchmal Fühler nennt, d. h. ich gebe sie hinaus, um die für welche sie bestimmt sind, dadurch gleichsam zu fragen, ob das was ich hier biete ihren Bedürfnissen entspreche oder nicht. Antworten sie bejahend, so suche ich Gelegenheit auf dem hiermit betretenen Pfade, wenn Gott Kraft giebt, weiter vorzuschreiten. Sagen sie Nein, nun so habe ich nicht zu Viel an Arbeit und Papier verschwendet, und werde wohl noch andre Bahnen finden für die Arbeit, ohne die ich nun einmal nicht leben mag. Also, wie's Gott gefällt.

Jena am 24. Novbr. 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Glaube und Unglaube	1
2.	Die Offenbarung	14
3.	Die Verführung der Eva	25
4.	Kain der Brudermörder	42
5.	Abraham	55
6.	Mose	65
7.	David	78
8.	Davids Ehebruch und Buße	86
9.	Die Propheten	95
10.	Christus der Erlöser	117
11.	Christi Leben auf Erden	131
12.	Jesus und die Sünderin	141
13.	Paulus	149
14.	Der Philosoph und der Christ	191
15.	Es kostet Viel ein Christ zu sein	203
16.	Ueber Jerem. 31, 3.	212
17.	Ueber Joh. 9, 39—41.	220

Berichtigung.

S. 220. Z. 5. v. u. streiche dieser

1.

Glaube und Unglaube.

Gläubig und ungläubig, das sind im Munde der in der Kirche zur Gewalt gelangten theologischen Partei die immer wiederkehrenden Ausdrücke, um mit dem einen zu empfehlen, mit dem andern anzuklagen, auch wo sich's thun läßt der Verfolgung Preis zu geben. Nun ist in der That die Beschuldigung der Ungläubigkeit eine der schwersten, die sich verhängen läßt, dazu für fromme Gemüther der Gedanke, ob der Lehrer dem sie ihr Vertrauen schenkten, nicht am Ende auch ein Ungläubiger, für sie also ein Verführer sei, sehr peinigend; darin liegt der Grund, weshalb hier der Versuch gemacht wird, die Leser über das Wesen der Gläubigkeit und der Ungläubigkeit aufzuklären, und ihnen für das Leben eine feste Regel der Beurtheilung zu vermitteln.

Wer ist der Gläubige? Doch ganz gewiß der, welcher den Glauben hat. Wer aber der Ungläubige? Nicht Jeder, welchem der Glaube fehlt, denn es wäre möglich, daß er einer Person bloß deshalb fehlte, weil sie ihn nicht haben könnte, und kein billig Denkender würde einen Solchen als Ungläubigen bezeichnen wollen; sondern der erst ist der Ungläubige, welcher den Glauben haben könnte und nicht haben will und von sich stößt. Wollen wir also wissen, wer die Gläubigen seien und wer die Ungläubigen, so müssen wir erst wissen, was der Glaube sei, worauf seine Nothwendigkeit beruhe, und was Ursache werden könne, daß ein Mensch den Glauben von sich stoße. Das also ist im Kurzen anzuzeigen.

Was der Glaube sei, erfahren wir, wenn wir uns befragen, welchen Gegenstand er habe, und welchen Kräften der Person er angehöre. Das Erste was wir da wahrnehmen ist, daß Glauben und Wissen nie beisammen sind, der Glaube immer endet, wo das Wissen anfängt. Mein Lehrer sagt mir, daß in der Schweiz sehr hohe Berge seien. Ich glaube ihm, aber ich weiß nur, daß er mir's gesagt hat; ob die Berge dort sind, weiß ich nicht. Ich reise in die Schweiz, und sehe ihre Berge. Nun weiß ich, daß sie da sind, das Glauben hat aufgehört, und kann in Bezug auf diesen Gegenstand nicht wiederkehren. Das Wissen hebt den Glauben auf. — Ich weiß nicht, daß die Erde um die Sonne kreist, Niemand kann es wissen, aber der Astronom hat die Sache untersucht und Gründe dafür entdeckt, und theilt mir nun was er gefunden mit oder ohne die Gründe mit. Ich kann ihm glauben, und wenn die Befähigung des eignen Untersuchens mir gebricht, so muß ich auch; stelle ich aber diese an, und komme an das gleiche Ziel, dann glaube ich es nicht mehr, ich erkenne es d. h. ich habe das Bewußtsein der Gründe für jenen Satz als zureichender, die Erkenntniß hat den Glauben ausgetrieben. Also das Glauben hat nur Statt in Bezug auf das, wovon das Wissen oder die Erkenntniß fehlt, und nur solange als jenes oder diese fehlt. Warum aber glaube ich dem Lehrer was er mir über die Schweizer Berge, dem Astronomen was er mir über die Erde sagt? Es ist Etwas in mir, das mich dazu nöthigt. Was ist das? Das Bewußtsein, es würde der Eine kein rechter Lehrer sein, der Andere kein wahrer Astronom, wenn Jenem das Wissen, diesem die Erkenntniß fehlte, beide aber keine wahrhaften, also auch keine tugendhaften Menschen, wenn sie es zwar hätten, aber mich belögen. Beide Annahmen sind mir, wenn ich selbst ein tugendhafter Mensch bin, unmöglich, darum hege ich sie nicht, sondern glaube ihnen. Das nennen wir eine sittliche oder auch geistige Nothwendigkeit. Also: wo der Glaube eine Stelle finden soll, da müssen Wissen und Erkennen keine Stelle gefunden haben oder finden können, aber eine geistige Nothwendigkeit obwalten, das für wahr zu halten, was wir weder wissen noch erkennen. Ist sie nicht vorhanden, so ist's bloße Meinung oder Wahn. Eine geistige Nothwendigkeit aber findet entweder nur für mich oder für alle Menschen Statt. Nur für

mich wird sie dann Statt finden, wenn das was ich glaube keine allgemeine Wahrheit hat, und der Grund meines Glaubens nur in persönlichen Verhältnissen zu finden ist. So, daß ich meinem bewährten und geprüften Freunde unbedingten Glauben schenke, und was er mir als zuverlässig hingiebt, auch als zuverlässig von ihm nehme, das ist für mich seinen Freund eine geistige Nothwendigkeit, der ich mich ohne Unrecht und Sünde nicht entziehen kann; für alle andern Menschen aber, für welche jenes Verhältniß nicht Statt findet, findet auch diese Nothwendigkeit nicht Statt, und Unrecht würde von seiner oder meiner Seite sein, das unbedingte Vertrauen, welches ich ihm schulde, auch von den Andern für ihn zu fordern, oder ihnen zu zürnen, wenn sie ihm nicht unbedingten Glauben schenken. Geistige Nothwendigkeit für Alle kann nur haben, was allgemeine Wahrheit hat, aber auch dies nur dann, wenn mein sittliches Wesen davon abhängt, ob ich's glaube oder nicht. Beispiele werden dies erläutern. Allgemeine Wahrheit hat der durch die Forschungen der Astronomen zur unumstößlichen Gewißheit erhobne Satz, daß unsre Erde sich täglich einmal um ihre Axe dreht, und in der Zeit eines Jahres einen Umlauf um die Sonne vollendet, und daß ein Aufhören dieser zweifachen Bewegung, ob auch nur für einen einzigen Augenblick, nicht eintreten könne, ohne die entsetzlichste Zerstörung, wenigstens auf unsrer Erde, nach sich zu ziehen. Aber diese Wahrheit ist nur eine thatsächliche, die Nothwendigkeit sie anzuerkennen nur Denknothwendigkeit; giebt es Personen, welche sich davon nicht überzeugen lassen, sondern lieber dem Scheine folgen, der zur entgegengesetzten Vorstellung führt, so ist das zwar ein Irrthum, aber die Anerkennung ist kein Verdienst, die Nichtannahme keine Schuld, nicht mit seinem Gewissen, einzig und allein mit seinem Verstande hat der Mensch hier Alles abzumachen. Wenn daher Jemand meint, was Jos. 10, 12—14 zu lesen ist, das habe sich so wirklich zugetragen, oder auch einen Beweis daraus zu führen unternimmt, so werden wir das zwar für Irrthum anzusehen voll berechtigt sein, auch wohl ihn vom Gegentheile zu belehren unternehmen, weil's aber ein bloßer Verstandesirrthum ist, nicht so hohen Werth darauf legen; wenn aber er um unser Abweichen vom Schriftbuchstaben uns des Unglaubens bezichtigte, uns dagegen ernst verwahren, aus dem einen Grunde, weil das zu denken eine

geistige Nothwendigkeit nicht eintreten kann. Dagegen, daß Gott sei, und daß er heilig sei, und daß die Welt sein Werk, und daß er Alles in ihr ordne und regiere für den Endzweck seiner Heiligkeit, das weiß zwar Niemand, wie man die Dinge weiß, die von den Sinnen wahrgenommen werden, und Niemand kann's beweisen, wie etwa ein mathematischer Satz bewiesen wird, und doch, ist irgend ein auf das Gute gerichtetes Gemüth, das mit seinen Gedanken über die alltäglichen Erscheinungen hinaus zu gehen weiß, dem ist das alles so gewiß als ob es gleich vor seinen Augen sichtbar wäre, ja gewisser noch als Alles, was er weiß und was er erkennt; ja sei es auch ein ganz einfältiges Gemüth, das mit seinem Denken nicht von ferne da hinan reicht, und es werde ihm von außen her verkündigt, oder er finde es in einem Buche aufgezeichnet, es fordert nicht Beweis noch Zeugniß für die Wahrheit, es nimmt es alles mit Freuden an, und hält es fest, und vertheidigt es mit seiner schwachen Kraft auf's äußerste. Warum? Weil sein höchstes geistiges Bedürfen dadurch befriedigt wird. Nimm den Gedanken Gottes, des Heiligen, der die Welt regiert, aus seinem Denken weg, und die Welt ist ihm ein grenzenloses Haufwerk ohne Licht und ohne Ordnung, ihr Gang ein planloses Zufallsspiel, er selbst mit seiner Liebe zum unendlich Guten ein Unglücklicher, in eine Wüstenei verbannt, die weder Weg noch Ausweg hat. Gieb ihm den Gedanken Gottes, und er hat Licht, hat Ordnung, hat einen im Einzelen zwar unbegreiflichen, im Ganzen und Allgemeinen aber ihm vertrauten Plan, und was ihm das Höchste, er hat eine heilige Bestimmung, und diese Bestimmung ist sein eignes Wollen, und ihre Erfüllung ist ihm verbürgt. Der Gedanke Gottes ist ihm eine geistige Nothwendigkeit, nicht eine äußere, der er sich widerwillig füge, sondern eine von ihm selbst gewollte; er ist ihm ein lieber, theurer Gedanke, den er um keinen Preis der Welt hingeben mag; das heißt: er glaubt an Gott. Und weil sich's so verhält, weil unmöglich ist, das Gute zu lieben und zu wollen, und doch nicht an Gott und seine heilige Ordnung in der Welt zu glauben, doch die bloßen Kräfte der Natur oder gar den Zufall für den Herrn der Welt zu halten, und den gleichen Mächten auch das eigene Leben unterzuordnen, so werden wir immer sehr bedenklich werden, wenn wir einen unsrer Brüder des Glaubens an Gott ermangeln, Welt und

Menschenleben den todten Kräften der Natur als lebendigen, oder der blinden Gewalt des sogenannten Schicksals unterstellen, oder gar in dem Wahne befangen sehen, daß er mit seiner Kraft Herr seines Lebens sei. Steht er auf niederer Bildungsstufe, so werden wir geneigt sein zu vermuthen, es mangle ihm nur die rechte Anweisung, um Gott zu finden und an ihn zu glauben, und uns bemühen sie ihm zu ertheilen; auch auf höheren Stufen werden wir so lange dabei bleiben, einen unfreiwilligen Irrthum als Ursache des Nichtglaubens anzunehmen, bis er uns unzweifelhaft davon überwiesen haben wird, er wolle nicht, sein Nichtglauben sei nicht Sache seines Denkens oder Urtheilens, sondern seines Willens, der Gedanke Gottes sei ihm widerwärtig, und werde von ihm abgestoßen, wie man einen Feind von sich zu stoßen pflegt. Dann, aber auch nur dann, werden wir ihn des Unglaubens zeihen, als Ungläubigen betrachten und beklagen. Aber warum nur dann? warum so widerstrebend und am Ende ihn beklagend? Weil der Unglaube die schwerste Sünde ist. Aller Glaube, wie gezeigt, beruht auf geistiger Nothwendigkeit, und der Glaube an Gott auf einer allgemeinen, für alle Menschen ohne Ausnahme geltenden Nothwendigkeit; dieser sich bewußter Weise entziehen, sie kennen und nicht anerkennen, das heißt der Wahrheit widerstreben, der Wahrheit widerstreben aber, und an ihre Stelle die Unwahrheit setzen, das ist die tiefste Stufe der Versunkenheit, es ist die Sünde, die jeder Entschuldigung entbehrt. Dieser aber einen unsrer Brüder zu bezichtigen, das ist, wozu die Liebe sich ohne die höchste Noth nicht entschließen wird, die höchste Noth aber tritt nicht eher ein, als bis wir den vollgültigsten Beweis in Händen haben, der aber wird nicht leicht gefunden. Darum widerstreben wir dem Urtheile des Unglaubens mit aller unsrer Kraft, denn wo wir es leichtsinnig fällten, so begingen wir eine schwere Ungerechtigkeit, welche dadurch nicht gemindert würde, daß unser Urtheil Wahrheit hätte, denn für uns hätte es sie noch nicht. Darum aber auch, wenn wir es fällen müssen, beklagen wir den Getroffenen so tief und innig, denn so wir Liebe haben, kann doch Nichts uns tiefer schmerzen als den welchen wir lieben in schwerer Schuld zu sehn.

Durch das Bisherige müssen die folgenden Sätze bewußt geworden sein: erstlich, der Glaube ist nicht ein Urtheil des Verstandes,

sondern eine That des Geistes, und gehört als solche dem sittlichen Leben an. Sein Gegenstand ist ein solcher, der weder gewußt noch bewiesen werden kann, aber mit unserm sittlichen Leben in einem solchen Zusammenhange steht, daß wir nur die Wahl haben, entweder ihn zu denken oder jenes aufzugeben; er selbst aber ist das Erfassen dieses Gegenstandes im Bewußtsein dieser geistigen Nothwendigkeit. Zweitens, auch der Unglaube ist eine That des geistigen Lebens, aber eine unheilige und sündliche, er bezieht sich nur auf das, was eine geistige Nothwendigkeit für uns hat, und findet nur da Statt, wo diese Nothwendigkeit uns bewußt sein kann, und ist das bewußte Verneinen dessen, was auf einer uns erkennbaren geistigen Nothwendigkeit beruht. Wo also eine solche Nothwendigkeit nicht Statt findet, da legen wir dem Anerkennen dessen, was wir als wahr ansehen, auch wenn wir's Glauben nennen, den sittlichen Werth nicht bei, den jener höhere Glaube ohne Zweifel hat, und wenn's Andere so thun, verwahren wir uns dagegen in allem Ernste; wo aber zwar diese Nothwendigkeit Statt findet, aber nicht vollständig erwiesen ist, daß der nicht Glaubende ein Bewußtsein von ihr haben könne, da erkennen wir zwar die Möglichkeit des Unglaubens, aber hüten uns mit gleichem Ernste, das Urtheil des Unglaubens über unsern Nächsten auszusprechen, und wenn es von anderer Seite her geschieht, sei's über uns sei's über unsre Brüder, da rügen wir's als Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit.

Begehrt der Leser nun vielleicht noch näheren Bescheid, was Gegenstand des Glaubens sei, was nicht, so können wir ihm diesen freilich hier nur unvollständig geben, ganz leer aber ihn ausgehen lassen wollen wir doch auch nicht. So sei ihm denn gesagt, daß Alles was ist entweder der sinnlichen oder der übersinnlichen, entweder der körperlichen oder der Geistwelt, der Mensch aber als persönliches Wesen beiden Welten angehört. Was nun der sinnlichen oder Körperwelt angehört, das ist nicht Gegenstand des Glaubens, sondern des Wissens. Zwar auch in dieser ist der Kreis unsers Wissens eng, das Meiste bleibt uns entweder unbekannt, oder wir müssen's denen glauben, die ein Wissen oder auch Erkennen davon haben, aber Gegenstand des Wissens bleibt es dabei doch, und nur genügender Kraft bedarf's, um Alles zu umfassen. Gegenstand des Glaubens ist hier

Nichts, weder was ist noch was geschehen ist, also auch geschichtliche Thatsachen als solche nicht. So liegt denn das Gebiet des Glaubens ganz im Uebersinnlichen. Das Uebersinnliche aber ist ein zweifaches, das Uebersinnliche in mir selbst, und das Uebersinnliche außerhalb meiner selbst. Jenes ist meine geistige Persönlichkeit, und ihre heilige und ewige Bestimmung. Die ist ein Gegenstand des Glaubens. Ein Wissen davon giebt es nicht, bewiesen kann sie mir nicht werden, daran glauben kann ich, und kann sie verleugnen. Ich glaube aber daran, wenn mir der Gedanke ein theurer unentbehrlicher Gedanke, ich verleugne sie als Ungläubiger, wenn er mir unbequem, und lieber ist, mich für ein Wesen niederer Art, zum bloßen Lustgenuß bestimmt, zu halten. Und dieser Unglaube hat in der Menschheit nie gefehlt, und tritt in der heutigen Gegenwart zum Theil mit großer Frechheit und Schamlosigkeit hervor, und strebt leichtgläubige und sittlich schwache Gemüther zu berücken. Der sogenannte Materialismus ist Unglaube, bewußter und entschiedener Unglaube an die geistige Persönlichkeit. — Das Uebersinnliche außerhalb der eigenen Person läßt sich eintheilen in das Uebersinnliche der menschlichen Umgebungen, und in das Uebersinnliche, das über das Menschliche hinaus liegt. Jenes ist die geistige Persönlichkeit und die heilige Bestimmung unsrer Umgebungen, wodurch sie unsre w e s e n t l i c h e n Brüder werden, also dasselbe was in Beziehung zu uns selbst der Gegenstand unsers Glaubens ist; und hiezu kommt noch das tugendhafte Wollen dieser Umgebungen, das sie zu unsern w i r k l i c h e n Brüdern machen wird. Hier hat überall der Glaube seinen Ort, denn von dem allen weiß ich Nichts und Nichts kann mir bewiesen werden, wenn ich aber ein tugendhaftes Wollen habe, so ist für mich nicht das nur eine heilige Nothwendigkeit, in meinen Umgebungen die Möglichkeit und die Bestimmung anzunehmen, eben das zu werden, zu was ich mich selbst berufen glaube, sondern auch so lange ich irgend kann, sie sinnesverwandt mit mir zu denken, wollend was ich will, und strebend wohin ich strebe; nur wenn mein eigenes Wollen vom Guten abgewendet ist, ist mir gleichgültig, was die Andern sind und was sie werden können. Von diesem Glauben aber hängt sehr viel im Menschenleben ab. Das ganze Verhalten gegen unsre Nebenmenschen wird ein anderes, wenn wir sie als unsre wesentlichen Brüder denken, ein anderes, wenn die-

ser Glaube in uns fehlt; alle Thätigkeit für ihr Wohl, das geistige zumal, hat zur Quelle diesen Glauben, der Unglaube lähmt und ertödtet alle auf ein Mal; eben so der Glaube an ihre Tugend, ihre Wahrhaftigkeit, Treue, Redlichkeit u. s. w., nimm ihn ganz hinweg aus deinem Herzen, und keinem deiner Mitmenschen glaubst du mehr ein Wort, keinem wagst du das Mindeste, geschweige Eigenthum und Leben zu vertrauen, nicht vor die Thür wagst du dich mehr hinaus, im eignen Hause verbollwerkst du dich wie in einer Festung, deine ärgsten Feinde sind die eignen Hausgenossen; tilge ihn aus der ganzen Menschheit aus, und aller Verkehr ist aufgehoben, die Menschen fliehn einander wie die Pest, oder morden einander aus bloßer Furcht, man werde sie ermorden. Warum glaubst du deines Freundes Rede? Weil du an seine Tugend glaubst. Warum dem Künder fremder Ereignisse? Weil du ihn für wahrhaft hältst, und halten mußt aus geistiger Nothwendigkeit, bis er dich zwingt das Gegentheil zu denken. So giebt es denn wirklich einen Unglauben, der sich auf Dinge der Sinnenwelt zu beziehen scheint. In der That aber bezieht er sich nicht darauf. Warum glaubst du deinem Nachbar nicht, was er dir als geschehn berichtet? Hast du Gründe in der S a c h e, die es dir unmöglich machen, so bist du kein Ungläubiger, sondern ein Verständiger und Besonnener; zweifelst du um der P e r s o n willen, die du als unwahrhaftig kennst, so thust du wohl daran; ist aber Er wahrhaftig und du kannst das wissen, oder hast doch keinen Grund das Gegentheil zu denken, und auch in der Sache keinen, sie für unmöglich anzusehn, dann bist du ein Ungläubiger, unangesehen, Wer dein Nachbar sei, denn du sollst an seine Tugend glauben, und sündigest, indem du diesem Glauben dich entziehst. Aber Glaube und Unglaube beziehen sich nicht auf die Sache, die er meldet, sondern auf das Uebersinnliche in der Person des Meldenden.

Das vornehmste, das eigentlichste Gebiet des Glaubens ist aber das Uebersinnliche, das über den Menschen hinaus liegt; denn dahinaus reicht weder Wissen noch Erkennen in irgend einer Art, das geistige Bedürfen allein ist was da leiten kann, und wen das nicht leitet, der tappt in lichtloser Wüstenei umher, findet nirgends einen Boden, seinen Fuß darauf zu stellen, nirgends ein Rettungsseil, das seine Hand umfassen möge. Aber eben deshalb ist auch hier das

Hauptgebiet des Unglaubens. Gott, und die Geistwelt, die in Gott ihren Ursprung hat, das ist, womit der Glaube den unendlichen Raum erfüllt, und er allein erfüllen kann. Von der Geistwelt hier zu schweigen — über das alleserfüllende Dasein einer solchen kommt ja selbst der Glaube nicht hinaus, und nur die Phantasie liebt sich in Bildern von ihr zu ergehen —; daß wir von Gott kein Wissen haben ist unzweifelhaft, wir können wissen was ein Anderer uns von Gott sagt, aber ein Wissen von Gott ist dieses nicht, nur von der fremden Rede. Nicht minder, daß auf dem Wege des Denkens, des Schließens und Beweisens wir selbst bis dahin nicht gelangen können, zu erkennen, daß Gott sei, geschweige was er sei, davon überzeugt man sich, je weiter man vorschreitet auf der Bahn des Denkens, desto bestimmter und lebendiger; mit Dank magst du hinnehmen, was dir fromme Männer, auch was die Bibel dir von ihm sagt, aber haben wirst du Gott nicht eher, d. h. nicht eher wirklich an ihn glauben, als bis mit dem Gedanken der großen Welt in der du lebst du dich vertiefen wirst in die kleine Welt die in dir ist, um hier das tiefe Bedürfen zu empfinden, daß der Gedanke der diese kleine Welt regieren soll, ein Abglanz sei von dem Gedanken, der jene große Welt regiere. Sobald du aber das zum ersten Male mit rechter Innigkeit empfunden haben wirst, wirst du mit voller Zuversicht aussprechen können: Ja, Gott ist, und ist mein Gott; und kein Zweifel und keine Einrede wird vermögen dich in deinem Glauben zu beirren, darum weil er auf unwandelbarem Grunde steht. Und nicht mehr fragen wirst du: was ist Gott? denn laut in deinem Innern wird es tönen: Gott ist Liebe, heilige, unendliche, allumfassende Liebe, und nur darum wirst du glauben, daß er auch die Allmacht sei, weil nur allmächtige Liebe dir Bürgschaft giebt, daß Gottes heiliger Liebeswille allenthalben in der Welt geschehe. Wäre aber die Welt in dir selbst zerfallen, wäre das Gesetz deines Lebens ein anderes als das des Guten, dann möchte man dir von Gott predigen Tag bei Tag und Jahr bei Jahr, und alle Wunder möchten um dich her geschehen, du glaubtest dennoch nicht an Gott, es fehlte in dir selbst des Glaubens Wurzel, ja du möchtest Gott nicht glauben, denn die Wurzel des Unglaubens wucherte in dir, des Unglaubens Wurzel nemlich ist die Sünde.

Die Sünde, ja die Sünde. Und die Sünde hat sich in der ganzen Menschheit eingewurzelt, in mir, in dir, in allen Menschen, es ist da kein Unterschied und keine Ausnahme. Und sie ist Ursache, daß des Unglaubens so viel ist in der Welt, daß auch in den Herzen der Gläubigsten bald da bald dort ein Schatten des Unglaubens wahrgenommen wird, daß auch sie der Bitte: hilf unserm Unglauben! sehr bedürftig sind. Aber dieselbe Sünde ist auch Ursache, daß der Glaube eine neue Erweiterung seines Gegenstands erfährt. Wäre keine Sünde, wir würden Gott nur als die Liebe kennen; da wir Sünder sind, müssen wir ihn denken als die heilig vergeltende Gerechtigkeit. Unter der Last dieses Gedankens aber würden wir erliegen, könnten wir nicht zugleich ihn denken als die ewige Gnade, die unsre Erlösung schafft, und nicht glauben an die Erlösung selbst, die Erlösung von der Sünde. Unter allen geistigen Bedürfnissen ist für den, in welchem das Bewußtsein der Sünde lebendig geworden ist, das dringendste der Gedanke der Erlösung, aber auch das schwerste zu erlangen. Wir Christen aber können ihn gewinnen, ja wir können zum lebendigen Glauben, zur inneren geistigen Gewißheit der Erlösung kommen. In Christus dem Erlöser. Hier aber thut von neuem sich ein Feld des Uebersinnlichen vor uns auf, auf welchem nur die Kraft des Glaubens uns heimisch machen kann. Christus selbst, Tausende haben ihn gesehen mit den Augen ihres Leibes, Millionen von ihm gehört und mit dem bloßen Verstande ihn betrachtet, und nichts Besonderes, wenn's hoch kam, einen Wunderthäter in ihm gesehn; die Thatsachen seines Erdenlebens von seiner Geburt an bis zum Abschied von der Erde, als Thatsachen gehören sie der Geschichte an, und sind nicht Gegenstand des Glaubens, sondern der Geschichtforschung, und wenn sich diese darauf richtet, und nach ihren Gesetzen damit verfährt, steht sie in ihrem vollen Rechte, und was sie zu Tage fördert, ist ein Wissen oder ein Erkennen, und hat den Werth, den überhaupt geschichtliches Wissen und Erkennen hat. Aber durch die Erscheinung und durch die äußeren Thatsachen hindurch erblickt der Geist des Sünders, der die Erlösung sucht, und den Gedanken, daß keine Erlösung für ihn sei, schmerzlicher empfinden würde als das schwerste Todesurtheil, in Christus selbst das heilige Gottesbild, das mit unendlicher Liebe zu umfassen ihm zur höchsten Wonne wird; in

den Thatsachen seines Lebens aber und vornehmlich seines Todes die ewige Gnade Gottes selbst, jenes unendliche Erbarmen, das nicht den Tod des Gottlosen will, sondern daß der Gottlose sich bekehre, den umkehrenden aber wie jener Vater den verlornen Sohn, in seine heiligen Vaterarme schließt, vergiebt ihm alle seine Sünde, heilt alle seine Gebrechen, kleidet den Nackten mit dem Feierkleide seiner Gerechtigkeit, und labt den Verschmachtenden aus dem Becher seines Heils. So wird Christus, nicht die sichtbare Erscheinung, aber der unter ihr verborgene Gottessohn, und das in seinem Tode der sündigen Welt gegebene Unterpfand ihrer Aussöhnung mit Gott, ein Gegenstand des Glaubens, des eigenthümlich christlichen, seine Wurzel ist das tiefe geistige Bedürfen, seine Wirkung aber das heilige Leben und die Seligkeit*). Wo aber der Glaube seine Stelle findet, da findet immer auch der Unglaube die seinige. Wo jenes Gefühl des Bedürfens fehlt, da hat der Glaube keine Wurzel und zieht nicht ein; wo aber das Gegentheil, wo der Wahn des Selbstgenügens, oder gar ein Wohlgefallen an der Sünde, da glaubst du nicht nur nicht, du leugnest, liebst nicht nur nicht, du hassest Christum, wie ihn einst die Pharisäer haßten, nimmst nicht nur sein Heil nicht an, du stößest es mit Widerwillen von dir, und verübst im Geiste den gleichen Mord an ihm, den einst sein Volk an ihm verübte.

Wer also sind die Gläubigen, und insbesondere die christlich Gläubigen? Die sind's, die nicht allein im Bewußtsein einer heiligen Nothwendigkeit ihre geistige Persönlichkeit und deren heilige Bestimmung sich vergegenwärtigen, und im heiligen Walten Gottes den unwandelbaren Felsen fassen, auf den sich ihre heilige Bestimmung gründet, sondern auch im tiefen und lebendigen Bewußtsein ihrer sündigen Bedürftigkeit vor dem heiligen Gottesbilde, Christus, sich demüthigen, in ihm den heiligen Erlöser schauen, in seinem Tode für die Sünder die ewige Gnade, in der Vereinigung mit ihm die Erlösung von der Sünde erfassen und zu eigen nehmen. Wer aber sind die Ungläubigen? Das können nur die sein, welche sich jener heiligen Nothwendigkeit entziehen, sie nicht nur nicht empfinden, sondern auch wo sie von außen her sich ihnen gegenüber stellt, nicht anerkennen, und

*) Vergl. unten Nro. 10.

das Gegentheil behaupten. Insbesondere also, was den christlichen Glauben anbetrifft, sind es die welche Christum in der heiligen Selbstoffenbarung seines Lebens nicht nur nicht erkennen — das könnte möglicher Weise bloße Stumpfheit, geistige Blindheit sein —, sondern auch wo er ihnen als der Heilige Gottes verkündigt wird, sich weigern ihn als solchen zu erkennen, vielmehr bemüht sind ihn durch aufgestellte Zweifel und Einwendungen herab zu ziehn in ihren Staub, und die Erlösung die er darbeut nicht nur nicht annehmen, sondern auch bekritteln und bemäkeln, um sie als nicht nothwendig oder nicht vollkräftig darzustellen. Solche aber versündigen sich schwer, denn keine Sünde kann schwerer sein, als das Heilige gemein zu achten, und die höchste Wohlthat als nicht vorhanden oder als keine Wohlthat zu verachten. Ist aber dies die richtige Antwort auf die Frage: wer sind die Gläubigen, wer die Ungläubigen? so muß in ihr der Maßstab liegen für die Selbstbeurtheilung des Einzelen. Finde ich in mir Abneigung gegen das was ich mit meinem Glauben umfassen soll, ist mir nicht nur gleichgültig sondern auch zuwider, was mir ein theures Gut sein soll, so daß ich es nicht glauben mag noch will, dann bin ich ganz gewiß ein Ungläubiger, sei es nun daß mein Weigern sich auf alles das beziehe, was Sache des Glaubens ist, oder nur auf einen Theil, ja es liegt wenigstens im letzteren Falle die Vermuthung nahe, daß auch was ich von Glauben zu besitzen meine, mehr Schein als Wahrheit sei. Dagegen, wenn mein Inneres mir bezeugt, daß der Gedanke Gottes meinem Herzen eine theure Wahrheit sei, von welcher ich nicht lassen möchte um keinen Preis der Welt, daß Gottes heiliges Ebenbild in Christus mir innerlich klar und gewiß, in seinem Tode aber die Erlösung von der Sünde nicht nur meinem Denken, sondern meinem Herzen und ganzen Wesen heiliglich verbürgt sei, dann bin ich eben so gewiß ein Gläubiger, und bedarf so wenig, daß mir ein Anderer darüber Zeugniß gebe, als das Urtheil Anderer, das mich ungläubig schilt, mich darin irre machen darf. Was aber den Glauben meiner Umgebungen betrifft, so werde ich zwar, wenn sie die Verneinung selbst aussprechen, oder wenn ihr ganzes Leben ihrer Bejahung widerspricht, mich dem Urtheil, sie seien Ungläubige, nicht entziehen können, im Uebrigen aber eben so behutsam sein in der Behauptung ihrer Gläubigkeit als in der des Gegentheils; denn viel zu

sehr gehört der Glaube dem innersten Leben des Menschen an, als daß nach beiden Seiten hin das Urtheil ohne die größte Gefahr des Irrthums möglich sei. Irrthum aber über das Sittliche im Menschen, leichtfertig angenommen und ausgesprochen, ist ein schwerer Frevel.

Fragst du nun vielleicht, mein Leser, was Ursache sei, daß die Anklage des Unglaubens in unsern Tagen so oft, so zuversichtlich, und auch gegen Solche erhoben wird, welche du nach dem Obigen für Gläubige ansehn zu müssen glaubst: so kann ich, da in alles Einzele einzugehen hier nicht möglich ist, dir nur im Allgemeinen so viel sagen: es giebt einen alten Irrthum, der fast so alt ist als das Christenthum, und durch alle Jahrhunderte großes Unheil angerichtet hat. Einen zweifachen. Der eine ist der, daß der Glaube ein Urtheil des Verstandes sei, während er doch eine That des Willens ist, und ganz der sittlichen Natur des Menschen angehört; der andere, daß er Gegenstände habe, deren Annahme auf keiner sittlichen, sondern entweder auf gar keiner oder auf bloßer Denknothwendigkeit beruht; beide aber stehn im engsten Zusammenhang. Die Folge ist, daß man für Manches Glauben fordert, was gar nicht Gegenstand des Glaubens ist, sondern nur entweder gewußt, oder erkannt, oder weder gewußt noch erkannt werden kann, und doch so wenig auf geistiger Nothwendigkeit beruht, daß weder mein Annehmen mich sittlich höher, noch mein Leugnen mich sittlich tiefer stellt, daß ich es annehmen, und doch ein gottloser, aber auch leugnen, und doch ein tugendhafter und frommer Mensch sein kann. Entspreche ich dann der Forderung, so nennt man mich einen Gläubigen, kann ich's, und vielleicht aus guten Gründen nicht, so muß ich für ungläubig gelten. So urtheilt man wohl häufig, ja wohl meistens, aus der besten Meinung, und ferne sei von uns die Ungerechtigkeit, denen die so thun unlautere Antriebe leichtfertig beizumessen; aber Irrthum ist es doch, wenigstens Meinen ohne Grund, und ob wir Gläubige seien oder Ungläubige, darüber kann außer uns selbst nur Der entscheiden, der unser Herz durchschaut. Sorgen wir daher nur dafür, daß wir den Glauben haben, der im Herzen wurzelt, dann wird das Zeugniß Gottes uns nicht fehlen, und wenn die Menschen uns dann als ungläubig schelten, braucht's uns wenig zu bekümmern.

2.

Die Offenbarung.

Der Streit über die Offenbarung, ihre Möglichkeit, Nothwendigkeit, Wirklichkeit, Erweisbarkeit, hat seit einem Jahrhundert die Gemüther, und nicht nur der Gelehrten, auch der Gebildeten überhaupt so viel und stark bewegt, daß eine Verständigung darüber auch in solchen Kreisen, welche auch ohne theologische Gelehrsamkeit doch christliche Erkenntniß und klare Einsicht in die Gründe ihres Glaubens suchen, nicht als überflüssig oder vorwitzig gelten kann. Ich versuche sie zu geben, bei der Bestimmung dieser Blätter freilich mehr in flüchtigen Andeutungen als in ausgeführter Weise.

Haben wir Grund zu glauben, daß Gott sich der Menschheit offenbare? Ich sage mit Entschiedenheit: wir haben ihn. Ich sage Mehr. Der Glaube an die Offenbarung ist so fest begründet im Begriffe Gottes, daß wir nur die Wahl haben, entweder ihn festzuhalten oder nicht an Gott zu glauben. Wir glauben an Gott als die unendliche Kraft, damit ist für uns gegeben, daß er unendlich wirksam sei; wir glauben an ihn als den Allgegenwärtigen, darum denken wir keinen Theil der Welt, also auch die Menschheit nicht von seinem Wirken ausgeschlossen; wir glauben an ihn als den Heiligen, das nöthigt uns zu denken, daß sein Wirken nur dem Endzweck diene, daß heilig sei, was heilig werden kann; wir glauben an ihn als den Ewigen, darin liegt für uns die zweifelloseste Gewißheit, daß Nichts in seiner Welt, daß also auch die Sünde der Menschheit nicht die Wirkung haben könne, seinem Wirken eine Fessel anzulegen, daß viel=

mehr, wenn überhaupt ein Mehr oder Weniger bei Gott möglich wäre, wir sein Wirken da am stärksten denken müßten, wo das Bedürfen desselben das tiefste ist. Also, heilig werden soll die Menschheit, daß sie heilig werde, ist Gottes Zweck bei seinem Wirken in der Menschheit; heilig werden kann sie nur, wenn sie von Gott und dem was göttlich ist, und von dem Wege der zu Gott führt Erkenntniß hat, diese Erkenntniß hat sie als sündige Menschheit nicht, denn die Sünde ist Abwendung von Gott und Feindschaft wider Gott, der Sünder sucht Gott nicht, wie sollte er ihn kennen? ja suchte er ihn auch, so suchte er ihn nicht recht, und was er fände, wäre nicht der wahre Gott. Darum ist für sie kein Bedürfniß so dringend und so tief, als daß sich Gott ihr offenbare, denn thäte er es nicht, sie erkennte ihn nimmermehr. Darum glauben wir an Gottes Offenbarung an die Menschheit, und würden daran glauben, auch wenn wir keine Spur davon in der Geschichte sähen. Denn immer bliebe ja doch die Möglichkeit, daß Er sich zwar ihr offenbarte, sie aber seiner Offenbarung sich verschlösse. Da sagt wohl Einer: was bedarf's denn da besonderer Offenbarung? Gott offenbart sich zur Genüge in der Natur. Da sollen und da können wir ihn finden. Ja, geben wir zur Antwort, er offenbart sich da in seiner Schöpfermacht und Herrschergröße; was aber der Mensch bedarf, damit er heilig werden könne, seine Heiligkeit und seine Liebe, kann er da nicht offenbaren, denn die Natur ist nicht geeignet, gleichsam den Eindruck davon in sich aufzunehmen. Das kann er nur dem Geiste offenbaren, weil wir also an die Offenbarung — offenbarende Wirksamkeit — Gottes glauben, wie in der Geistwelt überhaupt, so ins besondere an die Menschheit, so glauben wir auch, daß Gott sich selbst, seine Heiligkeit und seine Liebe, an den Geist der Menschen offenbare, und nennen Gott in dieser seiner offenbarenden Wirksamkeit, dem Sprachgebrauch der Bibel angemessen den Geist Gottes. Wie er sich offenbare, das Geheimniß seines heiligen Geisteswirkens zu ergründen maßen wir uns nicht an; wir begreifen nicht wie unser Geist einwirken könne auf die Geister der Umgebungen, und doch wirkt er ein; darum bescheiden wir uns gern, noch weniger zu fassen von der Art wie Gott sich offenbare. Einiges aber ist uns dennoch klar, nemlich erstlich: Gott flößt dem Menschen die Erkenntniß der Wahrheit nicht in solcher

Weise ein, wie wir ein leeres Faß mit Flüssigkeit anfüllen, denn der Mensch ist nicht ein solch Gefäß, und die Wahrheit läßt sich so nicht übertragen; der Mensch muß die Wahrheit suchen, muß zu ihrem Empfange sich bereiten, muß dem offenbarenden Gotte gleichsam entgegen gehn, oder er wird nichts vernehmen. Was daraus folgt ist dieses, daß zwar Gott sich allen Menschen und unaufhörlich offenbart, aber doch nicht alle Menschen seiner Offenbarung inne werden können. Es werden es nemlich die alle nicht, welche jenes Entgegengehen nicht vollziehen, die deren Herz ungläubig ist, daß sie der Wahrheit nicht begehren, ja sie von sich stoßen, und diese sind leider jederzeit die Ueberzahl gewesen; es werden es nur die welche Verlangen nach der ewigen Wahrheit haben. Sie bilden die Minderheit, aber doch was ihnen offenbar geworden, das können und das werden sie den Uebrigen verkündigen, und hierdurch die unmittelbare Offenbarung in die mittelbare, durch die Erstempfänger vermittelte übergehn. Zweitens, Gottes offenbarende Wirksamkeit ist zwar ewig eine und dieselbe, aber die Menschen vernehmen immer nur so viel davon, als sie aufzunehmen fähig sind, können also auch an Andere nur so viel mittheilen, als sie selbst vernommen haben; das Vernommene aber mag dann weiter wirken, die Empfänglichkeit sich erhöhen, und die spätere Zeit wird Mehr vernehmen, als die frühere, und jede folgende wieder Mehr, bis endlich einmal das volle Licht erschienen, Nichts mehr zu offenbaren ist, und daher auch keine Offenbarung mehr erfolgt. Die Offenbarung wird mithin nothwendig eine Geschichte haben, deren wesentlicher Verlauf nur dieser sein kann, daß sie von leisen, fast unmerkbaren Ahnungen ihren Anfang nimmt, die immer stärker, immer schärfer ins Bewußtsein treten, und endlich einmal, vielleicht nach einer langen Reihe von Jahrhunderten oder auch Jahrtausenden aufhören Ahnungen zu sein, und wahres lebendiges Erkennen sind. Daher ist Thorheit, in den Tagen des Anfangs das gleich helle Licht zu fordern, dessen eine spätere Zeit genießt, mehr als Thorheit, die Kinder zu tadeln, daß sie noch nicht Männer sind, aber auch sich dem Wahne hinzugeben sie seien es. Endlich drittens, die Menschheit an welche die Offenbarung ergehen kann, wird immer die sündige Menschheit sein, denn nur die sündige ist die wirkliche. Zwar werden die welche von der Rede Gottes an die Menschen einen Laut in sich

vernehmen, immer die Besseren oder die Besten sein, denn nur Solche öffnen ihr das Ohr, aber sündige Menschen sind auch sie, und denen sie das Vernommene verkündigen, sind es auch. Im Wesen der Sünde aber liegt, daß sie den Irrthum zeuge, der Irrthum aber legt sich auch der reinsten Wahrheit an, hebt sie nicht auf, aber verhüllt oder verunstaltet sie. Darum, Gottes Offenbarung ist immer rein und lauter, aber die sie empfangen, mischen vom Eigenen ihr einen Antheil Irrthum bei, und theilen sie versetzt mit diesem an die Andern mit. So ist unmöglich, daß sie frei von aller Trübung an die Menschheit komme, diese aber, erstlich kann sie sie nur so empfangen, wie die ersten Empfänger sie ihr bieten, sodann aber, da die zweiten Empfänger gleichfalls sündige Menschen sind, und immer tiefer stehen als die ersten, werden auch sie nicht unterlassen vom Eigenen hinzu zu thun, und das wird wieder ein Antheil Irrthum sein. Die unausbleibliche Folge ist, daß Gottes lautere Offenbarung sich im Leben der Menschen immer gemischt mit einigem Irrthum findet, im Stufengange ihrer Fortentwickelung aber wird das Irrthümliche sich nach und nach ausscheiden, ganz entschwinden wird es dann erst können, wenn die Sünde abgethan sein wird, die volle ungetrübte Wahrheit kann allein aus einem Geiste strömen, der frei von Sünde, heilig ist wie Gott.

Was vorhin ausgesprochen wurde, daß wir an Gottes Offenbarung glauben würden, auch wenn die Geschichte keine Spur der geschehenen darbieten sollte, das ist strengstens festzuhalten, denn der Glaube bezieht sich nicht auf das was wir sehen, sondern auf das was nothwendig ist in Gottes Ordnung, gleichviel es trete vor die Augen oder nicht. Aber es stellt sich eine Geschichte zur Betrachtung dar, der die Anerkennung als Offenbarung zu versagen wirklicher Unglaube wäre. Das ist die Offenbarung Gottes in dem Kreise, aus welchem das Christenthum hervor gegangen, ja vielmehr die mehr als zwei Jahrtausende umfassende Reihe göttlicher Offenbarungen, von welcher Christus die goldene Spitze ist. Mit Abraham beginnt, mit Christus endet sie. Unsere Bibel ist die Urkunde davon, Urkunde fast im allerstrengsten Sinne; denn sie berichtet nicht davon, wie ein Geschichtbuch thut, nach der Vollendung des Ganzen sie von Anfang an erzählend; die daran schreiben, sprechen zu großem Theile ihr unmittelbares Bewußtsein aus, nicht ahnend, daß eine Geschichte im Wer-

den ist, zu welcher ihre Arbeiten sich als Bestandtheile verhalten werden; eben das aber giebt ihren Schriften die Eigenschaft wirklicher Urkunden, hat aber auch bewirken müssen, daß jene allgemeine Geschichte jeder Offenbarung, die so eben gezeichnet wurde, sich in und an ihr selbst vollzogen hat, und sie gewissermaßen zugleich Urkunde und Ereigniß geworden ist, und alles das an sich trägt, was die von ihren Anfängen aus sich fortentwickelnde Offenbarung an sich tragen muß. Wir können die Geschichte der Offenbarung nicht betrachten, ohne die der biblischen Schriften zu betrachten, und umgekehrt. Einige flüchtige Züge dieser Geschichte will ich gegenwärtig zeichnen, bei einzelen Hauptpunkten derselben bleibe ich dann länger stehn.

Aus dem ausgedehnten Weidelande im Osten des Euphratstroms erhebt sich Abraham, ein Hirtenfürst, und wandert mit seinen Heerden und Knechten dem Westen, dem Lande am Meere zu. Sein Leben, einer schriftlosen Zeit angehörend, konnte erst nach Jahrhunderten durch Schrift weiter überliefert werden, und pflanzte sich in der Zwischenzeit im Munde seines Stammes fort, und wurde dadurch nothwendig dunkel und sagenhaft*). Sein Heimathsvolk hat die Gestirne, die es allnächtlich am wolkenlosen Himmel schaut, als herrschende Mächte, in so fern als seine Götter, angebetet; in Abrahams Seele ist der Gedanke eines Gottes wach geworden, wie? das weiß kein Mensch. Die Stammessage denkt diesen Gott wie einen Menschen bei ihm einkehrend, Mund zu Mund mit ihm sich unterredend. Das ist die Schale, aber der Kern ist der, daß der Gedanke Gottes nicht durch Denken oder Forschen, sondern ihm selbst unbewußt ihm aufgegangen ist. El Schaddai ist sein Name, Gott der Allmächtige. Das ist das erste Glied der langen Offenbarungskette: ein Gott, dem Menschen ähnlich, aber der Allmächtige, dem Himmel und Erde angehört. Uns mag das gering erscheinen, und es ist auch wirklich nur der erste Schritt zum Lichte, aber ein großer Schritt, den zahllose Völker, und unter ihnen die gebildetsten, in Jahrtausenden nicht gethan, die Grundbedingung der vollkommenen Erkenntniß. Auch einen Glauben schreibt die Ueberlieferung ihm zu, der, sollte er auch später erst entstanden, und auf ihn zurückgetragen worden sein, doch als

*) Vergl. unten Nr. 5.

der Keim der folgenden Heilsgeschichte zu betrachten ist, den Glauben an die weltbeglückende Bestimmung eines Volkes, dessen Stammvater er werden solle. Im Hause seiner nächsten Nachkommen erhielt sich der Gedanke des Gottes Abrahams, als aber die Familie zum Stamme angewachsen und in Aegypten in schmähliche Knechtschaft versunken war, da mag er wohl in der größten Mehrzahl seiner Glieder verschwunden sein, es mangelte ihm ja Alles, um auch nur sein Gedächtniß zu erhalten. Einzele haben ihn vielleicht bewahrt. Aus dem Schooße des verachteten, geknechteten Hirtenstammes ersteht ein Mann, Mose, dessen geistige Größe das Werk bezeugt, das er geschaffen hat. Der faßt den kühnen Gedanken, seinen Stamm aus der Dienstbarkeit heraus in Abrahams Heimathland zu führen, und zum Volke zu erheben. Woher war der Gedanke? Ihm selbst konnte er nur als ein von Gott gegebener erscheinen, und wir, wenn wir auf die große Geschichte sehen, die aus diesem Gedanken herausgewachsen ist, können wir ihm widersprechen? Die Ausführung gelingt, der Stamm ist frei. Aber ein freier Hirtenstamm ist noch kein Volk, was einen Stamm zum Volke macht, ist das Gesetz. Er giebt ihm ein Gesetz, vielleicht nur die ersten Grundzüge der Gesetzgebung, die wir in ihrer Vollendung vor uns sehn. Woher hat er das Gesetz? Es war gewiß sein innerstes Bewußtsein, wenn er es von seinem Gotte, dem Gotte Abrahams und seines Volkes gegeben dachte, und die ganze folgende Zeit hat es in gleicher Ehrlichkeit mit ihm geglaubt. Und wir, in der Form, wie der Gedanke sich im Vorstellen der nächsten Jahrhunderte abspiegelte, können wir vielleicht es nicht annehmen, das Wesen des Gedankens aber, wenn wir nur irgend die Bedeutung fassen, welche das Gesetz gehabt hat in der Heilsgeschichte, erkennen wir freudig an. Aber auch das Volk mußte das Gesetz von seinem Gott empfangen, oder das Gesetz hatte nie die Heiligkeit, in deren Kraft es die Gewissen binden, und seine erziehende Wirksamkeit ausüben mochte. Das Volk aber hatte in Aegypten seinen Gott verloren, und sich dem Thierdienst seiner Dränger hingegeben. Mose gab ihm den Gott seiner Väter wieder, aber indem er ihm einen neuen Namen, den heiligen Jehovanamen gab, nicht mehr bloß als den Allmächtigen, auch als den Ewigen, Unwandelbaren, dazu als seinen Gesetzgeber, den strengen Hüter des Gesetzes, dem es willig Folge lei-

sten sollte, und nur in Reinheit nahen durfte. Das war die zweite Stufe an der Offenbarungsleiter, eine unvollkommene Offenbarung, wenn wir sie von der Höhe der vollkommenen aus betrachten, aber eine nothwendige, denn wer frei werden soll, muß erst gelernt haben, seinen Nacken unter das Gesetz zu beugen, das so lange mit seinen Drohen vor ihm stehen muß, bis er dahin gereift ist, es in sich zu lesen als sein eigenes. Und das Volk hatte lange Zeit hinan zu klimmen, bis es auf dieser Stufe wirklich angekommen war. Die zerstreuten Spuren seiner inneren Geschichte, welche sich dem Forscher mühsam erschließen, lehren uns, daß ein Jahrtauseud hinging, ehe das Volk sich aufrichtig und ungetheilt an sein Gesetz ergab, in der Zwischenzeit auf mancherlei Irrwegen ging. Doch feierte in dieser Zeit die Offenbarung nicht, im Gegentheil, während das Gesetz sich kaum vorübergehend und nur unvollständig geltend machen konnte, in einer Zeit der Verwirrung, ja zum Theil der heillosen Verdorbenheit, trieb sie die schönsten Blüthen, die nach Jahrtausenden noch Allen, die sie kennen lernen, zur Erquickung und zur Stärkung dienen. Das ist das fromme Lied, der freie, durch kein Gesetz gefesselte Erguß eines Herzens, das zu Gott in einem ganz anderen Verhältniß steht, als das Gesetz mit seinem „Du sollst" und seiner Strafdrohung erzeugt, im Verhältniß der Freundschaft, ja der Vertraulichkeit, und das nun alle seine Nöthe seinem Gott klagt, all sein Wohlbefinden ihm verdankt, kurz seine Lust im unbeschränktesten Verkehr mit seinem Gotte findet. Von der Zeit Davids bis lange nach der Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft hat der Mund der frommen Dichter nicht geschwiegen, ihre Namen und ihr Leben sind uns wohl meist unbekannt, ihre Lieder hat man, meist unter Davids Namen, in ein Buch gesammelt, in das Psalmbuch, das auf der einen Seite uns Urkunde ist, wie in gar mancherlei Schicksalen fromme Seelen fühlten, auch wie sie sich verirrten und aus der Irre wieder fanden, auf der anderen unzähligen gleichgestimmten oder Gleiches erfahrenden Seelen wahre Erbauung schafft. Der prüfende Verstand, der von der Höhe einer weit vollkommneren Offenbarung aus den Inhalt dieser Lieder durchnimmt, wird Manches darin finden was er sich nicht aneignen kann, Vorstellungen von Gott, welche Gottes, und Gesinnungen, welche des tugendhaften Menschen unwürdig sind. Das wollen wir nicht leug-

nen, denn es ist da, aber haben wir die Nothwendigkeit des allmähligen Emporsteigens, und die Unmöglichkeit einer vollkommen lauteren Auffassung des Göttlichen in sündigen Gemüthern erkannt, so begreifen wir ihr Dasein und lassen uns dadurch nicht stören, die Psalmen werden uns zur Urkunde jenes Entwicklungsganges, das ewig Wahre darin erkennen wir als Gabe des heiligen Gottesgeistes, das Mangelhafte als die Schlacken welche das sündige Herz dem edlen Golde beigemischt, an jenem erbauen wir uns, aus diesem lernen wir uns selbst erkennen. — Eine zweite, und sehr bedeutende Erscheinung, die ihren geschichtlichen Ursprung gleichfalls in den Zeiten der Noth und der Verwirrung, der Gesetzlosigkeit und des Abfalls hatte, ist das Prophetenthum. Wären die hebräischen Propheten was man bei dem Namen zu denken pflegt, Weissager künftiger Ereignisse, so wären sie nichts außerordentliches, denn Weissager hat jedes Volk und jede Zeit gehabt, es würde höchstens das merkwürdig sein, wenn etwa eingetroffen wäre, was sie vorhergesagt. Das aber sind sie nicht; wir kennen zwar nicht alle Propheten dieses Volks, manche unter ihnen können das gewesen sein, und spätere Erzählungen haben wir von Einigen, die darauf führen können; aber wir besitzen eine Anzahl von Prophetenbüchern, die verschiedenen Jahrhunderten angehören, und diese geben uns ein anderes Bild, und wo zu wählen ist zwischen urkundlichen Schriften, wie diese fast alle sind, und Geschichten von weit jüngerer Entstehung, da kann kein Zweifel sein, daß unser Begriff aus jenen, nicht aus diesen zu schöpfen sei. Nach ihren Büchern sind sie Gottesredner, d. h. Leute die in dem Bewußtsein reden, Gott habe sie innerlich berufen, und zu Verkündigung dessen hingestellt, was ihrem Volke zu hören nothwendig sei; wenn sie als Propheten reden oder handeln, reden und handeln sie im Namen Gottes, und zweifeln nicht daß ihre Rede eine Rede Gottes sei. Was aber das Volk bedurfte, das war in aller Zeit das Gleiche, und daher hat ihre Rede wesentlich in allen Büchern den gleichen Inhalt, nur nach den verschiedenen Zeitverhältnissen verschiedentlich gestaltet. Das Volk war zuchtlos, lasterhaft, götzendienerisch, seine Könige grausame Gewaltherrscher, seine Priester üppig und oft fremdem Götterdienst ergeben, Verbrechen und Schandthaten im Schwange gehend, durch innere Zerwürfnisse und Kriege mit den Nachbarn der Staat an den

Rand des Untergangs gebracht. Ohne Scheu, unter Verfolgung und Gefahr des Lebens — zu Zeiten massenweis ermordet —, halten die Propheten ihm seine Sünde vor, züchtigen unbarmherzig seine Laster und Verbrechen, decken ihm die Quelle aller seiner Leiden im Abfalle von seinem Gotte auf, und verkündigen ihm unausbleibliche Strafgerichte, wenn sich's nicht bekehren werde. Aber bekehren soll es sich, zu seinem Gotte sich bekehren in Treue und Aufrichtigkeit. Unterläßt es das, so ist ihm der Untergang gewiß, rafft sich's in vollem Ernste dazu auf, so darf es eine bessere Zukunft hoffen. Diese Zukunft malen sie ihm dann tröstend aus, theils in allgemeineren Schilderungen von Friede und Eintracht, Wohlstand und allgemeinem Glück, theils — doch nur einige Propheten — in bestimmtere Form gekleidet als die Herrschaft eines Königs aus dem rechtmäßigen Fürstenhause, der die getrennten Stämme vereinigen, die Feinde überwinden, und das bekehrte Volk in Gerechtigkeit und Gottesfurcht regieren werde. In dieser Beziehung sind sie denn wirklich Weissager gewesen, und von ihren Weissagungen hat sich Nichts verwirklicht, wie die Geschichte lehrt; aber erstlich, was sie verhießen, das verhießen sie bedingungsweise, und Israel hat die Bedingung nicht erfüllt; sodann, um ein Volk zu trösten, muß man ihm verheißen, was es als Volk bedarf, um ein unverständiges Volk zu trösten, ihm das zurufen, was es verstehen kann; hätten sie ihm rein geistige Aussichten eröffnet, angestaunt hätte es sie vielleicht, vielleicht auch das noch nicht, verstanden nicht ein Wort. Endlich aber, und dies das wichtigste, in diese Schale hüllte sich ein goldner Kern, durch diese Schilderungen wurde in die Seelen ein Gedanke eingepflanzt, der in dieser Gestalt zwar keine Wirklichkeit gefunden hat, wohl aber seinem Wesen nach, und der Gesammtgeschichte der Menschheit eine Wendung ertheilt, die sie außerdem nie genommen hätte. Das war der Gedanke eines durch göttliche Ursächlichkeit und menschliche Vermittelung herbei zu führenden besseren, seligeren Verhältnisses zu Gott, an dem nicht nur das eine Volk, sondern Alle Antheil nehmen sollten, eines solchen Verhältnisses, daß nicht mehr ein drohendes und strafendes Gesetz den Menschen gegenüber stände, sondern Gottes Gesetz ihr eigenes Gesetz geworden wäre und lebendige Erkenntniß Gottes allgemein. Dieser Gedanke, ein wahrer Heilsgedanke, wurde dem

unglücklichen Volke in sein Elend mitgegeben, es zu erhalten, zu stärken, zu ermuthigen in großer Noth; es hat ihn mitgenommen gen Babylon, es hat ihn heimgebracht ins Vaterland, es hat ihn festgehalten unter der Herrschaft der Perser, der Macedonier, der Syrer, der Aegypter und der Römer; wie es ihn faßte, hat er sich nicht erfüllt, aber in weit herrlicherer Weise.

Das Königreich ging unter, seine Bürger wanderten in die Gefangenschaft, oder zerstreuten sich weit umher, ein kleiner Theil ward unter Cyrus heimgeführt, und fristete ein kümmerliches Dasein noch sechshundert Jahre, die Stimme der Propheten wurde matter, und verstummte, das Volk, zuchtlos zur Zeit seiner Selbständigkeit, wurde unter fremden Herren ein Gesetzvolk; den Zaum, gegen den es ein Jahrtausend lang sich gesträubt, nahm es nun willig hin, duldete seinen Zwang, und reifte ohne es zu wissen dem Augenblick entgegen, wo „die Zeit erfüllet" wäre. Die Geschichte der Offenbarung Gottes die wir bis hierher verfolgen konnten, bricht hier wegen Mangels an Schriftdenkmälern für unsre Blicke ab, um da erst wieder einzutreten, wo Der erschien, der sie vollenden sollte. Vollenden konnte sie nur, wer heilig war wie Gott, jeder Andere, auch der Beste und Trefflichste, nimmt sie nur theilweis und gemengt mit Irrthum auf, und kann sie auch nur so verbreiten. Der aber heilig ist wie Gott, empfängt sie nicht nur lückenlos und ohne Makel, er selbst ist die vollkommene und lautere Offenbarung Gottes, denn Eins mit Gott in seinem Wollen, ist er's auch in seinem ganzen Leben, sein ganzes Wesen Gottes reines Ebenbild, jede seiner Handlungen ein Spiegel gleichsam eines heiligen Gedankens Gottes. Dieser Heilige ist erschienen in Christus unserm Herrn, unser Glaube erkennt ihn als Solchen, und seine Erscheinung als göttliche Sendung an, und sieht darum in seinem Leben, und zumeist in dessen Spitze, seinem Kreuzestode für die Menschheit, die Vollendung aller Offenbarung Gottes. Auch was er redete, mußte göttliche Wahrheit, mußte Offenbarung an die Menschen sein; aber was er sprach, das ging durch sündige Ohren ein, durch sündigen Mund wieder aus, ihn vollkommen zu verstehen hat kein Mensch vermocht, auch seine Jünger konnten seine Worte nur in dem Verhältniß fassen, in welchem sie selbst ihm ähnlich waren, die heilige That seines Todes aber prägte sich als ein Ereigniß für

alle Zeiten unverändert ein, und Jeder kann in ihr die höchste Offenbarung Gottes sehen nach dem Maße der Empfänglichkeit das er hat. Darum, gern hören wir was Andere uns von seinem Wort berichten, in seinem Tode haben wir ihn selber, wie ihn Paulus hatte, und alle Gläubigen bisher.

Ueberblicken wir nun das im Obigen mehr Angedeutete als Ausgeführte, so kann über die Hauptfrage kein Streit mehr sein. Gott hat sich der Menschheit offenbart, und in einem Theile derselben hat seine offenbarende Wirksamkeit den Erfolg gehabt, die Menschheit nach und nach dahin zu führen, daß sie auch seine volle Offenbarung, die in Christus ihr bestimmt war, fassen lernte. Unsre Bibel enthält zugleich die Geschichte und den Inhalt dieser Offenbarung, jene indem sie uns die Hauptpunkte zeigt, in denen, und die Hauptpersonen, durch welche sie sich vollzogen hat, diese indem sie uns Christus vor die Augen stellt, und daneben die Form zur Anschauung darbietet, in welcher die ewige Wahrheit Gottes in menschlichen Gemüthern Schritt vor Schritt zum Bewußtsein gekommen ist, ein zweifaches Wort Gottes, das eine gefaßt in unvergängliche Thatsachen, das andere in den Rahmen menschlicher Auffassung und Darstellung. Warum aber ist noch Streit? Warum treten Behauptung und Leugnung noch einander gegenüber? Die Ursache dürfte wohl diese sein, daß man auf der einen Seite eine Offenbarung denkt, wie sie weder von Gott gegeben noch von den Menschen empfangen werden kann, auf der andern aber im Widerspruch gegen die überspannte Vorstellung nach Menschenweise den Mittelpunkt nicht fand, und weil man jene sich nicht aneignen konnte, sich des Begriffes überhaupt entschüttete. Unsre Aufgabe wird folglich sein, den rechten Punkt zu suchen, das Wesen festzuhalten, und auch da anzuerkennen, wo sich's in Formen findet, die die unsrigen nicht sind; die aber, welche nicht zu glauben scheinen, zu überzeugen, daß sie doch, wenn auch unwissend, glauben, indem sie einen Gott nicht glauben können, der sich nicht offenbart. Selbst aber wollen wir die Geschichte seiner Offenbarung so lange und so tief erwägen, daß uns endlich möglich werde, aus tiefstem Herzensgrunde dem Apostel nachzusprechen:

O welch eine Tiefe des Reichthums beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! (Röm. 11, 33.)

3.

Die Verführung der Eva durch die Schlange.

Die im dritten Kapitel des ersten Buchs Mosis enthaltene Erzählung hat eine so feste Stelle im Jugendunterrichte, daß die Voraussetzung ihrer Kenntniß bei jedem Leser gewiß vollkommene Begründung hat. Aber wenn ich fragen könnte, wie seit jener Zeit diese Kenntniß unterhalten, und wie die Erzählung benutzt worden sei für immer zu erneuernde Selbstbelehrung, Selbstbespiegelung, Selbsterbauung, wie viele der Leser würden wohl sich das Zeugniß fleißiger Benutzung geben können? Und doch verdient sie's in sehr hohem Grade, und kann dem eigenen sittlichen Leben sehr zur Förderung dienen, wenn wir gleichsam mit dem rechten Auge sie betrachten. Dazu will ich denn im Folgenden die Veranlassung, wo möglich auch Anleitung geben, indem ich diejenigen Seiten der Erzählung hervorhebe, in denen ihr Erbauendes enthalten ist.

Eine Frage muß ich vorausschicken, weil ich vorher sehe, daß der Leser sie an mich richten wird. Das ist die Frage, ob wir in der Erzählung, die im zweiten Kapitel anhebt und durch das dritte fortläuft, wirkliche Geschichte haben? Wenn wir, das ist meine Antwort, unter Geschichte eine Erzählung dessen denken, was zu einer bestimmten Zeit sich genau so zugetragen hat, wie es berichtet wird, so kann uns das Bewußtsein nicht entgehen, daß hier keine wirkliche Geschichte sei. Denn einmal liegt zwischen der Zeit, in welche das Berichtete versetzt wird, und der Zeit wo die Aufzeichnung erfolgte, eine Zeit von mindestens zwei Jahrtausenden, eine Zeit in welcher

nach der Bibel selbst das Menschengeschlecht einmal fast gänzlich untergegangen war, und schon deßhalb, und nicht minder wegen gänzlichen Mangels der Schreibekunst die Ereignisse der Urzeit sich entweder gar nicht, oder höchstens in der dichtenden Gestalt der Sage auf die Nachwelt fortpflanzen konnten. Sodann aber, und vornehmlich, es werden hier Dinge als geschehn erzählt, von denen heute wohl Jeder weiß, daß sie nicht geschehn sein können, also auch nicht geschehen sind. Gott pflanzt nicht Gärten und wandelt nicht darin umher, verfertigt auch nicht Kleider, und Schlangen sprechen nicht. Wir untersuchen nicht, ob der Verfasser der Erzählung diese Dinge als geschehn gedacht; dem kindlichen Alterthum war Viel zu denken möglich, was einer vorgeschrittenen Zeit unmöglich ist; also vielleicht auch dies. Aber möglich bleibt doch auch, daß alle diese Dinge nur der Einkleidungsform angehören, welche der Verfasser wählte, um seinen Lesern die Gedanken die sie lernen sollten, anschaulich zu machen. Welches das Richtige, läßt sich nicht ergründen, nur er selbst würde uns das sagen können; kommt aber auch darauf Nichts an. Worauf es ankommt, das sind die Gedanken selbst, fragst du mich aber, ob in diesen Wahrheit liege, so antworte ich dir aus Ueberzeugung Ja, und davon dich zu überzeugen, ist der Zweck, den ich mir bei der Darstellung vorgesetzt, zu der ich übergehen will, nachdem ich dich zuvor gebeten habe, mir mit so einfältigem Sinne nachzufolgen als du irgend kannst, d. h. die Erzählung mit so offenem, unbefangenem Sinne anzuschauen, als begegnetest du ihr zum ersten Male und hättest über sie noch nie Etwas vernommen. Dabei ist meine Meinung nicht, daß du alles was ich dir darüber sagen werde, ungeprüft hinnehmen sollest; nein du sollst alles prüfen, und Nichts annehmen, als was sich deinem innern Sinne als wahr erproben wird; aber damit dir das vollständig möglich werde, mußt du aller vorgefaßten Meinung dich entschlagen haben.

Im zweiten Kapitel (von V. 4 an) bereitet der Verfasser die Erzählung des dritten Kapitels vor, die ihm offenbar Hauptsache ist. Gott habe die bis dahin unfruchtbare und unbewohnte Erde befruchtet und zur Hervorbringung von Gewächsen aller Art geschickt gemacht, und im fernen Morgenlande einen Garten der Lust gepflanzt, mit Bäumen schön von Ansehn und köstlich zum Genuß, in der Mitte aber

zwei besondere Bäume, den Baum des Lebens und den der Erkenntniß von Gut und Böse. Der Sinn ist, daß ihre Früchte die Eigenschaft gehabt, dem Genießenden, die des einen unvergängliches Leben, die des andern, jene Erkenntniß zu vermitteln. Wir untersuchen nicht, ob es dergleichen Bäume gegeben habe oder geben könne, wir nehmen die Vorstellung des Schriftstellers so hin, wie er sie giebt. In diesen Garten nun habe Gott den von ihm gebildeten ersten Menschen, dem er später ein Weib zur Genossin gegeben, zum Anbau und zur Behütung desselben gesetzt, mit der Befugniß von allen Bäumen des Gartens zu genießen — also auch von dem des Lebens, — nur von dem der Erkenntniß nicht, unter Androhung sofortigen Todes für den Fall der Uebertretung. Der erste Mensch also, wie ihn der Verfasser denkt, ist zwar nicht unsterblich, aber kann es werden, hat die Erkenntniß von Gut und Böse nicht, kann sie erlangen, soll aber nicht, und seine Bestimmung ist ein Leben in heiterer Lust, das ewig währen kann, wenn er dem Gebote Gottes folgt. Dies die Vorbereitung, an die noch manche Betrachtung sich anknüpfen könnte, wenn nicht unser Zweck bloß in der Haupterzählung läge.

Wir müssen annehmen, die beiden Erstgeschaffenen leisten dem Verbote Folge, ohne über dessen Grund zu grübeln, in einfältigem Gehorsam. Sie sollen nicht, darum thun sie's nicht. Wie lange, wird nicht gesagt, es kam darauf Nichts an, eine lange Zeit hat der Erzähler wohl nicht gedacht. Nun aber tritt die Schlange auf. Der Verfasser denkt sie als wirkliche Schlange, erst eine weit spätere Zeit hat eine andere Vorstellung, die des verführenden Teufels, hinzugefügt. Die Schlange sagt er, sei es daß er wie einen ersten Menschen, so nur eine erste Schlange dachte, sei es weil es ihm nur um den allgemeinen Begriff zu thun war, wie wenn wir in der Fabel sagen: Der Fuchs lud den Storch zu Gaste. Die Schlange ist klug, listig, mehr als die andern Thiere. Das muß sie sein, sonst käme die Erzählung nicht zu Stande. Ihr Zweck ist, die Menschen zum Ungehorsam in Bezug auf den verbotenen Baum zu bringen. So lange sie nun in der Einfalt des Gehorsams stehen, kann das nicht gelingen, der einfachen Aufforderung zum Essen würde die einfache Hinweisung auf das Verbot, wohl auch auf den verbietenden Gott entgegen treten. Sie muß auf einem Umwege zum Ziele zu

gelangen suchen. Das Verbot ist da, es ist Thatsache, die sich nicht wegleugnen läßt. Aber an dem Verbote läßt sich deuten. Zuerst, sie erweitert das Verbot bis zur Unvernünftigkeit. Sie stellt sich als habe sie so Etwas gehört, es solle der Mensch von allen Bäumen des Gartens Nichts genießen. Das aber will sie doch nicht glauben, es wäre doch zu ungereimt auf der einen, zu hart auf der andern Seite, erst einen Garten zu schaffen mit Bäumen voll der schönsten Früchte, und ihn dem Menschen zum Aufenthalt anzuweisen, dann aber ihm den Genuß zu versagen, wie sehr auch das Bedürfniß und die Begierde ihn dazu antreiben möge. Darum wendet sie sich an die betreffenden Personen selbst, um genau zu erfahren, was an der Sache sei. „Sollte Gott gesagt haben: ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?" Sieht das nicht aus wie reine Wißbegierde, wie Verlangen nach recht gründlicher Kenntniß? Oder gar wie Eifer um die Ehre Gottes, dem sie ein so sinnloses Verbot nicht zutrauen kann, und den sie zu vertheidigen kommen will gegen die Urheber des ihn kränkenden Gerüchts? Oder auch wie herzliches Mitleid mit den armen Menschen, wenn sie wirklich unter so tyrannischem Gebote stehen sollten? Die Schlange hat den besten Weg ergriffen, sich bei ihrer Hörerin geneigtes Ohr zu schaffen. Das Weib, das in ihren Worten nichts Arges findet, und Nichts finden kann, auch einen Grund nicht sehen kann, sich gar nicht mit ihr einzulassen, giebt ihr Bescheid ganz wie die Sache steht. Sie widerlegt die falsche Meinung, welche die Schlange zu haben vorgegeben hat: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber sie kann auch nicht umhin, die Beschränkung beizufügen, das wirkliche Verbot, das zu jener gehässigen Vergrößerung Anlaß gegeben hat, sammt dem Grunde der Gott dazu bewogen hat: von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet. Da kann es denn wohl hoffen, die Fragerin werde befriedigt sein. Und sie würde es auch sein, wenn ihre Frage aus wohlmeinendem Herzen hervorgegangen wäre. Sie sähe ja nun ein, daß sie falsch berichtet war, daß das Verbot von welchem sie gehört, den Inhalt nicht gehabt den man ihr vorgespiegelt, daß vielmehr Gott seinen Menschen Alles gestattet hat, was ihnen heilsam ist, und nur das Eine nicht,

was ihnen zum Verderben gereichen würde, daß er sich als liebender Vater gegen seine noch unerfahrenen Kinder bewiesen hat. Aber die Schlange hat einen andern Zweck, sie hat dem Weibe das Geständniß abgelockt, das sie aus ihrem eigenen Munde hat vernehmen wollen, um sie nun dabei zu fassen und in ihr Garn zu ziehn. Sie wendet sich dem Grunde des Verbotes zu, der Todesdrohung, welche der Verbietende daran geknüpft. Das Weib nimmt sie als Wahrheit an, wie sollte sie auch nicht? Der Gedanke der Lüge ist ihr noch fremd, die ja noch keine Lüge weder geredet noch vernommen und als Lüge erfahren hat. So lange sie dabei bleibt, wird sie nicht vom Gehorsam weichen, denn mag sie auch nicht wissen was sterben sei, sie weiß doch etwa daß es das Aufhören ihres gegenwärtigen seligen Zustands sei, und das kann sie nicht wünschen, nicht herbeiführen durch ihre eigne That. Da also liegt der Punkt wo die Verführerin sie zu fassen hat. Den Glauben an die Wahrheit dessen was Gott geredet hat muß sie zerstören. Ihr werdet mit nichten des Todes sterben. Also: Gott hat Euch belogen, denn die Gefahr die er Euch vorgespiegelt hat ist nicht vorhanden, die Todesdrohung war ein Blendwerk, Euch zu schrecken. Ihr möget kühnlich von der Frucht des Baumes essen. Aber wird das Weib auch glauben? Wird es der Schlange mehr glauben als Gott? Nehmen wir an, sie wisse Nichts von Gott als das Verbot, weiß sie von der Schlange mehr als die Leugnung des Verbotes? Und wie erst, wenn sie Mehr von Gott weiß, und von der Schlange nur daß sie die Schlange ist? Die Schlange ist noch nicht am Ziele. Sie muß sich erst Glauben schaffen, um den Glauben an die Wahrheit Gottes zu vernichten. Wie kann das geschehen? Sie nimmt die Maske der wohlmeinenden Freundschaft an, und verleumdet unter dieser Gott. Gott weiß, daß welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wissen was gut und böse ist. Also: nicht schädlich ist die Frucht des Baumes, sie ist nützlich, sie vermittelt dem der sie genießt ein hohes Gut, die Kenntniß dessen was ihm nützt und was ihm schadet (das ist wohl der Sinn, in welchem gut und böse hier zu denken sind); wer möchte die nicht haben wollen? Woher aber weiß die Schlange das? Das Weib fragt nicht, aber wenn sie fragte, die Schlange würde nicht verlegen um

die Antwort sein, etwa: sieh mich an. Ich habe davon gegessen, und bin nicht gestorben, sondern klug geworden. Aber warum doch hat Gott den Genuß verboten, wenn er so heilsam ist? Er gönnt's Euch nicht. Er kennt die Eigenschaft des Baumes, aber er will nicht daß ihr sie an euch erfahret. Aeßet ihr, so würdet ihr ihm gleich, er könnte euch nicht mehr behandeln wie er will, als seine Knechte die keinen eignen Willen haben, sich nach seiner Willkür richten müssen, kurz ihr würdet ihm zu gescheut. Dumm bleiben sollt ihr, so kann er euch gebrauchen. Darum hat er euch die Furcht vor dem Tode eingejagt. Spielt ihm den Possen und verderbt ihm seinen Plan. Die Schlange ist am Ziele. Aber, fragst du, mußte sie an's Ziel gelangen? Du fühlst in deinem Innern Etwas, das dir sagt, sie mußte nicht, es war noch immer möglich, daß Eva widerstand, und Einer würde widerstanden haben. Nimm an, daß Eva's Herz einfältig war zu Gott, und du wirst einsehn, daß alle Kunst der Schlange verloren war. Einfältig zu Gott, d. h. mit ihrem Herzen und mit ihrer Liebe ausschließlich auf Gott gerichtet, so daß Nichts ihr höher galt als Gott, Nichts sie von Gott abwendig machen konnte. Stand sie so zu Gott, dann glaubte sie ihm unbedingt, und glaubte der Schlange nicht, glaubte ihr um so weniger, je mehr die Rede der Schlange Gott feindselig war. Daß sie also der Schlange Glauben beimißt wider Gott, das muß dich lehren, daß sie nicht einfältig war zu Gott, daß noch eine andere Richtung ihres Herzens da war, eine solche, die ihr den thatsächlichen Ungehorsam möglich machte; eine solche Richtung aber, wir kennen sie noch nicht, aber welche sie auch sei, ist eine sündliche. Daraus magst du erkennen, daß schon Sünde in Eva ist, und daß die Sünde nicht von außen her in sie hineinkommt, sondern immer schon da sein muß, wenn der Verführer seinen Zweck erreichen soll. Kann er die Sünde im Herzen sich zur Bundesgenossin machen, so kommt er an's Ziel, sonst nicht. Und nun betrachte weiter. Wäre in dem Weibe Nichts gewesen, was sie zum Genusse der verbotenen Frucht getrieben hätte, wäre dieselbe etwas gleichgültiges für sie gewesen, so hätte all das Reden der Schlange Nichts bei ihr vermocht, sie hätte sich's vielleicht gefallen lassen, vielleicht auch ernst zurückgewiesen, zur Uebertretung hätte es sie nicht gebracht. Nun aber: das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen

wäre, und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte. Was ist das? Die Begierde ist erwacht, und kommt nun zum Bewußtsein. Sie war schon vorher da, aber gleichsam schlummernd; so lange nun der Glaube an die gute Meinung Gottes bei Ertheilung des Verbotes fest in ihrer Seele stand, da konnte die Begierde keine Macht in ihr gewinnen, wie ein Gewicht die Kraft einer Feder nicht vernichtet, aber unwirksam macht, wenn aber das Gewicht hinweg genommen wird, die Feder mit ganzer Kraft emporschnellt, so hatte jener Glaube die Macht der Begierde zurück gehalten, daß sie nicht zum Bewußtsein kommen, geschweige die Uebertretung herbeiführen konnte. Kaum aber hat die Gleißnerei der Schlange jenen Glauben ausgetilgt, da ist das Erste, daß ihr nun bewußt wird, was bis dahin gleichsam dämmernd in ihr lag, das Zweite, daß die Begierde sich als Macht in ihr erhebt und geltend macht, das Dritte aber, daß sie die verbotene That vollzieht: Sie nahm von der Frucht und aß. Und nicht genug daß sie selbst ungehorsam ist, sie zieht in ihren Ungehorsam auch den Mann hinein, dem sie zur Gehülfin gegeben ist. Sie mag nicht allein gesündigt haben, mag den Mann nicht besser sehen als sie selbst ist, er muß ihr gleich sein, damit sie in dem Stücke sich nicht vor ihm schämen muß, und er ihr keinen Vorwurf machen kann.

Verweilen wir hier einen Augenblick, um das Ganze des bisher Betrachteten zu überblicken, und uns selbst darin zu spiegeln. Ein göttliches Verbot ist da, auf seinen Inhalt kommt jetzt nichts mehr an, es ist ein göttliches Verbot, und das genügt die Pflicht des pünktlichen Gehorsams zu begründen. Ist nun das Herz auf Gott allein gerichtet, will nichts anderes als den Willen Gottes, da thut das Verbot ihm keinen Schaden, es wird in Einfältigkeit und ohne Schmerz befolgt. So bei Christus, dessen Speise die war, daß er den Willen seines himmlischen Vaters that. Wo aber nicht, wo es im Herzen schon Etwas giebt, was neben Gott auf die Befriedigung des eignen Ich und seiner Triebe hinweist, da erweckt wohl eben das Verbot den ersten Funken der Begierde nach dem Gegenstande, auf den es die Aufmerksamkeit als auf einen verbotenen hingewendet hat. Das ist was Paulus Röm. 7, 8. 9. so ausdrückt: Ohne das Gesetz war die Sünde todt d. h. das sündige Streben zwar in

mir vorhanden, aber mir noch nicht bewußt, und noch nicht in Thätigkeit. Da aber das Gebot kam, ward die Sünde lebendig d. h. fing in mir zu wirken, mich zum Ungehorsam aufzustacheln an. Aber zur wirklichen Uebertretung kommt es nicht, so lange das Herz sich durch das göttliche Verbot gebunden glaubt. Gebunden aber wird es sich so lange glauben, als es Gott für seinen guten Vater, und sein Gebot als ein gutes und heilsames erkennt. Der Glaube an den guten Vaterwillen Gottes ist gleichsam ein Damm, der sich zwischen die Begierde und ihren Vollzug hineinlegt, und die Ueberschreitung hindert. Aber das sündige Wollen hat im Innern einen Bundesgenossen, den die dichtende Erzählung unter der Gestalt der Schlange von außen her an den Menschen heran treten läßt, weil sie den innern Hergang nur in dieser Form anschaulich machen kann. Das ist der klügelnde Verstand. Den ruft es nun zu Hülfe, daß er ihr den hindernden Damm entferne und die Ueberschreitung möglich mache. Und der Verstand, der immer dem Wollen des Herzens dienstbar ist, dem heiligen, es zu befestigen, und die Nebel des Irrthums zu zerstreuen, dem sündigen aber, es in Irrwahn zu verstricken, und ihm über die Bedenklichkeiten des Gewissens hinweg zu helfen, beginnt sein Werk. Das Gemüth fühlt sich gedrückt von dem Verbote, der Verstand vermehrt das Gefühl des Drucks, indem er die Schwere des Verbotes übertreibt, und seine Unterworfenheit als Knechtschaft darstellt, und bietet sich zum Befreier an, frei werden aber, das möchte ja doch das Herz, und merkt nicht, daß frei sein von Gott nichts anders ist als Knecht der Sünde sein. So ist's verstrickt, und hat im Innern schon die That begangen, ohne es zu wissen und zu ahnen. Aber das Verbot ist doch noch da, und die Drohung ist auch noch da, und das Herz glaubt noch an die Heiligkeit des Gebotes, und an seine Pflicht ihm zu gehorchen, und kann noch die Furcht nicht überwinden, die aus der Drohung fließt. Da kommt nun der Verstand ihm abermals zu Hülfe. Er überredet es, entweder das Gebot sei gar nicht von Gott, oder wie in unserer Erzählung, Gott sei der liebevolle Vater nicht, für den es ihn bisher gehalten, er sei eine herrschsüchtige, neidische, übelwollende Gewalt, die mehr Lust habe an der Knechtschaft und den Leiden der Geschöpfe als an ihrem Wohlergehn, die Aufgabe des Menschen aber sei, das zu erkennen und sich ihrer

Fesseln zu entschlagen, ja sein eigner Gott zu sein. Darüber ist die Begierde mächtiger geworden, und nun, nachdem der Damm hinweg genommen, der Glaube an die Drohung sammt dem Glauben an die Heiligkeit des Gesetzgebers aus dem Herzen herausgerissen ist, wird die Uebertretung ohne Scheu vollzogen. Also nicht die Sünde selbst d. h. das von Gott ab und der Lust zugekehrte Wollen entsteht aus dem Eintreten des Gebotes, sie ist schon da, wo das hier Dargestellte eintritt, aber wo sie da ist, und das Verbot ihr als ein Zaun entgegentritt, da fehlt die Schlange nicht, der klügelnde Verstand, der ihr die Wege zur Uebertretung des Gebotes ebnet. Und nun, mein Leser, blick' einmal in's Leben, in das fremde und vornehmlich in das eigene, und frage dich, ob, was du hier erblickst, bestätige oder widerlege, was die biblische Erzählung dir vor Augen legt. Was ist, was schon im frühsten Alter das Kind zum Uebertreten bringt? Ist's nicht zuerst die Lust, die es dahin treibt, wohin es nicht soll, darnach aber die Vorstellung, es gehe das Verbot nicht aus der Liebe seiner Aeltern, sondern aus der bloßen Willkür, wo nicht gar aus Uebelwollen hervor, und werde die Uebertretung nicht so üble Folgen haben als man ihm weiß gemacht? Und meint's nicht eine That der Freiheit zu vollbringen, indem es dem Gebote seiner Triebe folgt? Hast du im eignen Leben nie Etwas der Art erfahren? Wenn eine Verbindlichkeit die auf dir ruhte dir mißfällig wurde, wenn du dich von ihr lösen wolltest, war nicht jederzeit das Erste, daß du ihr Beschwerliches übertriebst, dich beklagtest, nicht einmal soviel werde dir gestattet, auch das letzte Restchen Freiheit gönne man dir nicht? Beredetest du nicht bald dich selbst, oder ließest dich bereden, das Gesetz sei nur zu deiner Qual ersonnen, nur dich zu knechten sei die Absicht, und wissentlich suche man dich in deiner Dummheit zu erhalten, nur damit du den Betrug nicht merkest, den Raub der Freiheit dich nicht kümmern lassest; nur wagen dürftest du frei zu sein, und zeigen werde sich dann, daß die Drohung des Gesetzes keinen Nachhalt habe, nur Muth zu haben brauchest du, bald werdest du der Gleiche dessen sein, der jetzt dein Recht mit Füßen trete. Und wenn die Menge sich vom Gesetze Gottes löst, wenn sie sich der Religion entschlägt und zügellos wird, ist's nicht immer der gleiche Gang? Läßt sie nicht immer durch die gleichen Vorspiegelungen sich berücken? Wähnt sie nicht immer

sich zur Freiheit zu erheben, hofft sie nicht ihr eigener Gott zu sein? Denke das redlich durch, und bald wirst du erkennen, daß wir hier, ob auch nicht wirkliche Geschichte, doch die reine Wahrheit lesen, eine gelungene Darstellung, nicht wie der Mensch zur Sünde kommt, sondern wie das sündige Wollen in die sündliche That übergeht, wie sich der Sünder vom Zaume des Gesetzes löst, und wirst zeitlebens dich drin spiegeln können. Doch nun weiter.

Unser Erzähler begnügt sich nicht, seinen Gegenstand bis dahin zu verfolgen, wo die sündliche That vollzogen ist, er verbreitet sich vielmehr auch über ihre Folgen, ja es hat den Anschein, als lege er auf diese das größere Gewicht. Auch wir achten sie nicht gering, und werden ihn darüber hören. Doch mit Unterschied. Er verweilt vornehmlich bei den äußerlichen Folgen, bei den Veränderungen welche der Zustand der Menschen vermöge göttlichen Strafurtheils erlitten habe, und nicht undenkbar ist, er habe die ganze Erzählung für den Zweck gearbeitet, zu zeigen, wie das Menschenleben durch die eigene Schuld der Menschen ein so gedrücktes und beschwerliches geworden sei, wie es wirklich ist. Dagegen von den inneren, sittlichen Folgen schweigt er fast durchaus. Wir sind zwar entfernt zu leugnen, daß in einer heiligen Ordnung zwischen dem sittlichen Leben und dem äußeren Befinden ein enger Zusammenhang Statt finden müsse, ja wir meinen sogar das allgemeine Wesen dieses Zusammenhangs in seiner Nothwendigkeit zu erkennen, und im wirklichen Leben zu entdecken; aber Hauptsache bleibt uns doch das Innere. Darum wie wir in selbstständiger Darstellung uns diesem zumeist zuwenden, hinsichtlich des andern uns begnügen würden, die allgemeinsten Merkmale, gleichsam die äußersten Umrisse des Bildes, anzugeben, so auch jetzt, wo wir der fremden Darstellung nachfolgen, richten wir unsern Blick vornehmlich auf das Sittliche, und betrachten das andere nur nebenher, überzeugt daß wir dem Zwecke der Belehrung und Erbauung so am sichersten genügen können.

Die That des Ungehorsams ist vollzogen, und die erste hat sofort die zweite aus sich erzeugt, die Verführte ist selbst zur Verführerin geworden. Schon oben wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß es geschah. Der Schuldige fühlt sich unwohl dem Schuldlosen gegenüber, er mag nicht leiden daß dieser besser sei als er, sein Anblick

mahnt ihn an die eigne Schuld, und weil das eigene Gewissen ihn verdammt, sieht er in Jenem seinen Richter. Dem sucht er dadurch abzuhelfen, daß er ihn zu sich herabzieht in die gleiche Schuld. Gelingt's, so ist die Gleichheit hergestellt, und wenigstens von dieser Seite kommt ihm keine Unlust mehr. Das ist die Ursache, weshalb soviel Verführung in der Welt ist. Der Knabe hat genascht, er giebt sich Mühe, die Gespielen zum Naschen zu verleiten, dann werden sie ihn nicht mehr tadeln, nicht verrathen; der Jüngling hat sich der Unkeuschheit hingegeben, in keuscher Umgebung ist ihm nicht mehr wohl, entweder er meidet sie, oder noch lieber sucht er sie in gleiche Bahn zu locken; wenn's gelingt, so ist ihm wieder wohl, die aber widerstehen, werden ihm verhaßt, er sucht sie zu entfernen, oder zu vernichten. Weshalb wurde Sokrates gehaßt, verklagt, getödtet? Nur weil er weiser, besser war als seine Umgebungen. Seine Tugend war ein Dorn in ihren Augen, ihm nachzuahmen hatten sie nicht Lust, sein Anblick mahnte sie an ihre Schuld, sein Untergang befreite sie von einem Richter der ihnen lästig war. Aus gleichem Grunde werden auch die Christen, denen es Ernst ist mit ihrem Christenthum, gehaßt von denen die nicht mögen Christen sein. Erst müht man sich sie abzuziehn von ihrem Wege, mit Freundlichkeit, mit Locken, mit Verheißungen; bald aber wendet man sich zum Haß, zum Spott, zur Lästerung, zur offnen oder heimlichen Verfolgung.

Was wir nun zunächst lesen, daß *ihrer beider Augen aufgethan worden*, und seien *gewahr* geworden, *daß sie nackend waren*, das scheint als das erste Zeichen der neu eingetretenen Erkenntniß dargestellt zu werden. Denn daß der Verfasser die Erkenntniß dessen was er gut und böse nennt, als wirklich eingetreten denke, das folgt nicht nur daraus, daß er ja doch den Baum als wirklich mit der Eigenschaft sie mitzutheilen behaftet denkt, also auch den Genießenden wirklich in ihren Besitz gelangend denken muß, sondern erhält auch seine Bestätigung durch das was er weiter unten Gott, und sicherlich im Ernst, aussprechen läßt (V. 22). Die Nacktheit denkt er offenbar als etwas ungehöriges, das nicht sein soll, und dessen sich der Mensch zu schämen hat, in sofern also als etwas *böses*. Nun, daß sie nicht bekleidet waren, haben sie vorher schon gewußt, weil sie aber noch nicht wußten, daß der Mensch bekleidet sein soll, ist ihre

Nacktheit ihnen noch nicht als solche d. h. als ein Uebelstand bewußt gewesen, der zu entfernen sei, sie haben sich derselben nicht geschämt. Mit der allgemeinen Erkenntniß von gut und böse ist nun auch dies Bewußtsein ihnen aufgegangen, darum schämen sie sich nun, und mühen sich dem Uebel abzuhelfen. Eine allgemeine Anwendung von diesem Zuge der Erzählung scheint nicht ohne Zwang und Künsteln geschehn zu können. Darum versuchen wir sie nicht.

Wichtiger ist das Folgende, die Unterredung Gottes mit den Schuldigen. Adam und sein Weib, so wird erzählt, hören wie Gott, der zur Zeit der Abendkühle im Garten wandelt, ihnen nahe kommt, und suchen unter den Bäumen des Gartens ein Versteck. Das Wandeln Gottes im Garten rechnen wir auf die dichtende Einleitungsform, und fassen das Wesen der Sache in's Gesicht. Das geht im Innern vor. Es ist die erste Wirkung des Gewissens, das mit der eingetretenen Schuld in seiner Eigenschaft als Schuldgefühl herein getreten ist. Ehe die Begierde erwachte und die Uebertretung zeugte, war zwar, wie ich oben zeigte, das Wesen der Sünde als Keim schon da, und die Sünde trennt von Gott; aber wie der Keim im Samenkörnlein Jahre lang vorhanden ist, und Niemand seiner wahrnimmt, weil er unentwickelt und wie im Schlummer liegt, und erst wenn Wärme und Feuchtigkeit ihn schwellen, uns erkennbar wird, so hatten auch sie, wie Paulus richtig sagt (Röm. 7, 7), die Sünde nicht gekannt, und daher auch der Gedanke an den heiligen Gott sie nicht erschreckt. Nachdem aber die am Gebote erwachte Lust im Bunde mit dem klügelnden Verstande den sündigen Keim zur bösen That entfaltet, hat sich das geändert. Die Lust des augenblicklichen Genusses ist verraucht, die Erinnerung des vollzogenen Ungehorsams ist zurück geblieben, der Gedanke an Gott, der vor der übertäubenden Lust verstummt war, kehrt zurück. Aber wie ganz anders jetzt! Zuvor der Gedanke des liebevollen Vaters, der in seiner Güte ihnen alles was der Garten darbot zum Genusse hingab, nur in seiner Weisheit ihnen das versagte, was ihnen verderblich war, ist er jetzt der Gedanke an den gebietenden Herrn geworden, dessen Gebot sie übertreten haben, und der sie strafen kann. Wie nun der böse Knecht, der seinen Herrn betrogen hat, seinen Anblick nicht vertragen kann, und vor ihm flieht — ihm ist zu Muthe, als ob der Herr ihm seine Schuld ansehen, sie gleichsam auf

seinem Angesichte lesen müßte —, so ist ihnen der Gedanke Gottes unerträglich, und sie möchten ihn aus ihrem Herzen reißen, und das macht der Erzähler dadurch anschaulich, daß er meldet sie haben sich vor dem heran kommenden Gott verborgen. Aber der Gedanke an Gott weicht nicht so leicht aus dem Gemüthe des Schuldigen, das muß schon ein alter, verhärteter Sünder sein, der sich vom klügelnden Verstande hat bis dahin bringen lassen, daß er spricht: es ist kein Gott; diese beiden aber sind noch neu im Sündigen. Darum folgt ihnen der Gedanke Gottes nach in ihr Versteck: Adam, wo bist du? Da gilt nun kein Verbergen mehr, es muß erschienen sein. Aber wie? Als einst der Knabe Samuel vom Herrn gerufen wurde: Samuel, Samuel, und Samuel sich überzeugt hatte, daß nicht der Priester Eli, sondern der Herr selbst ihn riefe, mit Freudigkeit antwortete da der Knabe: Rede, Herr, denn dein Knecht höret (1. Sam. 3, 4—10); warum? weil er ein gutes Gewissen hatte, weil der an ihn ergehende Ruf nicht ein Ruf des Zornes, sondern ein Ruf der Gnade war, und Samuel das wußte. Warum antwortet Adam auf den Ruf: wo bist du? nicht ein fröhliches: Siehe, hier bin ich? Warum tritt er nicht einfach und froh aus seinem Versteck hervor? Vor wenig Augenblicken hätte er's gekonnt; er hätte sich nicht versteckt gehabt, aber wenn er hätte, er hätte ohne Scheu erscheinen mögen. Aber jetzt? Er giebt den Grund an, weshalb er sich versteckt, d. h. er müht sich sein Verstecken zu entschuldigen. Warum? Gott hat ihn ja noch nicht darnach gefragt. Da sieh, was das Gewissen thut. Dem schuldlosen Samuel ist der Ruf ein bloßer Ruf, darum kann er als solchen ihn erwiedern, dem schuldbefleckten Adam lautet das: wo bist du? nicht anders als: weßhalb versteckst du dich? Und ohne angeklagt zu sein versucht er die Vertheidigung. So ist's gar Manchem schon gegangen, der ohne Arges angeredet, im Gefühle seiner Schuld sich für verrathen hielt, und durch die Verlegenheit der Antwort sein eigener Verräther wurde. Hast du, mein Leser, nie Etwas der Art erfahren? Dann wohl dir, aber hüte dich, daß du es nicht erfahrest! Die Antwort selbst aber, wie ist sie beschaffen? Ist sie wahr? Ist sie falsch? Sie ist wahr und falsch zugleich, sie trägt das unverkennbare Gepräge des bösen Gewissens und der Verlegenheit. Wahr ist, daß Adam sich gefürchtet hat, als er im Garten Gottes Nahen wahr=

nahm, wahr ist auch daß er in seiner Nacktheit nicht erscheinen zu dürfen gemeint hat, denn er schämt sich ihrer. So lügt er wirklich nicht. Aber er verschweigt den wahren Grund, er hofft, der Fragende werde sich mit dem angegebenen abspeisen lassen, und ihn ungeahndet gehen lassen, und wenn das gelänge, wäre er seiner Besorgniß los. Das ist seine Lüge; er ist in kurzer Frist ein Meister in der Kunst geworden, kein unwahres Wort zu reden und doch die Wahrheit zu umgehen, zu verdrehen. Es ist keine seltne Kunst, und Manchem hat sie durchgeholfen. Aber nur vor Menschen. Hier ist Einer, der sich nicht betrügen läßt. In der Erzählung ist's der gegenüberstehende Gott, in der Wirklichkeit des Lebens ist es das Gewissen, das du wohl auch über deine Schuld zu berücken suchst, das aber seine Anklage immer von neuem, und so lange wiederholt, bis du sie, ob auch widerwillig, eingestehst. W e r h a t d i r g e s a g t, d a ß d u n a c k e n d b i s t? H a s t d u n i c h t g e g e s s e n v o n d e m B a u m e, d a v o n i c h d i r g e b o t, d u s o l l t e s t n i c h t d a v o n e s s e n? Was ist nun zu thun? Die Zeit des Leugnens ist vorüber, die Anklage ist offen, ist so zuversichtlich ausgesprochen, daß ohne große Unverschämtheit sich kein Nein entgegnen läßt. Was geschehen sollte, liegt vor Augen, reuiges Eingestehn der Schuld, und heiliges Gelöbniß ernster, ungesäumter Besserung. Aber wo ist das Herz, das sich so leicht dazu entschließt? Fragen wir doch uns selbst, wie wir im gleichen Falle thäten, oder vielmehr wie wir gethan, und oft gethan? Auch Adam und sein Weib sind weit davon entfernt. Sie leugnen freilich nicht, was sich nicht leugnen läßt, aber die Schuld wollen sie nicht auf sich nehmen, nicht bereuen, nicht bekennen. Der Mann belastet damit das Weib, das Weib die Schlange. Ja der Mann zeigt in den Worten: das Weib d a s d u m i r z u g e s e l l e t h a s t, sich gar nicht abgeneigt, einen Theil derselben auf Gott selbst zu übertragen. Hätte Gott ihm nicht dies Weib gegeben, e r würde das Gebot nie übertreten haben. Das Weib aber ist b e t r o g e n worden, der Betrogene aber ist ohne Schuld. Findet sich darin Nichts, woran wir uns zu spiegeln haben? Im Gegentheil jeder Zug kann uns ein Spiegel sein. Sind wir nicht immer gar erfinderisch, die Schuld die wir nicht leugnen können, Andern zuzuschieben? Wollen wir nicht, soviel wir uns auch sonst mit unsrer Klugheit, unsrer Vorsicht wissen, doch wenn

wir gesündigt, gern uns in den Mantel der Betrogenen hüllen, die nicht ahnen konnten, daß es da ein Arges gebe, und durch den tückischen Betrüger in's Verderben gestürzt worden seien? Und auch der letzte Zug, die Neigung Gott als den Schuldigen anzusehn, ist sie etwa selten? Der Zornmüthige, wenn er sich im Zorn vergangen, hat er etwa noch nie gesagt, er könne nicht für sein hitziges Temperament, der Wollüstling, er habe nun einmal heftige Begierden, dürfe nicht gemessen werden mit dem Maße derer, deren angeborne Triebe schwach und leicht zu dämpfen seien? Der Dieb und der Räuber, meinen sie nicht ihre Verbrechen durch die Noth rechtfertigen zu können, die Gott ihnen zu ihrer Prüfung auferlegt? Ja wäre uns die Ansicht derer unbekannt, die da urtheilen, daß die Sünde überhaupt uns Menschen unvermeidlich sei? Gott habe nun einmal den Geist, die Kraft des Guten, an das Fleisch gefesselt, das während er nach oben strebe, ihn herab nach unten ziehe, daß er nie könne wie er wolle, dem sinnlichen Triebe folgen müsse, lange zuvor ehe er das Gute und das Böse unterscheiden könne, oder Kraft gewinne der vorausgeeilten Sinnlichkeit zu widerstehn, und wie die Reden weiter lauten, die alle keinem andern Zwecke dienen, als die Sünde darzustellen als ein bloßes Uebel, als die unvermeidliche Folge unsers Zustands, als eine Stufe über die zur Tugend empor zu steigen sei. Das Alles aber, was ist's anders als ein Versuch, Gott als den wahren Urheber der Sünde darzustellen? Hüten wir uns davor mit rechtem Ernste, bedenken wir daß wer Gott zum Urheber der Sünde macht, an seinen heiligen Namen sich versündigt, wer die Sünde für unvermeidlich erklärt, die Tugend als unmöglich hinstellt, sich selbst um das Edelste betrügt, was Gott ihm in das Leben mitgab, um den Glauben an die Freiheit; sich in eigner Wahl zum Guten zu bestimmen, ja sich herabsetzt auf die gleiche Stufe mit dem Thiere, das seinen Trieben folgen muß, nicht widerstehn, das Gute nicht wollen kann, und darum freilich ohne Schuld ist, wenn es thut was es gelüstet, aber auch ohne Verdienst sein würde, wenn es anders thäte. Nein, gestehn wir lieber unsre Schuld, ohne Ausrede noch Beschönigung, demüthigen wir uns vor Gott in wahrer Reue, und erbitten uns von ihm, der nur Urheber des Guten ist, die rechte Kraft zum Kampfe mit der Sünde die in uns ist, zum Ueberwinden der Versuchungen die uns begegnen,

mögen sie nun von außen, mögen sie von innen heraus auf uns eindringen. Das wird das Rechte sein.

Ueber diesen Punkt hinaus begleitet unser Erzähler die Entwickelung des sündigen Lebens nicht. Es lag das nicht in seinem Plane, der weit mehr darin lag, die Uebel des Erdenlebens daraus herzuleiten, daß die Stammältern der Menschheit sich durch ihren Ungehorsam um das Paradies mit seinem angenehmen Leben und mit der Aussicht auf Unsterblichkeit gebracht, und dafür eine Erkenntniß eingetauscht, die ihnen noch Nichts helfen könne, so lange die Strafe Gottes über ihnen laste. Was er nun da berichtet, fordert nur noch wenig Worte. Daß die Schlange bestraft wird, als habe sie die eigentliche Schuld, dem würden wir widersprechen müssen, wenn wir die Erzählung als Geschichte denken sollten; denn eine Schlange kann nicht sündigen, also auch nicht gestraft werden, als hätte sie gesündiget; in einer Erzählung aber wie die vorliegende, wo die Schlange nur der Einkleidung dient, und ganz in der Weise eines Menschen gehandelt hat, auch Niemand zu denken genöthigt werden soll, es sei die Schlange ehedem nicht auf dem Bauche gekrochen, oder fresse gegenwärtig Erde, halten wir uns dabei nicht auf. Die Feindschaft zwischen dem Geschlechte der Menschen und dem der Schlangen ist eine Thatsache, die der Erzähler leicht mit seiner Darstellung verweben konnte. In den letzten Worten: Derselbe soll dir den Kopf zertreten u. s. w. hat eine spätere Zeit eine Weissagung auf Christus den Teufelsüberwinder finden wollen, von welcher die Bibel selbst Nichts weiß, und welche in den Worten oder dem Zusammenhange alles Grundes entbehrt. Endlich werden die Mühseligkeiten des Lebens dem Menschen als Strafe auferlegt, der Tod aber nicht als solche, nur als unvermeidliche Folge seiner Herkunft von der Erde vorausgesagt. Er würde ihm immer noch entgehen können, wenn er von dem Lebensbaume äße, aber als er durfte hat er's nicht gethan, jetzt aber soll er nicht mehr, und damit er auch nicht könne, wird er aus dem Garten ausgetrieben und Wache davor gestellt. Einen allgemeinen Gedanken würde man daraus ableiten können, daß die unvollkommene, den Wünschen der Menschen so wenig entsprechende Beschaffenheit des Erdenlebens ihre Quelle in der Sündigkeit der Menschen habe. Eine lange Zeit hat man auch so geglaubt, und nicht unterlassen sich auf

diese Stelle zu berufen, später ist man davon abgekommen, und hat jene Unvollkommenheit auf bloße Naturursachen zurück geführt.

Wie sollen wir urtheilen? Ich antworte in der Kürze so: erstlich, in einer heiligen Ordnung muß das Befinden des ihr Angehörigen im engsten Zusammenhange mit seinem sittlichen Zustande stehn, ist er heilig, so muß er selig, ist er ein Sünder, unselig sein, das Befinden des Menschen aber ist zwar nicht in allen, aber doch in vielen Beziehungen abhängig von den Kräften und Zuständen der ihn umgebenden Natur. Zweitens, die Kräfte der Natur sind unbedingt abhängig von dem Willen Gottes, denn in der Natur offenbart sich Gottes Allmacht. Sie wirken daher immer so, wie der heilige Gott sie wirken läßt, er läßt sie aber nur so wirken, daß seine heilige Weltordnung dabei zu Stande kommt und stehen bleibt. Daraus folgt nun drittens, daß wenn der Mensch heilig, also sein Wollen schlechthin eins wäre mit dem Willen Gottes, alle Kräfte der Natur, also auch alle Zustände derselben, welche Wirkungen dieser Kräfte sind, ihm zu Dienste sein, und seine Seligkeit befördern würden; ist er aber nicht heilig, ist mithin sein Wollen in Widerspruch mit Gottes Willen, da kann die unbedingt von Gott abhängige Natur ihm nicht zu Diensten sein, und seine Seligkeit nicht fördern, muß vielmehr mit allen ihren Kräften ihm widerstehn, in allen ihren Zuständen seinem Wohlbefinden entgegen wirken, und die Folge davon muß sein, daß er unselig ist, und Gottes Liebe im Leben der Natur nicht finden kann, sondern nur entweder Gottes Zorn, oder die bloße Wirkung feindseliger Kräfte, die er überwinden muß. Die Schrift hat Recht mit ihrer Behauptung, daß das unerquickliche Verhältniß des Menschen zu den Kräften der Natur das die Erfahrung zeigt, die Folge von seiner Sünde sei.

Wir scheiden von der Erzählung, wie ich wünsche, mit dem Bewußtsein, Manches und Wichtiges aus ihr gelernt zu haben. Kehren wir öfter zu ihr zurück, um immer Mehr zu lernen, und — wenden wir das Gelernte zu unsrer Förderung im Guten an!

4.

Kain der Brudermörder.

(1 Mosis 4.)

Haben wir in der Erzählung von der Verführung Evas durch die Schlange zwar eine Dichtung anerkannt, aber eine Dichtung voll der tiefsten Wahrheit, die uns gar manchen beherzigenswerthen Blick ins eigene Herz, in die geheime Werkstätte sündlicher Begierden öffnet, und wie auf der einen Seite die trüglichen Künste des der Sünde dienenden Verstandes, so auf der andern die Thätigkeit des erwachenden Gewissens kennen lehrt, und zu mancher heilsamen Selbstbetrachtung Anlaß giebt: so wird uns um so leichter werden, auch in der folgenden Erzählung das Wesen der Dichtung anzuerkennen, und doch erbauende Belehrung davon zu erwarten. Daß wir nemlich eine Dichtung vor uns haben, davon wirst du, lieber Leser, dich selbst überzeugen, wenn du beachtest, daß nach dem Bisherigen Kain, der Sohn von Adam und Eva, außer seinen beiden Aeltern der einzige Mensch auf Erden sein mußte, und doch nicht nur V. 14 von andern Menschen getödtet zu werden fürchtet, sondern auch V. 17 ein Weib hat, ohne daß man weiß woher, und eine Stadt baut, die selbst in kleinstem Umfange ein einzeler Mensch so wenig nöthig hat als bauen kann. Doch laß dich das nicht irren, sondern bemühe dich, mit mir das Belehrende und Erbauende das darin liegt, zu finden und dir anzueignen.

Die Erzählung beginnt damit, daß Eva, die „Mutter aller Lebendigen“ (3, 20), dem Adam zwei Söhne Kain und Abel geboren habe, und springt nun über Kindheit und Jugend dieser Beiden so=

weit hinweg, daß sie uns Beide als erwachsene Männer, den Einen als Ackerbauer, den Andern als Viehhirten darstellen kann, und hier erst nimmt sie ihren eigentlichen Anfang. „Nach etlichen Tagen" d. h. nachdem so viele Zeit vergangen ist, daß Beide haben werden können, was sie nun sind, und auch dem Einen sein Acker, dem Andern seine Heerde einen Ertrag gebracht hat, bringen Beide dem Herrn d. h. Jehova, vom Ertrage ihrer Besitzthümer Opfer d. h. freiwillige Gaben des Dankes dar. Der Erzähler denkt also nicht den Einen ruchlos und gottvergessen, und den Andern tugendhaft und fromm, sondern Beide in der einfachen Weise des kindheitlichen Menschenlebens fromm, in sofern also Beide beim Anfang der Geschichte einander gleich. Auch darin daß der Eine seine Gabe vom Ertrage seines Ackers, der Andere von seiner Heerde nimmt, hat man mit größtem Unrecht einen wesentlichen Unterschied gesucht. Es ist nur was sich von selbst versteht. Jetzt aber tritt Etwas herein, das diese Gleichheit aufhebt. Der Herr, so lesen wir, sahe gnädiglich an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sahe er nicht gnädiglich an. Hier haben wir uns zu hüten, daß wir nicht vorwitzige Fragen thun, deren Lösung, wenn wir sie versuchen wollten, uns zu bloßen Einbildungen führen würde. Solche Fragen wären, weßhalb Gott das eine Opfer „gnädiglich angesehen" habe, und das andere nicht, desgleichen wie dies Ansehen und Nichtansehen zum Bewußtsein der Beiden gekommen sei? Haben wir hier Dichtung, so kann von dem was wirklich geschehen sei, die Rede nicht sein, höchstens davon, wie der Erzähler sich's gedacht; dies aber, da er selbst sich nicht erklärt, kann Niemand wissen. Aber es ist auch das nicht, worauf's ankommt, das liegt in dem was Beide thun, oder vielmehr, da die Erzählung den Andern ganz bei Seite liegen läßt, was Kain thut. Das Wesen ist, daß Kain seinen Bruder bevorzugt denkt, sich aber zurückgesetzt, und das von dem, in dessen Händen er sein Schicksal weiß, dessen Wohlgefallen er durch seine Gaben verdient zu haben meint. Die Wirkung welche dies Erlebniß auf sein Gemüth ausübt, wird so ausgedrückt: „Da ergrimmte Kain sehr, und seine Geberden verstelleten sich". Wir mögen ein Zweifaches darin finden, Neid gegen den vorgezogenen Bruder, und Unmuth gegen den, von welchem er Unrecht zu erfahren meint. Nicht wahr, lieber Leser, du erkennst,

daß das ein großes Unrecht war, Neid gegen seinen Bruder, weil ihm ein Vorzug wird, und Unmuth gegen Gott, weil er ihm seine geringen Gaben nicht so belohnt wie er verdient zu haben meint? Spricht nicht in seinen Geberden, seinem Grimme sich vollendete Sünde aus? Ist er nicht auf dem geradsten Wege zum Verbrechen, ja in seinem Herzen schon Verbrecher? Verdient er nicht ein hartes Gericht von Gott? Recht hast du, wenn du Ja antwortest. Doch sieh einmal jenes Kind. Die Mutter giebt ihm einen Apfel. Da freut es sich. Aber die Mutter giebt auch seinem Bruder einen Apfel. Schau ihm wohl ins Angesicht. Verräth kein Zug darin, daß es sich schon weniger freue als es sich gefreut haben würde, wenn es allein einen Apfel bekommen hätte, der Mutter dankbarer sein würde, wenn der Bruder leer ausgegangen wäre? Aber sieh! es wird gewahr, daß der Apfel des Bruders größer, schöner ist als der eigene. Siehst du, wie seine Geberde sich verstellt, wie der Neid aus allen seinen Zügen grinst, der Zorn ihm aus den Augen blitzt? Wie kommt der Bruder zu der Bevorzugung? Und wie kann die Mutter ihm solch Unrecht thun? Hat es darum sie so lieb gehabt, darum sie so oft seine gute liebe Mutter genannt, so oft die Wange ihr gestreichelt, darum sich so gut betragen, so gut gefolgt, daß ihm nun diese Kränkung werden soll? Schlechtes Kind, sagst du, das in so früher Jugend schon so neidisch, so selbstsüchtig, so undankbar ist! Recht hast du, aber hast du auch die eigene Mutter, die eigenen Geschwister schon gefragt, wie du's gemacht, als du im Alter dieses Kindes standest, damit du wissest, mit wievielem Rechte du dein Urtheil aussprichst, und ob nicht mit demselben Worte, das das fremde Kind verdammte, du dir das eigene Urtheil sprachst? Und seit den Tagen deiner Kindheit, hast du nie den Bruder um ein neues Kleid, nie den Mitschüler um des Lehrers Lob, nie als Jungfrau die schönere Jungfrau um ihre Schönheit, nie als Jüngling den Jugendgenossen um die günstigere Stellung, nie den Nachbar um das größere Gut, nie den Bevorzugten um seine Bevorzugung beneidet, gesetzt auch, du hattest sie nicht verdient, oder bedurftest ihrer nicht, oder legtest nicht einmal Werth darauf? Und hast du niemals denen gezürnt, von denen die Bevorzugung des Andern ausging? Und hast du niemals gegen Gott gemurrt, daß er nicht dir das zugewendet, was dein Nächster hat? Also, nicht loben, auch nicht

entschuldigen wollen wir, was Kain widerfährt, aber spiegeln wollen wir uns darin, damit uns nicht das Gleiche widerfahre, oder vielmehr um zu erkennen, wie oft wir schon in gleiche Schuld gerathen sind, und hüten zu lernen, daß wir nicht noch mehr hinein gerathen.

„Da sprach der Herr zu Kain: Warum ergrimmest du, und warum verstellen sich deine Geberden? Ist es nicht also? Wenn du fromm (nach dem Grundtexte: gut, d. h. im Zusammenhange neidlos und zufrieden) bist, so bist du angenehm, (eigentlich: so findet Erhebung Statt, nehmlich deines Antlitzes, das nicht im Unmuth sich zu senken braucht); bist du aber nicht fromm (zufrieden), so ruht (lauert) die Sünde vor der Thür, und ihr Begehren ist auf dich gerichtet. (Dies der wahre Sinn der hebräischen Worte, welche in unsrer Bibel durch: „aber laß du ihr nicht ihren Willen" übersetzt sind. Zwar geben auch diese Worte einen guten Sinn, aber der ursprüngliche Gedanke muß den Vorzug haben). Du aber herrsche über sie." Bei der Frage, in welcher Weise der Herr dies zu Kain geredet habe, halten wir uns hier nicht auf. Ist das Ganze eine Dichtung, wie wir ja bereits gesehen haben, so gehört natürlich auch dieser Zug der Dichtung an, und nicht dieser, sondern die ausgesprochenen Gedanken sind das was wir zu beachten haben. Diese aber bleiben dieselben, es habe sie gedacht und ausgesprochen wer da wolle. Das erste nun was sie enthalten, ist die Rüge der Regungen und Aeußerungen des Neides und des Unmuths in der Seele und im äußeren Verhalten des Betroffenen. Warum ergrimmest du u. s. w.? Kain soll sich Red' und Antwort geben, ob er auch Grund hat seinen Bruder zu beneiden, und Gott zu zürnen, daß er ihn bevorzugt hat. Die erste Betrachtung scheint wohl darauf zu führen, aber er soll es bei dieser nicht bewenden lassen, soll genauer nachsehen, ernstlicher erwägen, ob er nicht am Ende doch das Gegentheil entdecken wird. Nicht daß der Neid jemals gerechtfertigt werden, oder ein wahrhaft frommes Herz je wider Gott ergrimmen könne; nein, sei auch für die Eigenliebe noch soviel Grund zu Beiden da, nicht die Eigenliebe soll das Herz regieren, sondern die Liebe, wo aber Neid ist, da ist die Liebe nicht, die Allen das Gute gönnt, und wo das Herz von Unmuth gegen Gott ergriffen wird, da fehlt die Liebe Gottes, die sich in Ergebenheit offenbart. Aber wenn die Regungen

des Neides und des Unmuths sündlich sind, auch wenn sie nach gemeiner Ansicht vollbegründet wären, wieviel mehr erst, wenn sie unbegründet sind! Das wollen wir uns gesagt sein lassen. Werden wir einmal von solchen Regungen befallen, da wird zwar immer das Beste sein, sie sofort als sündliche zu bekämpfen und zu unterdrücken, und wohl dem der's vermag. Aber das ist schwer, und Wenigen gelingt's. Die Sünde des Neides und der Unzufriedenheit steckt gar tief im Herzen, und es gehört ein sehr geheiligtes Gemüth dazu, sie gleich bei ihrer ersten Regung auszureißen. Darum thun wir wohl, uns gleichsam nach einem Bundesgenossen umzusehen, der uns im Kampfe unterstütze und den Sieg erleichtere. Ein solcher aber ist die Ueberlegung, die Frage nach dem Grunde der Unzufriedenheit. Denn wie, wenn sich nun zeigt, sie habe keinen Grund? Werden wir uns nicht schämen, daß wir neideten und murrten, wo Nichts zu neiden oder zu murren war? Wird nicht manchmal die Unzufriedenheit schon durch das Eine von uns weichen, daß wir sie als grundlos kennen lernen, oder wenn auch nicht sofort, doch der Kampf gegen die als grundlos anerkannte böse Regung um ein Großes leichter werden? Und das wird gar manchmal so der Fall sein. Jetzt werden wir erkennen, daß der Andere den Vorzug, um den wir ihn beneiden, nicht einmal hat, ein andermal, daß er ihn zwar hat, aber wir dagegen Anderes haben, was ihn aufwiegt, und was ihm gebricht; dann wieder daß er nicht einmal ein wahrer Vorzug ist, daß wir nur darum ihn gern haben möchten, weil ihn der Andre hat; und wie oft erst, daß Jener ihn verdient, wir aber nicht! Ueberlegen wir das alles nur mit rechtem Ernste, und nehmen es in unsre Ueberzeugung auf, es kann nicht fehlen, daß dann auch der sittliche Kampf uns leichter werde.

Das zweite ist die Hinweisung auf die Folgen, welche das eine und das andere Verhalten nach sich ziehe. Wir Menschen sollten freilich, wo sich's um das Gute und das Böse handelt, niemals fragen, welchen Gewinn uns jenes, welchen Schaden dieses bringe, sondern unbedingt das Eine wählen und das Andre meiden; aber um so zu thun müßten wir nicht sündige Menschen sein. Solange wir solche sind, mögen immerhin die Sittenprediger und Philosophen uns belehren, daß wir das Gute um des Guten willen lieben und ausüben, das Böse als das Böse hassen und vermeiden sollen, wir werden das

mit Dank annehmen, denn es kann uns lehren, wie fern wir noch von Vollkommenheit sind, die wir haben sollten, aber dankbarer werden wir noch der Bibel und unsern christlichen Lehrern sein, die unsrer Schwachheit dadurch Hülfe leisten, daß sie uns das Gute als das Heilsame, das Böse als das Schädliche betrachten lehren, damit wir einen Sporn haben, uns zu Jenem anzutreiben, und einen Zaum, uns von diesem abzuhalten. Wenn du zufrieden bist, hast du ein fröhlich Herz, das ist eben so wahr als kräftig uns zu treiben, und den Neid in unsern Herzen auszulöschen. Denn wer hätte nicht gern ein fröhlich Herz, wer wäre nicht geneigt Etwas zu thun, wodurch er es gewinnen möge? Noch bedeutender aber ist die zweite Hälfte dieser Hinweisung, auf die Folgen der Unzufriedenheit, wenn sie nicht schleunig unterdrückt wird. Auch das mit Recht. Die unmittelbare Folge empfindet der Unzufriedene bereits, die Unlust, welche ihm die Unzufriedenheit bereitet, auf die ihn hinzuweisen wie auf die Folgen der Zufriedenheit, wäre Ueberfluß. Aber es giebt eine entferntere, von der ihm das Bewußtsein fehlt, eine weit schlimmere, eine Gefahr, auf die erst hingewiesen werden muß, damit nicht, wenn es unterbliebe, er hinterdrein sich entschuldigen könne, und sprechen: hat doch Niemand mich gewarnt. Bist du nicht zufrieden, so lauert die Sünde vor der Thür, und ihr Begehren ist auf dich gerichtet. Das ist eine bildliche Rede. Die „Sünde" ist unter dem Bilde eines Raubthiers dargestellt, deren es da wo diese Schrift entstanden ist viele gab. Das in seiner Gier umschleicht nicht nur das Haus in dem es seine Beute wittert, es ist auch klug genug zu wissen, daß dieselbe ihm nur durch die Thür entgegen kommen kann, legt sich daher vor diese und verbringt wohl halbe Tage auf der Lauer, unverwandt der Pforte zugewendet, und den Augenblick erharrend, wo es sich auf das heraustretende Opfer stürzen und es tödten kann. Dieses Bild, so trefflich malerisch es ist, hat doch eine Unbequemlichkeit herbei geführt, auf die wir achten müssen um sie zu entfernen. Das Raubthier konnte der Erzähler nur außerhalb des Hauses, vor der Pforte liegend denken, denn im Innern duldet Niemand einen solchen Feind, die Sünde aber, von der er spricht, kommt nicht von außen an uns heran, sie ist in dem Herzen selbst, ein um so gefährlicherer Feind, je schwerer er zu hüten und auszutreiben ist. Was nehmlich ist das, was in unsrer

Stelle die Sünde heißt? Wir können dabei nichts anderes denken, als was auch Paulus im Römerbriefe die Sünde nennt, und personificirt d. h. unter Ausdrucksformen von ihr spricht, die sich eigentlich nur von einer lebendigen, denkenden und wollenden und handelnden Wesenheit gebrauchen lassen, nehmlich jene unheilige und ungöttliche Richtung der Willenskraft, von der wir alle die Erfahrung haben und welche die eigentliche Sünde d. h. das eigentlich Sündige in unserm Wesen und die Gewalt ist, welche uns zum sündlichen Handeln treibt, die fruchtbare Mutter gleichsam aller Vergehungen, aller Laster und Verbrechen. Diese war nun freilich schon in Kain, ehe das Ergrimmen ihn befiel, er hätte ja sonst weder neidisch noch unmuthig werden können, sie ist auch in uns allen von Jugend auf; daß sie also hier als außer ihm befindlich dargestellt wird, gehört wie schon bemerkt der bildlichen Rede an, und darf uns nicht irre führen. Wenn aber durch ein Begegniß unsers eigenen Lebens ein Gefühl, eine Neigung, oder ein Begehren in uns aufgewacht ist, das uns Lust oder Unlust macht oder von seiner Befriedigung hoffen läßt, dann tritt das ein, wovon in den vorliegenden Worten die Rede ist. Hier zwar, wo das entstandene Unlustgefühl Neid und Unmuth ist, ist schon der Ursprung selbst ein sündlicher, und um so leichter wird der Sünde ihre Arbeit, um so größer ist die Gefahr; aber das Gefühl kann auch unschuldig an sich selbst, ein rein natürliches Gefühl, und doch Gefahr vorhanden sein, daß die Sünde sich desselben gleichsam bemächtige und sich den ganzen Menschen unterwerfe, und wie das Raubthier seine Beute, geistig tödte. Der Sinn des Worts wird also dieser sein: wirst du dem Unlustgefühle, das dich befallen hat, in deinem Herzen Raum und Aufenthalt gestatten, so wird das sündige Wollen, das in dir ist, sich daran anlegen und das Gefühl dir zur Versuchung werden lassen, der du früher oder später zum Opfer fällst, indem du um die Unlust nicht zu fühlen eine böse That verübst, die dich davon befreien soll. Und fragen wir nun uns selbst, ob diese Warnung nöthig sei oder nicht, fragen wir uns, ob nicht eine Menge von Verbrechen ihre einzige Ursache in dem Bestreben hatte, einer Unlust los zu werden die das Herz beengte, fragen wir uns, ob noch niemals der Versucher in der Form an uns heran getreten sei: thue dieses oder jenes, so wirst du des Verdrusses los, mit welchem du dich plagst, und ob wir seiner

Stimme immer widerstanden haben? Es müssen nicht immer grobe Vergehungen, himmelschreiende Verbrechen gewesen sein, worin wir ihr nachgeben, denn nicht auf den Umfang des Begangenen, nur darauf kommt es an, daß wir von der Sünde überwunden wurden.

Daher auch hier das letzte Wort: Du aber herrsche über sie. Sie ist da, die Sünde, sie ist in allen Menschen, ist zeitlebens da, es wäre schwerer Irrthum, arge Selbstbelügung, wenn wir uns für sündlos, also heilig, halten wollten. So lange sie aber da ist, ist auch „ihr Begehren wider uns gerichtet", und die Möglichkeit gegeben, daß sie unser Meister werde und uns zum Verbrechen führe. Aber es muß nicht sein, ja vielmehr es soll, es darf nicht sein. Herrsche über sie. Es sollte das Gebot wohl lauten: tödte sie, und wirf sie gänzlich von dir aus, und wenn's nur Jemand leisten könnte, würde es wohl auch. Nun aber hat's noch nie ein Mensch geleistet, auch die Besten, Frömmsten, in der Heiligung Vorgeschrittensten haben jederzeit bekannt, daß noch viel sündiges Wesen in ihnen sei, und daß sie lebenslang damit zu ringen haben; darum danken wir's der Bibel, daß sie nur das Mögliche von uns begehrt. Herrsche über sie. Eins von Zweien wird jederzeit geschehen, entweder das sündige Wollen überwiegt, dann wird das bessere, dem Guten zugewendete Wollen schwach und immer schwächer, der Widerstand gegen das sündliche Gelüsten immer matter, die Uebertretungen immer häufiger, bis der letzte Funke des geistigen Lebens untergeht; oder das bessere Wollen hat die Oberhand, da ist zwar steter Kampf, aber die Siege des Geistes werden immer häufiger und immer leichter, die Macht der Sünde immer schwächer, und endlich bleibt sie nur als schwacher, immer überwundner Reiz zurück. So soll es sein; wie aber kommt's dahin? Vertraue, lieber Leser, nicht auf die eigne Kraft, die ist gering, suche die Kraft am Quell des Guten, suche sie bei Gott.

Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Die Worte haben einige Dunkelheit. Ihr wahrscheinlichster Sinn ist dieser, die Rede des Herrn sei nicht wirkungslos bei ihm geblieben, er habe vielmehr sein Unrecht eingesehen, habe den Vorsatz der Besserung gefaßt, habe sich soweit überwunden, daß er, nachdem er zuvor in seinem Zorne dem Bruder auch nicht ein Wort gegönnt, nun den Versuch gemacht sich brüderlich mit ihm zu unterreden. Wir haben ja doch, wie

ich im Anfang zeigte, kein Recht ihn für einen verruchten und verstockten Sünder anzusehen. Der Erzähler hat ihn als solchen nicht gedacht, für einen solchen hätte die Rede des Herrn mit ihrer freundlichen Warnung und sanften Mahnung nicht gepaßt, und die Sünde schreitet nicht so schnell. Sie lauert zwar vor seiner Thür, aber gepackt hat sie ihn noch nicht, der Keim der bösen That liegt zwar bereits in seinem Herzen, aber den Gedanken derselben hat er noch nicht gedacht, er will noch gut sein, will noch auf die Stimme hören, die er vernommen hat, und giebt sich Mühe ihr zu folgen. Wenn wir die Geschichte der Verbrechen lesen, von denen leider die öffentlichen Blätter uns so häufig Kunde geben müssen, oder auch die Selbstbekenntnisse von Solchen die nach vollbrachter Unthat zur Besinnung kamen, und zur Warnung ihrer Brüder uns den Gang aufzeichneten, wie sie allmählig immer tiefer sanken, bis endlich die böse Lust das Werk der Finsterniß gebar, da werden wir das manchmal finden, was hier in kurzen Zügen angedeutet ist. Das Böse ist zwar schon vorhanden, aus dem, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit Einhalt geschieht, über kurz oder lang das Verbrechen aufgehn muß, aber so fern ist das Gemüth noch vom Gedanken daran, daß wenn derselbe etwa von außen her an es herantritt, es ihn mit Abscheu von sich stößt. Seelsorger, gewissenhafte Criminalrichter oder Strafanstaltsvorsteher werden Mehr davon zu sagen wissen*).

Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren. Es thut nicht Noth, dies auf dieselbe Unterredung zu beziehen, die in den vorhergehenden Worten angedeutet war, es läßt vielmehr sich eine kürzere oder längere Zeit dazwischen liegend denken, eine Zeit in welcher der nicht zu rechter Zeit entwurzelte Keim des Bösen, Neid und Unmuth, immer tiefere Wurzeln schlägt, immer häufigere Sprossen treibt. Eine Aussöhnung hat wohl bei jener Unterredung Statt gefunden, aber von Seiten Kains keine recht aufrichtige und herzliche, die Wunde blutet noch, der Andere hat nicht die Macht, vielleicht auch

*) Mit Meisterhand ist das Verhältniß dargestellt in Leonh. Auerbachs Diethelm von Buchenberg, Dorfgeschichten B. 3., einer Erzählung der nur Eins fehlt, um vollkommen zu befriedigen, das Christliche; einfacher, aber dafür mit geschichtlicher Wahrheit in dem Buche: die Wunder der Gnade, von Tscharner, Stuttg. 1852.

nicht den Willen, die zwischen ihnen entstandene Ungleichheit aufzuheben, der Bruder grollt im Stillen fort, es kommen wohl Veranlassungen zu verstärktem Unmuth, und — die Erde ist ja groß — es weicht wohl Einer dem Andern aus, es währt eine Zeitlang, ohne daß sie einander sehn, also auch ohne daß das Mildernde des Umgangs Balsam in die Eiterbeule träufle. Jetzt begegnen sie einander, auf dem Felde, kein Zeuge weit umher, und der innere Warner ist verstummt, es spricht nur noch der Groll, in den die Liebe zum Bruder sich umgewandelt hat. Schon der Anblick des Verhaßten setzt die ungezügelte Leidenschaft in neue Glut, wir dürfen getrost annehmen, es sei ein Gespräch erfolgt, nicht ein freundliches, beschwichtigendes, nein ein Zank, ein unfreundliches Wort das andere gebend; es zwingt uns Nichts, den Bruder als die bloße Sanftmuth vorzustellen, der nicht wiederschalt da er gescholten wurde; wir wissen freilich Nichts von allem, aber wir blicken auf die Beispiele solcher Thaten, die wir kennen, und mühn uns in die Umstände und das Menschenherz zu blicken; endlich — erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel, und schlug ihn todt. Das denken wir nicht als die Sache eines Augenblicks, denn wir haben so wenig Grund als Neigung, die traurig schöne Dichtung für ein Zerrbild und den tiefgefallenen Sünder für ein Ungeheuer anzusehen; wir halten für möglich, daß er den Gedanken ihn zu tödten gar nicht hatte (und war er wirklich des ersten Menschen erstgeborner Sohn, der keinen Todten je gesehn, von keinem je vernommen hatte, so konnte er ihn gar nicht haben), daß er eben nur im Zorne auf ihn losgegangen sei, und daß der Bruder sich gewehrt, und daß ein Kampf entstanden, und im Kampfe sich der Zorn gemehrt, und endlich er den Schlag geführt, der ihm selbst unerwartet seinen Bruder todt zur Erde niederstreckte. Ist ja doch so mancher Mord in dieser Art geschehn, warum sollten wir da meinen, es habe der Erzähler einen vorsätzlichen, vorbedachten Brudermord gedacht? Ist's doch fürwahr genug, daß er dem Bruder neidet und zürnt und grollt, denn wahr ist was geschrieben steht: Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger (1. Joh. 3, 15), auch wenn der Bruder nicht der leibliche Bruder ist, und er auch nicht das Kleinste gegen ihn unternimmt; und nicht gehaßt nur hat er ihn, er hat auch seine Hand erhoben ihn zu schlagen, sei auch seine Absicht nicht gewesen ihn zu töd-

ten, er hatte ihn gemordet, gesetzt auch daß dem Bruder Nichts geschehen wäre. Der bürgerliche Richter muß hier Unterschiede machen, die sittliche Beurtheilung kann keine machen. Der Keim des Bösen ist zur That gereift, die lauernde Sünde, die der Gewarnte zu unterwerfen versäumt, hat ihn gepackt, und nicht mehr losgelassen, bis sie ihn verschlungen. Was aber diesem widerfahren konnte, daß kann Jedem widerfahren, der anstatt sein Herz in heiliger Scheu zu hüten, sich gehen läßt, und den Begierden seines Herzens keinen Zügel anlegt. Es wird nicht jedesmal ein offner Mord sein, denn nicht immer führen die Umstände dahin, aber das Wesen desselben oder ein ihm gleicher Frevel kann es immer sein. Darum, uns zur Warnung ist's geschrieben, nehmen wir's als Warnung auf!

Die That ist geschehn, über ihre nächsten Folgen, über den Zustand des Unglücklichen, als er nun den Leichnam dessen der sein Bruder war regungslos vor sich liegen, und jeden Versuch ihn wieder zu beleben vergeblich sieht, ist der Erzähler hinweggeeilt, selbst darüber hat er Nichts gemeldet, ob er sofort in seiner Verzweiflung fortgeeilt, oder zuvor den Todten der Erde anvertraut; nur das ersehn wir aus dem Folgenden, daß der Schauplatz in der Zwischenzeit ein anderer geworden ist. Das Weitere giebt der Erzähler wieder unter der uns schon bekannten Form einer Unterredung zwischen Gott und Kain, die uns wieder einige Blicke in das Herz des Letzteren eröffnet. Da sprach der Herr zu Kain: wo ist dein Bruder Abel? Im Garten Eden hatten sich Adam und sein Weib versteckt, damit der Herr in ihrer Nacktheit sie nicht sehen möchte, weil sie ihnen als der Verräther ihrer Schuld erschien; hier ist Abels Leiche nicht mehr zu erblicken, oder Kain nicht mehr bei der Leiche, darum dort die Frage: wo bist du? hier aber: wo ist Abel? Und die Antwort? Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding, sagt der Prophet (Jer. 17, 9); so lange es seine Schuld verbergen zu können meint, da legt sich's gern auf's Trotzen, es wäre ja doch möglich, daß der Fragende durch den Trotz sich blenden oder verblüffen ließe, und nicht weiter untersuchte, und dann meint der Sünder, er habe gewonnen Spiel. Wenn aber der Versuch mißlingt, und er nicht mehr entrinnen kann, dann wandelt der Trotz sich in Verzagtheit um. Die Verzagtheit haben wir dort gesehn, sie sprach sich in Ausflüchten aus,

hier sehen wir den Trotz. Der Frager wird ja doch nicht wissen was geschehen sei, und wenn ich seiner Frage als einer unberechtigten entgegen trete, wer weiß, läßt er nicht ab. Ich weiß nicht. Wie mag dies ich weiß nicht wohl gelautet, und wie das Herz geschlagen haben, während sich die Zunge mühen mußte, es recht zuversichtlich auszusprechen? Soll ich meines Bruders Hüter sein?*) Sollte man nicht meinen, Kain habe noch gewaltig Recht dem Frager gegenüber, der sich untersteht von ihm wissen zu wollen, was er so gar nicht zu wissen hat, ihm eine Verpflichtung aufzuerlegen, die er nur mit Entrüstung von sich weisen kann? Das ist der Trotz, hinter dem das Schuldbewußtsein sich zu verstecken sucht. Nun aber: Was hast du gethan? Die Stimme deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde; und was dann weiter folgt als Ankündigung der Strafe, die ihn treffen soll, uns aber hier nicht näher angeht. Da hat der Trotz ein Ende, und die Verzagtheit tritt herein. Leugnen, Pochen, Winkelzüge machen, es hilft nicht mehr, die That muß eingestanden werden. Und der zuvor Recht übrig hatte, der klagt jetzt über die Schwere seiner Schuld. Meine Sünde (d. h. die Schuld derselben) ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge (richtiger: als daß ich sie tragen könnte). Und daran hängt sich denn die Klage, daß er landesflüchtig werden müsse, und die Angst, daß jeder Begegnende ihn ermorden werde, eine Angst, die uns lächerlich erscheinen würde, wenn wir nicht aus ihr heraus die Stimme des Gewissens hörten, das ihn was er selbst verübt von Allen zu erwarten, Allen zuzutrauen zwingt. Ob wir sein reuiges Bekenntniß als den Ausdruck wahrer d. h. sittlicher Reue ansehn dürfen, oder nur als den der Furcht, der Betrübniß über die übel gelungene und nun enthüllte That, das bleibe dahin gestellt. Die gleichen Worte können beiden Zuständen der Seele dienen, in den innern Schrein des Herzens aber dringt kein Menschenauge.

Die weitere Erzählung steht in keinem Verhältniß zu dem Zwecke mehr, dem diese Blätter dienen, der sittlichen Belehrung und der christlichen Erbauung. Darum breche ich hier ab. Was die Erzählung

---

*) Im Urtext, wo die Frage nur drei Wörter einnimmt: Hüter — meines Bruders — ich? lautet sie noch viel trotziger.

uns dargeboten hat, das war ein Stück aus der Geschichte der Sünde in der Welt, ein unerfreuliches, aber sehr belehrendes, ein Spiegel dessen was im wirklichen Leben unaufhörlich wiederkehrt, nicht nur in dem der Räuber und der Mörder, sondern an viel tausend Punkten überall das gleiche, nur daß bei jenen es eher einmal zu Tage kommt. Wir haben alle dran zu lernen, werden alle wohl thun, uns den goldnen Spruch in seinem nun erkannten Sinne anzueignen: Wenn du zufrieden bist, hast du ein fröhlich Herz, bist du aber unzufrieden, so lauert die Sünde an der Thür, und ihr Begehren ist auf dich gerichtet. Du aber herrsche über sie.

5.

Abraham.

Die welt= und heilsgeschichtliche Bedeutung Abrahams liegt nicht sowohl in dem was er gethan oder erlebt, ja vielleicht nicht einmal in dem was er gewesen, als in seinem Verhältnisse zu dem Volke, aus welchem zwei Jahrtausende später das Heil der Welt hervorgegangen ist, und in den Gedanken, welche sich gleichsam an ihn angelegt haben, und durch ihre spätere Aufzeichnung das Eigenthum der nachfolgenden Geschlechter geworden sind*). Thaten in irgend strengerem Sinne des Begriffs, weltgeschichtliche Thaten hat er so wenig vollbracht, als sie von ihm berichtet werden, und auch der Kriegszug weniger Tage, von dem wir 1. Mos. 14 lesen, ist ein in der Weltgeschichte verschwindendes Ereigniß, dem eine unzählbare Menge ähnlicher sich an die Seite stellen könnte, wenn sie nicht sammt ihren Ur=

*) Wir wollen unsern Lesern nicht verbergen, daß zu der Zeit als Abraham lebte, die Schreibekunst noch nicht erfunden war, und daß in dem von ihm abstammenden Hirtenvolke Jahrhunderte hingegangen sein mögen, ehe ein Mensch an Aufzeichnung des in Bezug auf den Stammvater Ueberlieferten denken konnte; und eben so wenig, daß das einzige Buch das von ihm Kunde giebt, das sogenannte 1. Buch Mosis, an tausend Jahre nach Abraham geschrieben oder doch in seine gegenwärtige Gestalt gebracht worden ist. Zwar meinen Etliche, es hange der christliche Glaube an der durch Niemand und durch Nichts bezeugten Vorstellung, daß Mose der Verfasser dieses Buchs gewesen sei, aber wir bekennen unumwunden: wir theilen diese Meinung nicht, und halten daher nicht für nöthig, die Glieder der Gemeine dadurch beim Glauben zu erhalten, daß wir ihnen den wahren Sachverhalt verheimlichen.

hebern immerwährender Vergessenheit anheim gefallen wären. Sein Leben war das eines reichbegüterten Heerdeneigners, dessen ganze Thätigkeit sich auf die Sorge für sein Gesinde und sein Vieh beschränkte, und seine Erlebnisse, wenn wir von dem absehen, was das Gepräge des Wunderbaren an sich trägt, waren keine andern, als die im Hirten- und Nomaden-Leben sich zu allen Zeiten wiederholen. Dies Wunderbare aber, die Erscheinungen Gottes in sichtbarer Gestalt, der Verkehr mit Gott von Mund zu Mund, das Essen Gottes an seinem Tische u. dgl., wir können nicht umhin es der dichtenden Sage zuzuschreiben, die um so leichter ohne irgend Jemandes Verschulden sich ausbilden konnte, je länger die Zeit war, welche bis zur Aufzeichnung verfloß, und je weniger geeignet für streng geschichtliches Wissen das Volk, in welchem endlich die Aufzeichnung erfolgte. Aber Abraham war der Stammvater des Volks in welchem die Heilsgeschichte sich begeben hat, über ihn hinaus hat die Erinnerung Nichts als Namen aufzuweisen, mit ihm beginnt erst die Geschichte, um von da an anderthalb Jahrtausende ununterbrochen fortzulaufen. Und immer hat das Volk das Bewußtsein seiner Abstammung von Abraham behalten, immer seine besten Hoffnungen an diese Abstammung geknüpft, und je dunkler das Alterthum, in welches sein Leben sich verbarg, mit desto schöneren Farben sich sein Bild gezeichnet. So fängt denn auch die Heilsgeschichte selbst mit seinem Leben an, und die eigenthümlichsten Gedanken der Vollendungszeit haben sich grade an dies Leben angeschlossen. Darin liegt der Grund, weshalb in der Reihe der biblischen Lebensbilder die ich hier darbiete Abrahams Bild nicht fehlen darf, vielmehr eine hohe Bedeutung hat.

Der einfache Verlauf seiner Geschichte dürfte dieser sein. Seine Vorältern hatten in den Gebirgen des nördlichen Armeniens, bei den Chaldäern, einem dort lebenden Bergvolke, also wohl auch als Glieder dieses Volks, gewohnt, und wie die Natur ihres Landes forderte, dem Hirtenwesen obgelegen. Abrahams Vater Tharah war aus unbekannten Gründen mit diesem seinem Sohne und seinem Enkel Lot von dort südwärts in die Ebenen Mesopotamiens gewandert, und bis Haran, dem nachmaligen Karrä gelangt. Von da wanderte nun Abraham samt seinem Neffen Lot weiter südwestwärts, bis sie in Kanaan, dem wie es scheint von ackerbauenden Stämmen, aber nur

dünn bevölkerten Lande, das vornehmlich in der fruchtbaren Jordan-aue reiche Weideplätze darbot, sich zwar noch immer in Nomaden-Weise, aber doch zum Bleiben niederließen. Lot trennte sich bald von seinem Oheim, Abraham hielt sich an verschiedenen Punkten des Landes auf, reich an Vieh und Knechten, und in Frieden mit den Ur-bewohnern, bis er in hohem Alter mit Hinterlassung eines spätgebor-nen Sohnes Isaak und anderer, von denen die Heilsgeschichte nicht berührt wird, starb. Betrachtet man dies Leben, auch in der aus-führlicheren Darstellung des Buches selbst, mit dem bloßen Auge der Geschichtforschung, so verschwindet es neben den großen Erscheinun-gen der Helden alter und neuer Zeit, und scheint kaum der Beachtung werth, auch daß er Stammvater eines merkwürdigen Volks geworden ist, das giebt zwar ihm selbst eine geschichtliche Bedeutung, aber sei-nem Leben nicht. Erst wenn der Blick sich dem zuwendet, was Abra-ham für die Geschichte des Heils gewesen, und mehr noch dem, wie er der folgenden Zeit erschienen ist, weckt auch sein Leben die Auf-merksamkeit in höherem Grade. Zuerst, fehlen uns auch bestimmte Zeugnisse, so ist doch höchst wahrscheinlich, daß seine Vorfahren wie alle übrigen Chaldäer, dem Gestirndienst hingegeben waren, d. h. die Kräfte der Natur, die sich in ihrem Gange offenbaren, und von denen der Mensch auf allen Seiten abhängig ist, als Kräfte der Gestirne, namentlich der Sonne und der Planeten, vorstellten, diese Gestirne dann lebendig dachten und anbeteten; daß also sein Geschlecht ur-sprünglich auf einer der niederen Stufen stand, über welche die Mensch-heit sehr allmählig zum Gedanken des wahren Gottes aufsteigt. Von Abraham aber wird gemeldet, daß Gott ihm als El Schaddai d. h. der Erhabene Allmächtige bewußt geworden sei. Die Art, wie dies geschehen sein, und wie er darauf mit Gott verkehrt haben soll, geben wir, wie oben schon bemerkt, der dichtenden Sage hin; wir können mit unserm ganzen Denken nicht in den Widerspruch eintreten, Gott einerseits zu denken als den vollkommnen Geist, und andererseits doch menschlich vorzustellen, vom Himmel herabfahrend und mit den Men-schen lebend wie ein Mensch; am Kern genügt uns, den wir als ge-schichtlich anzuerkennen uns berechtigt glauben. Abraham erhob sich von der Stufe des Naturdienstes zum Gedanken eines Gottes, der hoch erhaben über allem Menschlichen als mächtiger Gebieter jene

Welt durchwalte, in deren glänzenden Gestalten bis dahin sein Stamm seine Götter hatte finden können. Wir können nicht umhin zu vermuthen, daß seine Vorstellung noch ziemlich roh, mit Manchem was wir irrthümlich nennen müssen, behaftet gewesen sei; wir wissen daß gar ein weiter Weg ist von El Schaddai, dessen Himmel und Erde, zu Gott dessen Wesen Liebe ist. Aber wir messen die Dämmerung nicht mit dem Maße des Mittagslichts, und begehren nicht die Fülle und Klarheit der christlichen Offenbarung da zu erblicken, wo der offenbarende Geist Gottes gleichsam seine ersten Samenkörner ausstreut; wir freuen vielmehr uns dankbar, daß in Abraham der Anfangspunkt gewonnen ist, von welchem aus die Offenbarung ihren Siegeslauf beginnen und vollenden kann.

Was aber Abraham seine vornehmste Bedeutung im Entwickelungsgange der Heilsgeschichte giebt, das ist, was die Schrift von seinem Glauben und von dessen Wirkung sagt. Die Erzählung wie sie 1. Mos. 15, 1—6 zu lesen ist, ist diese: Abraham hat, schon in hohem Alter stehend, keinen Sohn, und keine Hoffnung, einen zu bekommen. Gott verspricht ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft. Abraham glaubt der Verheißung, und das rechnet Gott ihm zur „Gerechtigkeit" d. h. als hohe, seines Wohlgefallens würdige Tugend an. Hier verhehlen wir uns nun zwar nicht, daß, die Möglichkeit einer solchen Verhandlung zwischen Gott und Menschen zugestanden, doch die langen Jahrhunderte zwischen den Begebenheiten und ihrer Niederschrift ihre Umgestaltung, ja sogar ihre unabsichtliche Erdichtung in sehr hohem Grade denkbar machen, daß aber auch diese Möglichkeit selbst nicht zugestanden werden kann, daß wir folglich das Erzählte als geschichtliche Thatsache nicht wohl denken können; aber wir werden auch gewahr, daß es hier darauf nicht ankommt, sondern das Bedeutsame dieses ist, daß in einer frühen Zeit der Gedanke, es sei der Glaube das was den Menschen Gott gefällig mache, nicht nur überhaupt entstehen, sondern auch als Thatsache sich an den Mann anlegen konnte, der als der Stammvater des Gottesvolkes das Wesentliche dessen an sich tragen mußte, was dieses Volk in seiner Eigenschaft als Gottesvolk auszeichnen sollte. Abraham, so bildete sich nach und nach das Denken aus, ist der Stammvater Israels, Israel sein Sohn und Nachkomme; der Stammvater ist, was der Nach-

komme sein soll, und dieser erst alsdann der ächte Sohn, wenn er dem Vater gleicht in dem was wesentlich an ihm war; also ist Abraham als der Gläubige Vater der Gläubigen, Israel ist bestimmt ein Volk von Gläubigen zu sein, und ist erst dann sein wahrer Sohn, wenn der Glaube seine wesentlichste Eigenschaft geworden ist. Desgleichen: was an Abraham, dem Stammvater, Gott in so hohem Grade wohlgefiel, daß er um deswillen ihm „Gerechtigkeit" zurechnete, das war der Glaube; so wird er auch an seinen Söhnen nur den Glauben wohlgefällig finden, und Die nur werden seine rechten Söhne sein, welche in der Gerechtigkeit des Glaubens Gott gefällig sind. Kurz, stand einmal jener Gedanke fest, so konnte nicht mehr fehlen, immer mußte der Glaube in hoher Geltung stehen, früher oder später das Bewußtsein sich beleben, daß der Glaube, und allein der Glaube, die That des Geistes sei, durch welche der sündige Mensch bei Gott in Gnaden komme. Zum vollen Durchbruch gelangte dies Bewußtsein erst, nachdem der rechte Gegenstand des Glaubens, die erlösende Gnade Gottes in Christus, in dasselbe eingetreten war; Paulus war der große Verkündiger desselben, und die evangelische Kirche hat auf diesem Bewußtsein sich erbaut, und findet in demselben das unüberwindliche Bollwerk ihrer Feindin, der Römerin gegenüber. Paulus aber geht in seiner Darstellung durchaus auf Abraham zurück.

Aber, kann man fragen, ist unser christlicher Glaube nicht durchaus verschieden vom Glauben Abrahams? Abraham glaubte, daß er eine große Nachkommenschaft gewinnen werde, wir glauben daß uns Gott durch Christus Gnade und ewiges Heil darbiete und verbürge; läßt sich das als Eins betrachten? Man hat bisweilen so geurtheilt, und daher nicht unterlassen den Apostel einer irrigen, wo nicht betrüglichen Darstellung zu beschuldigen. Aber es ist nicht so. So verschieden der Gegenstand erscheine, ja der Glaube selbst, so sind doch beide Eins im Wesen dort und hier. Freilich ist was Abraham in Folge der gegebenen Verheißung hofft, in seinem Wesen sehr verschieden von dem was der sündige Mensch auf Grund der Heilsthatsachen glaubend sich aneignet, und daß dies das gleiche, hat auch Paulus nicht behauptet; aber die Gleichheit liegt nicht darin, daß beide den gleichen Gegenstand erwarten, sondern daß bei Beiden der Glaube

die gleiche That des Geistes ist. Abrahams Glaube richtet sich auf ein Gut das er nicht hat, das aber in seinen Augen vom höchsten Werthe ist, der Glaube des Sünders auf das Gut, das ihm wegen der Sünde fehlt, und doch für sein in Buße erwachtes Herz unendlichen Werth besitzt, das göttliche Leben der Heiligkeit und Seligkeit. Abraham glaubt wo er in seiner Person auch nicht den mindesten Grund des Hoffens findet, denn wie mag einen Sohn erwarten, wer sammt seinem Weibe in so hohem Alter steht? auch der reuige Sünder kann in sich und seiner bisherigen Wirklichkeit nicht finden, was ihn die Gewährung seines höchsten Wunsches hoffen lasse; so glauben Beide wo sie nicht sehn. Abraham glaubt dem Herrn, d. h. weil Gott es ist, der die Verheißung giebt, so entsagt er eben so sehr dem bisherigen Verzagen als dem Vertrauen auf eigne Kraft, und stützt sich einzig auf das göttliche Verheißen und Verbürgen; der gläubige Christ glaubt ebenfalls dem Herrn, denn Gott ist's der in Christus ihm die Wiederherstellung verheißt und thatsächlich verbürgt, so daß er von sich selbst absehend all sein geistiges Heil auf Gott in Christus gründen kann. Abraham endlich faßt im Glauben das Verheißene als ob es wirklich sei, und wird in dieser Gewißheit froh; der Christ ergreift in seinem Glauben das in Christus offenbar gewordene göttliche Leben, und eignet es, unangesehn die eigne Mangelhaftigkeit, sich an, und findet darin seines höchsten Sehnens untrügliche Befriedigung. So ist's denn wirklich, Trotz der Verschiedenheit des gehofften Gegenstandes, eine und dieselbe That des Geistes, und auch der sittliche Werth der That auf beiden Seiten einer und derselbe; denn das ist ja doch das Höchste, was der Mensch in seinem Verhältnisse zu Gott leisten mag, das Aufgeben seiner selbst und die gänzliche Hingabe an Gott, sein Wort, seinen Willen, seine Zusagen. Indem also dieser Gedanke sich an das Bild des Stammvaters Abraham anlegte, trat in die geistige Entwickelung des Volkes Israel der Keim der heilbringenden Wahrheit ein, der nach zweitausend Jahren zu lebendigem Bewußtsein reifen, und der bewegende Grundgedanke der evangelisch-christlichen Gemeine werden sollte.

Eine Bethätigung seines Glaubens wird uns noch von Abraham berichtet, die auf göttlichen Befehl unternommene Opferung Israels (1. Mos. 22). Feindselige Gemüther haben auch von dieser Er-

zählung Gebrauch gemacht, um entweder die Bibel zu schmähen, welche Menschenopfer fordere und als heilige Werke preise, oder Abraham, der ein solches in dem Wahne vollbringen wolle, daß sein Gott es von ihm fordere. So thun wir nicht; die Erzählung selbst können wir nicht als Geschichte ansehn, obwohl auch dann noch wir in jene Urtheile nicht einstimmen würden, aber wir fassen das Wesen des Erzählten in's Auge, wie es nicht nur in seiner That, sondern auch in der so fein und rührend ausgeführten Darstellung ausgesprochen ist. Es ist aber dies nichts anderes als die unbedingte Hingabe an Gott. Isaak ist sein Sohn, sein ersehnter spätgeborner Sohn, sein einziger, den er lieb hat, der einzige Grundpfeiler seiner Hoffnungen auf Erden, dessen Verlust ihn wieder dahin zurück versetzen würde, wo er vor seiner Geburt gewesen ist, ja weiter zurück, wiefern er einen Ersatz des verlorenen nicht mehr erwarten kann; wir fühlen aus den einzelen Zügen der Erzählung sein gebeugtes, ja gebrochenes Herz heraus, aber Gott ist's der ihn gab und der ihn wiederfordert, seinem Gotte ihn zu versagen vermag er nicht, er giebt ihn hin, und überläßt nun Gott, wie er die ihm ertheilte Zusage zur Erfüllung bringen wird. — Auch uns fordert Gott bisweilen unser Liebstes ab, wir werden wohl thun, dann auf Abraham zu blicken, und der Bibel Dank zu wissen, daß in so früher Zeit sie einen solchen Gedanken fassen, und als klaren Spiegel Allen die sie lesen würden ein solches Bild hinstellen konnte. Denn auch hier gilt wieder: nicht daß es so geschehn sei, ist worauf es ankommt, sondern daß es gedacht werden konnte, und daß der Gedanke sich an den Mann anlegte, der als Urahn vor den Blicken der Folgezeit in hellstem Lichte dastand.

Noch haben wir auf die Form, in welcher Abrahams Verhältniß zu Gott der Folgezeit erschien, einen Blick zu werfen. Es ist die eines Bundes, den Gott mit ihm gemacht. Nun müssen wir uns zwar sagen, daß ein Bund in strengem Sinne zwischen Gott und einem Menschen unmöglich sei, desgleichen daß wie der ganze menschlich persönliche Verkehr Gottes mit Abraham, so auch die förmliche Bundesschließung, wie wir sie 1. Mos. 15. u. 17. lesen, uns als ein geschichtliches Ereigniß nicht erscheinen könne; aber irre machen soll das uns nicht. Das Einzele des erzählten Hergangs werden wir der Sagendichtung zuschreiben, welche, wenn einmal die Vorstellung des

Bundes eingetreten war, einer Form nicht mehr entbehren konnte, die Entstehung eines solchen Verhältnisses hinein zu kleiden, die Vorstellung selbst aber sofort begreifen, wenn wir beachten, daß sie sich erst da gebildet zu haben scheint, als das israelitische Volk sich bereits gewöhnt hatte, sein eigenes Verhältniß zu Gott unter die gleiche Vorstellung zu stellen. Daß das Verhältniß Gottes zu den Menschen ein unbedingtes und ewiges, das der Menschen zu Gott aber ein sittliches und freies Verhältniß sei, das zu erkennen vermochte, wie die Geschichte lehrt, die israelitische Menschheit auf der Stufe ihrer geistigen Entfaltung nicht, auf welche sie durch Mose erst emporgehoben worden war*); dachte sie daher das eigene als einen förmlich abgeschlossenen Bund und Vertrag zwischen ihr und Gott, so war natürlich, daß sie auch das des Stammvaters unter der gleichen Form auffaßte. Können aber auch wir, die wir im Lichte der höheren, christlichen Erkenntniß stehn, uns diese Vorstellung nicht mehr aneignen, so dürfen wir uns doch hierdurch nicht abhalten lassen, einen Punkt in's Auge zu fassen, der für die Auffassung des Verhältnisses zu Gott bis in die Zeit des entstehenden Christenthums hinein bedeutungsvoll geworden und geblieben ist. Nicht Abraham erwählt sich seinen Gott, wie die Heiden ihre Götter selbst erwählen, und nach Gefallen dann auch wohl verwerfen: Gott ist's allein, von welchem in Abrahams Geschichte Alles ausgeht; nicht Abraham schließt einen Bund mit Gott, sondern Gott mit Abraham, den dieser in Unterthänigkeit empfängt. So ist und bleibt auch nach Abschluß des Bundes das Verhältniß, was es sein soll und muß, ein Verhältniß der freien Liebeshuld auf der einen der Hingabe und des dankbaren Empfangens auf der andern Seite; auch in der späteren Zeit, wo in der Vorstellung des Volkes das Verhältniß sich verwandelt hatte, ein Vertrags- und Rechtszustand geworden war, blieb doch der Gedanke übrig, daß ehedem ein reiner Gnadenbund bestanden habe, und wieder war es der Apostel Paulus, der den Gedanken des unwandelbaren Verheißungs- und Gnadenbundes zwischen Gott und Abraham ergriff, um jüdisch denkenden Lesern den Beweis zu führen, daß nicht das fruchtlose Verdienen der Gesetzlichkeit, sondern der freie Glaube an das göttliche, nun erfüllte Ver-

*) Die Darlegung dieses Satzes gehört dem nächsten Lebensbilde an, worauf daher hier zu verweisen ist.

heißungswort die Menschheit in Besitz der einst verheißenen Heilsgüter bringe.

Noch einen großen und bewegenden Gedanken nehmlich bot die uralte Sage von Abraham. In seinem Samen, so hatte Gott zu ihm geredet, sollten gesegnet werden alle Geschlechter der Erde. Wir lassen auch hier dahin gestellt sein, in welcher Zeit sich dieser Gedanke im Bewußtsein Israels eingefunden und der Geschichte seines alten Ahnen eingefügt hatte, es genügt uns, daß er aufgewacht, und durch Aufnahme in die heilige Geschichte bleibendes Volkseigenthum geworden war. Nach seinem ursprünglichen Sinne besagte er wohl nur ein hohes Glück von Abrahams Nachkommenschaft, an geistige Segnungen, und an ein Uebergehn derselben auf die Heidenwelt, dachte man wohl kaum, das Eine wie das Andere waren Gedanken die das rohe Volk nicht denken konnte, ja wir mögen sagen, für den Augenblick nicht denken sollte; aber es bedurfte auch in jener Zeit nur dieses, um daran empor zu klimmen und auch geistig zu erstarken. In jenem Gedanken war dem Volke eine Zukunft gegeben, die sich ihm zwar nie verwirklichte, aber aus seinem Auge nicht entschwand, und so lange es daran glaubte, es nicht sinken ließ. Schwere Schicksale haben es betroffen, kurze Unterbrechungen abgerechnet ist seine Geschichte eine ununterbrochene Reihe von Mißgeschick und Drangsalen gewesen, aber wer mag sagen, ob nicht jener Gedanke es gewesen, durch den, während Schaaren von Völkern spurlos untergingen, dieses eine, geknechtet, massenweis gemordet, zerstreut, in der Zerstreuung hart gedrückt, bis diesen Tag dasselbe und sich gleich geblieben ist? Bis diesen Tag ja harrt es einer Zukunft, die in seiner Weise sich zwar nie verwirklichen wird, aber doch in dichtester Nacht der Polstern bleibt, der es nie an sich und seinem Geschick verzagen, nie seiner geglaubten Bestimmung untreu werden läßt. Ist aber schon das ein Großes, so ist es noch weit mehr die höhere Erfüllung, die das Wort nach Gottes Rath gefunden hat. Dies Wort nehmlich hat den Keim der Weissagung gebildet, die zwar ebenfalls nach ihrem ursprünglichen Sinne nicht in Erfüllung gegangen, aber doch die Wurzel geworden ist, aus der das Christenthum erwuchs. Doch diesen Punkt in seinem ganzen Zusammenhange zu besprechen, bleibt einem späteren Bilde aufbehalten.

Sollte es mir gelungen sein, durch meine Darstellung die großen Gedanken des Heils, die sich an den Namen Abraham anknüpfen, den Lesern dieser Blätter näher zu bringen, so wäre ihr Zweck erreicht. Wenn aber Jemand wäre, der da meinte, es sei vielmehr das Gegentheil geschehen durch das offene Geständniß, daß gar Viel von Dem was unsre Bibel von Abraham erzählt, ihm nicht oder doch nicht so begegnet, wie es da erzählt wird, sondern der Gedanke einer späteren Zeit, dem gebe ich nur dieses zu bedenken: erstlich, daß die Sache sich doch wirklich so verhält, und unser Verhüllen das nicht ändern könnte; sodann, daß was die Menschheit fortbewegt, weit weniger die Thatsachen in ihrer Nacktheit als die Gedanken sind, mit denen sie unter Gottes Geistesleitung sich bekleiden, und daher endlich drittens, daß für den großen Zweck der Heilsvorbereitung in Israel es nicht darauf ankam, daß Abraham geglaubt u. s. w., sondern daß das Bild eines Mannes vor seine Seele trat, der so geglaubt und so sein Selbst an Gott geopfert habe, und daß auch wir den Segen, den Arahams Bild uns bringen kann, nicht aus dem entnehmen, was er gethan, sondern aus den hohen Gedanken, welche ein frühes Alterthum mit seinem Bilde in Verbindung gesetzt hat.

6.

Mose.

Wenn Gott in seinem Reiche auf Erden Großes schaffen will, da schafft er große Menschen, denen als seinen Dienern und Werkzeugen er die Ausführung überträgt; damit aber die groß werden, stattet er sie nicht nur mit vorzüglichen Anlagen aus, er schickt sie in die Schule, in die des Lebens und der Schicksale, und läßt sie da einsammeln und lernen, was sie darnach an dem ihnen angewiesenen Platze in Anwendung bringen sollen.

Ein solcher Mann war Mose, der Gründer der israelitischen Verfassung. Wenn seine Größe uns vielleicht nicht immer zum vollen Bewußtsein kommt, so liegt die Ursache zu einem Theile darin, daß wir ihn von Kindheit auf zu kennen meinen, und uns daher nicht erst die Mühe geben, uns mit ihm und seinem Werke recht bekannt zu machen, zum andern aber, daß wir ihn mit falschem Maße messen, etwa mit dem der sogenannten großen Männer der Geschichte, oder mit dem der Bildung oder auch Verbildung unsrer Zeit. Messen wir ihn mit dem richtigen Maße, d. h. beachten wir was er fand und was er dafür hinstellte, was er von Geburt aus war und was er wurde, und welche Bedeutung seine Stiftung im Gange der göttlichen Welterziehung hat, da werden wir über seine Größe staunen, und Gottes Führung preisen lernen. Dies den Lesern zu erleichtern, ist einer der Zwecke der folgenden Darstellung.

Abrahams Enkel Jakob war in hohem Alter mit seiner auf siebzig Personen angewachsenen Familie nach Aegypten ausgewandert,

und im Weidelande Gosen angesiedelt worden. Mag das im Augenblicke als ein Glück erschienen sein, in Wirklichkeit war's eine Erniedrigung. In Kanaan wohnte Jakob wie einst Abraham wo ihm gefällig war, hier wo des Königs Gnade ihn wohnen hieß, dort war er freier Mann und Fürst, hier Knecht des ägyptischen Pharao, hochgeachtet hatte Abraham dagestanden, Jakob und seine Söhne gehörten der Hirtenkaste an, die den Aegyptern ein Gräuel war. Wie tief der im Entstehn begriffene Stamm fortan hinab gesunken, können wir nun freilich nicht ermessen, daß er aber tief gesunken sehen wir. Wo er uns wieder vor die Augen tritt, da ist er belastet mit schmählicher Dienstbarkeit, die er mit knechtischem Sinne trägt, kein Funke von Nationalgefühl ist wahrzunehmen, des urväterlichen Gottes scheint er meist vergessen, dem ägyptischen Thierdienste sich hingegeben zu haben. Und diesen fast verkommenen Sklavenstamm hat Mose aus der Dienstbarkeit befreit, hat ihn zum Volke erhoben, ihm eine Verfassung und einen Gottesdienst gegeben, und es zur Besitznahme des alten Heimathlandes befähiget, hat es soweit heran gezogen, daß es nach seinem Tode seiner nicht bedurfte, und das alles ohne für sich oder seine Nachkommen etwas anderes zu erwerben als das Andenken an den großen Gesetzgeber und Propheten, das ihm die Nachwelt nicht versagen konnte. Wie ist das gekommen? Wir folgen den Ueberlieferungen, welche eine spätere Zeit aufgezeichnet hat, überall das Wesentliche, in sich selbst Wahrscheinliche festhaltend, das Unwesentliche, sagenhaft Gestaltete bei Seite stellend.

Der zahlreich gewordene Stamm wird von einem späteren Könige hart bedrückt, und um ihn zu schwächen der Befehl ertheilt, alle männliche Kinder der Hebräer bei ihrer Geburt zu ermorden. Eben dieser Befehl aber ist das Mittel, durch welches die Vorsehung den ersehenen Retter in die Schule bringt, in der er werden kann, was er werden soll. Ein neugebornes Knäblein wird von seinen Aeltern drei Monate lang daheim, dann in einem Kästchen im Schilfe des Nils verborgen. Da findet es die Königstochter, erbarmt sich sein, und erzieht es am Hofe als ihr eignes Kind. Das ist Mose. Der ohne jenen Befehl ein bloßer Hirt geworden, und unter der allgemeinen Last verkommen wäre wie jeder Andere, ist nun dem Hirtenstamme entrückt, und was es am Hofe des Königs von höherer Bildung

giebt, wird ihm als Sohne der Königstochter gewiß zu Theil. Aber er darf nicht am Hofe bleiben. Ein Todtschlag, an einem gewaltthätigen Aegypter verübt und wider sein Erwarten kund geworden, regt den Zorn des Königs auf, und nöthigt ihn zur Flucht. Im Lande der Midianiter erwirbt ein geleisteter Dienst dem überall zum Schutze des Rechtes thatbereiten Flüchtlinge eines Priesters Gastfreundschaft und Tochter, als Hüter seiner Heerden gewinnt er die nöthige Einsamkeit zum Nachdenken über die Leiden seiner Brüder und die Wege ihrer Rettung. Das ist die zweite Schule in welche Gott ihn stellt; er geht gereift für seinen Beruf aus ihr hervor, mit dem Bewußtsein, daß der Väter Gott ihn sende. Wie das in ihm entstanden, untersuchen wir nicht weiter, die Erzählung vom brennenden Busche nehmen wir als spätere Sage hin, und halten das Wesentliche fest, daß er fortan in jenem Bewußtsein steht und handelt. Seinem Volke kündigt er sich als dessen Befreier an, vom Könige fordert er dessen Freilassung. Wie er am Ende sie erlangt habe, untersuchen wir wieder nicht, und lassen das Thatsächliche der zehn Plagen auf sich beruhn. Eins steht doch immer fest, der Stamm wird aus Aegypten heraus und in die arabische Wüste hinein geführt. Nun aber begann sein eigentliches Werk, das Werk zu welchem ihm die Befähigung am Hofe Pharao's gegeben worden war, und welches ihm seine Bedeutung für alle Zeiten giebt. Was vor ihm lag, war eine rohe, ordnungslose Masse, ein Haufe von Menschen, die bisher Viehhirten und königliche Bauknechte gewesen waren, sammt ihren Weibern, Kindern und Heerden, nach Allem was vorher gegangen, und nach manchen Spuren ihrer folgenden Geschichte nicht nur aller Bildung, sondern auch alles Gesetzes entbehrend, und wenn nicht von aller Religion entblößt, mit der bei den Aegyptern im Schwange gehenden Naturreligion, Verehrung der Naturkräfte unter der Gestalt von heiligen Thieren, behaftet, dazu in Folge der langen Dienstbarkeit unmännlich und unkriegerisch. Es gehörte ein kräftiger Geist dazu, um den Gedanken festzuhalten, daß diese Masse ein Volk werden solle, große Willenskraft, um allen Schwierigkeiten gegenüber auszuharren, aber auch eine große Thatkraft und mächtig einwirkende Persönlichkeit, um dem Widerstande der ihm begegnen mußte die Spitze zu bieten und zuletzt zu überwinden. Mose hielt den Gedanken fest, und harrte

5 *

aus, und überwand die Schwierigkeiten, soweit das innerhalb eines Menschenalters möglich war. Zweierlei war zu bewirken, daß die Masse fähig würde sich in den Besitz des Landes zu setzen, das sie fernerhin bewahren sollte, und sie zum Wesen eines Volkes zu erheben. Jenes ließ sich, wie ein früher gemachter Versuch ihn überzeugt hatte, nur dadurch bewirken, daß der Stamm so lange in der Wüste verweilte, bis die Gesammtheit der aus Aegypten ausgezogenen Erwachsenen gestorben, und ein kräftigeres, der Freiheit gewohntes Geschlecht an ihre Stelle getreten war, was eine vierzigjährige Zeit erforderte, ihm selbst aber das Loos bereitete, daß das ersehnte Heimathland nicht mehr von ihm betreten werden konnte. Aber Mose arbeitete nicht für sich selbst, darum brachte er das Opfer williglich, und duldete überdies das vielfache Murren der des langen Aufenthalts überdrüssigen, selbst nach der Dienstbarkeit sich zurücksehnenden Menge.

Aber bei weitem der vornehmste Theil seines Werkes mußte die Erhebung seines Stammes zum Volke sein. Was er vor sich sah, war eine ordnungslose Menschenmenge, Hirten die zeither ihr Vieh gehütet hatten, Knechte, die bis jetzt in harter Dienstbarkeit geschmachtet hatten, und jetzt nicht sowohl frei als herrenlos geworden waren, nicht etwa durch kräftigen Aufschwung eines freien Geistes, sondern fortgerissen durch die Macht der Ereignisse und die geistige Uebermacht ihres großen Führers, ohne eine Ahnung bürgerlicher Ordnung oder staatlicher Verhältnisse. So wenig nun in der neusten Zeit die freigegebene Negerbevölkerung Westindiens gleichsam mit einem Schlage in ein freies, sich selbst regierendes Volk umgewandelt werden konnte, vielmehr noch eine lange Zeit wird hingehn müssen, bis unter Einwirkung des Christenthums sie diese Höhe erstiegen haben wird: eben so wenig war die Ausführung aus Aegypten für sich allein hinreichend, die rohen Stämme Israels mit einem Male zur würdigen Stellung eines unabhängigen Volks empor zu heben; sie bedurften einer Macht, die sie zusammen hielt, vor Zügellosigkeit bewahrte, und nach und nach zu bürgerlicher Freiheit und staatlicher Mündigkeit heran bildete, was innerhalb eines Jahres, oder eines Menschenalters, laut aller Erfahrung nicht zu erreichen war. Diese Macht aber konnte keine andere als die eines kräftig waltenden Gesetzes sein; erst wenn es der sich fügen gelernt hatte, war das große Werk vollbracht. Dem

Gesetze aber fügt ein rohes Geschlecht sich nur, wenn es ihm von einer höheren, übermenschlichen, göttlichen Gewalt auferlegt wird, der es sich nicht entziehen kann, deren Zorn es fürchten muß, wenn es ungehorsam ist. Mose hat das erkannt, und daher ihm vor Allem einen Gott gegeben, und an die Spitze seiner Gesetzgebung das Wort gestellt: Ich Jehova bin dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Wenn wir sagen, er habe ihm einen Gott gegeben, so geschieht es in getreuem Anschluß an die Spuren, welche die Schrift selbst uns zeigt. Mose erwartet (2. Mos. 3, 13) daß wenn er seinen Brüdern vom Gotte ihrer Väter reden werde, sie ihn fragen werden: wie heißt sein Name? sie kennen ihn also nicht, haben ihn bis auf den Namen selbst vergessen. Und in der Wüste läßt sich das Volk das Bild eines jungen Stieres zur Anbetung darbieten und spricht: das ist dein Gott, Israel, der dich aus Aegyptenland geführet hat (2. Mos. 32, 4), zum sichern Beweise, daß es dem ägyptischen Stierdienste hingegeben ist; ja bis in die Zeit der Könige war ihm möglich, goldene Stiergestalten als seine Gottheit anzubeten, und der Prophet Amos weiß noch, daß es in der Wüste ein Sternbild (wahrscheinlich des Planeten Saturn) als seinen Gott mit sich herum geführt hat (Am. 5, 26). Indem also Mose dem Volke den Gott seiner Väter als jenen El Schaddai ankündiget, der ihnen jetzt seinen Namen Jehova (in der deutschen Bibel immer durch Herr übersetzt) bekannt mache, giebt er ihnen in der That den Gott, den sie fortan als ihren Gott anbeten sollen, giebt ihn aber in der Weise, daß er ihn als denselben Gott erkennen lehrt, den ihre Stammväter schon als den ihrigen gekannt, und eben die Verheißungen von ihm empfangen haben, die nun in Erfüllung gehen sollen, der sich aber jetzt in einer neuen Weise, und in sofern unter einem neuen Namen offenbare. Es gehört viel Unaufmerksamkeit dazu, um hierin nicht die tiefe Weisheit des Mannes zu erkennen, der eben hierdurch der wahre Schöpfer seines Volkes wurde. Und im Namen dieses seines Gottes giebt er ihm nun sein Gesetz. Wir haben die volle Berechtigung zu denken, daß er das nicht nur in kluger Berechnung ohne eignen Glauben that, daß er vielmehr darin sein innerstes Bewußtsein aussprach. Und das mit vollem Recht. Zwar in der Weise können wir es nicht mehr denken, daß Gott von Mund zu Mund mit ihm

geredet habe, das vielmehr erkennen wir als alterthümliche Vorstellungsart; davon aber sind wir lebendig überzeugt, daß seine Weisheit ihm von Oben her, von Gott gegeben war, von wannen alle gute Gabe und alle wahre Weisheit kommt.

Das Gesetz nun, welches Mose dem neuen Volke gab, war wohl nicht sofort das ganze vielspaltige Gesetzbuch das gegenwärtig vor uns liegt; wir haben guten Grund zu glauben, daß dies nur sehr allmählich zu dem Umfang angewachsen sei, in welchem die nach ihm genannten Bücher es darbieten; aber das kurze Grundgesetz der zehn Gebote stammt unleugbar von ihm her. Werfen wir auf dieses einen Blick.

Die ersten Worte sind nach dem Urterte so zu denken: „Ich Jehova bin dein Gott". Der Form nach sind sie kein Gesetz, nur die Selbsteinführung des göttlichen Gesetzgebers, und lassen sich auch als solche ansehen, aber mit den folgenden Worten: „Du sollst keinen Gott (so, nicht: keine Götter, lautet das Hebräische) haben neben mir", bilden sie doch zusammen das erste der Gesetze, das Grundgesetz des Grundgesetzes. Der erste dieser beiden Sätze sagt dem Volke, Wer sein Gott sei, und für ein schärferes Denken schließt er jeden andern aus, aber dem noch rohen, an andern Dienst gewöhnten Volke kann er doch die Möglichkeit zu lassen scheinen, er sei nur einer seiner Götter, etwa der vornehmste derselben; erst der zweite schneidet auch für das rohste Denken jeden Gedanken anderer Götter, die es außer ihm anbeten dürfe, ab.

Das ursprüngliche Gesetz hat wohl nur dieses wenige enthalten, denn dem Steine der zwei Tafeln ließ sich nur der kürzeste Inbegriff eingraben, und was wir sonst noch hier und bei den folgenden Geboten lesen, mußte der mündlichen Belehrung und der späteren Aufzeichnung überlassen bleiben. Aber das Wenige genügte auch. Wer der Jehova wäre, der Gott der alten Väter, deß Himmel und Erde als dem Schöpfer eigen sei, und der das Volk aus Aegypten, aus dem Diensthause, herausgeführt, das konnte es entweder schon vernommen haben oder jetzt vernehmen. Und daran hatte es auf lange Zeit genug. Den vollen, reinen Begriff Gottes hatte Mose selbst wohl noch so wenig, als das Volk in seiner Rohheit ihn empfangen konnte; aber nahm es nur das hier ihm Dargebotene wirklich in sich

auf, so war es schon hoch über alle Völker des Alterthums empor gerückt, von denen auch nicht eins den Gedanken des Gottes, der die Welt geschaffen habe, und der als solcher der eine Ewige und Allmächtige sein muß, aus sich erzeugt hat. Noch aber war die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß das Volk das in Aegypten mancherlei Thiergestalten als Götter vorgestellt gesehn, zum Theil selbst angebetet hatte, sich diesen Jehova zwar als seinen Gott gefallen ließ, aber doch ebenfalls in einer solchen Gestalt vorstellte, in dieser Gestalt abbildete, und dieses Bild als seinen Gott anbetete. Sobald aber das geschah — und wir wissen bereits, daß es geschehen ist —, half die gegebene höhere Vorstellung ihm Nichts, es sank doch wieder in das Wesen des Heidenthums hinab. Dem sollte nun das zweite Gebot vorbeugen, das auf der Tafel wohl nur lautete: „Du sollst dir kein Bild (Gottes) machen". Damit war, wenn es gehorchte, Viel gewonnen. Nicht augenblicklich dieses, daß es jeder sinnlichen Gottesvorstellung entsagte, das vermochte es noch nicht; wohl aber, daß die Vorstellung, da sie durch kein sichtbares Bild herabgezogen oder niedergehalten wurde, sich allmählich höher hob und geistiger gestaltete, also den reifer werdenden Gliedern des Volks kein solches Hinderniß eines reineren Vorstellens entgegen stand, wie bei den andern Völkern, auch bei denen die sich über die Thiergestalt zur menschlichen erhoben hatten.

In diesen zwei Geboten ist dem Volke kund gemacht, wen es zum Gotte haben soll und darf, und was es von seiner Verehrung dieses Gottes fern zu halten hat. Das dritte wehrt dem Mißbrauche des Namens Gottes, der ihm heilig und ehrwürdig bleiben soll, zur Beglaubigung der Lüge, und ist das letzte von denen, die in unmittelbarster Beziehung zu Gott stehen. Das folgende vierte, das der Heilighaltung des Sabbattages, wird zwar in den Büchern des Gesetzes mehrmals, aber im vorliegenden Grundgesetze selbst wahrscheinlich nicht in eine solche Beziehung gestellt. Des Sabbattags in seiner Eigenschaft als Ruhetag, der einzigen welche im Gesetz erscheint, und der einzigen die von diesem Volke, und noch mit Mühe, erlangt werden konnte, soll es eingedenk sein, damit es ihn heilige. Dies Heiligen können wir, wenn wir uns nicht ein Volk vorstellen wollen, wie jenes entstehende Israel weder war noch sein konnte, nur in dem Sinne

fassen, daß es ihn höher achten soll als die andern Tage, aussondern aus der Zahl der übrigen, und unverletzlich halten in der ihm beigelegten Eigenschaft. Feiertag soll er sein, für jetzt noch weiter Nichts; aber wird er das nur wirklich sein, dann wird in ihm der freie Raum gegeben sein, den jedes wirklich fromme Herz mit Thätigkeit ausfüllen wird. Mehr konnte noch nicht geschehen. Nun kommen die gesellschaftlichen Verhältnisse an die Reihe, und zwar zuerst die Familie. Vater und Mutter, so scheint der Gesetzgeber gedacht zu haben, werden durch die Stimme der Natur geleitet auch ohne Gesetz was ihnen zukommt leisten, die Kinder aber bedürfen laut vielfältiger Erfahrung der Ermahnung oft. Ihnen wird geboten, daß sie ihre Aeltern ehren sollen. Die Liebe, die Dankbarkeit, gebietet er ihnen nicht, das sind nicht Dinge, welche sich gebieten lassen, aber ein Verhalten, der Stellung angemessen, welche Alter und erworbene Verdienste ihnen geben sollen, und nicht immer geben. Für die übrigen Verhältnisse finden sich nur noch Verbote, durch welche das Leben, die Ehe, der Besitz, gegen rohe Angriffe, gegen Lug und Trug, gegen verbrecherische Lüsternheit geschützt werden soll. Ein Volk in den Anfängen seiner Bildung bedarf nicht Mehr als Dies, würde eine mehr zusammengesetzte Gesetzgebung weder verstehen noch anzuwenden wissen. Das ist zu beachten, um die Einfachheit der hier vorliegenden gerecht zu würdigen. Mit dem Maße der hochgebildeten Gegenwart gemessen ist sie freilich nur ein magerer Anfang, aber das ist nicht das rechte Maß; legen wir aber sein eigenes Maß an sein Gesetz, so müssen wir aussprechen: wenn Israel nur das alles wirklich annahm und befolgte, so konnte es eine lange Zeit bestehn und glücklich sein. Aber zu dieser Befolgung kam es nicht sobald. Zwar, wie wir lesen, versäumte Mose Nichts von den Schrecknissen, wodurch ein rohes Volk zum Gehorsam eingeschüchtert werden muß, zwar gelobte das Volk denselben feierlich, aber dabei blieb es auch. Das Uebertreten folgte dem Gelöbniß auf dem Fuße nach, und währte fort ein Tausend Jahre lang. Da meinen wir nicht die Einzelübertretungen der zweiten Tafel, wo wäre auch ein Volk in dem die nicht vorkämen? Wir halten für möglich, daß Israel in diesen Beziehungen so gehorsam war als irgend ein anderes Volk; auf die Hauptgesetze kommt es an, auf das Gebot von Jehova dem einzigen Gotte des Volks und seiner

bildlosen Verehrung. Zu dieser aber kam es nicht, die Geschichte der Richter und der Könige bezeugt, und die Strafreden der Propheten bestätigen, daß es bis zur Wegführung nach Babel nicht nur Bilder von Jehova hatte, sondern auch fort und fort die Götter seiner Umgebungen, ja seiner Feinde zu eigenen Göttern annahm, und sich davon nicht abwenden ließ. Es bedurfte erst des Unterganges seiner Selbstständigkeit, der Wegführung oder Vernichtung des bei weitem größten Theiles seiner Glieder, bis der heimkehrende kleine Rest sich ernstlich und für immer jenen Gesetzen unterwarf.

Durch sein Gesetz aber, wie dasselbe aus den geringen Anfängen der zehn Gebote sich nach und nach vollendete, wurde der von Mose aus einer noch ungezügelten Menge zum Volke erhobene Stamm Abrahams, wozu Mose ihn zwar noch nicht machen, ja wovon er wohl noch keine Ahnung haben konnte, was er aber in der Heilsgeschichte werden sollte, das Volk das Gottes Gesetz in seinem Schooße trug. Gesetze freilich mußten alle Völker haben, und hatten sie, denn wo kein Gesetz, da ist kein Volk, auch von den Göttern abgeleitet und unter der Götter Schutz gestellt, haben wo nicht alle, doch mehrere alte Gesetzgeber ihre Gesetzgebung: aber uns ist kein Volk bekannt, dessen gesammte Verfassung mit dem Gedanken Gottes in solcher Weise verwachsen sei, als das israelitische. Mit der Ankündigung seines Gottes hebt es an, jedes Einzelgebot bis in die kleinsten Verhältnisse hinein nimmt es von seinem Gotte in Empfang, in jedem das es befolgt, gehorcht es seinem Gotte, und heiligt seinen Namen, in jedem das es übertritt, empört es sich gegen seinen Gott, entehrt es seinen Gott. Daraus erwuchs ein wichtiger Unterschied. Wo die Gesetze nur Staatsgesetze sind, da hat der ihnen geleistete Gehorsam keine weitere Folge für ihren Unterthan, die Uebertretung ist Verbrechen und richterlicher Ahndung heimgegeben; wo aber Gott Urheber und Hüter des Gesetzes ist, da ist die Befolgung Frömmigkeit, und Gottes Wohlgefallen, Gottes Segen folgt ihr nach, die Uebertretung aber ist nicht nur Verbrechen, sie ist Sünde, fällt nicht nur unter menschliche Gerichtsbarkeit, sie erzeugt die Schuld und ruft den göttlichen Zorn herbei. Und so zeigt's die Geschichte. Griechenland und Rom gelangten auf eine weit höhere Stufe staatlicher Ausbildung, und ihre Gesetzgebungen können uns zum Theil noch

jetzt als Muster dienen; aber waren auch ihre Gesetze ursprünglich unter ihrer Götter Schutz gestellt worden, das Bewußtsein einer göttlichen Gesetzgebung haben sie nie gewonnen, nie gewinnen können, und die Folge ist gewesen, daß sie zwar Unrecht und Verbrechen kannten, vom Wesen der Sünde aber keine Ahnung in sich aufgenommen haben, davon aber wieder, daß auch Bedürfniß und Gedanke der Erlösung ihnen fremd geblieben sind. Israel dagegen fügte sich zwar nur sehr allmählich unter das nach und nach anschwellende Gesetz, aber es fügte sich doch endlich, und was es davon hatte oder kannte, das wußte es immer als den Willensausdruck seines Gottes, des Heiligen und Reinen, dem nur das Reine wohlgefallen könne; darum auch was es übertrat, das war ihm Sünde, und dadurch wurde Israel das Volk, das die Sünde kannte, und hierdurch das, in welchem der Gedanke der Erlösung sich emporarbeiten und, als das Zeitmaß voll war, die Erlösung selbst zu Stande kommen konnte. Mose aber, der diese geistige Bewegung zwar nicht schaffen konnte, aber veranlaßt, den ersten Stoß dazu gegeben hat, ist eben hierdurch eine bedeutende Person geworden, nicht nur für sein Volk, sondern in der gesammten Heilsgeschichte, der Hebel gleichsam, der ein unentbehrliches Glied in die Entwicklungsreihe einführte, worin die sündige Menschheit dem Ziele entgegen geführt wurde, bei welchem sie in Christus angelangen sollte. Durch Mose ist das Gesetz gegeben, durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde (Joh. 1, 17. Röm. 3, 20), Erkenntniß der Sünde aber treibt zum Erlöser hin.

Das Verhältniß zwischen Jehova und Israel wird in den Büchern der Geschichte und des Gesetzes unter demselben Bilde vorgestellt, unter welchem diese Bücher auch das zwischen Gott und Abraham vorgestellt haben, unter dem des Bundes, und wir dürfen denken, daß Mose selbst es seinem Volke in dieser Weise nahe gelegt habe. Sagen wir: unter dem Bilde, so ist die Meinung nicht, daß Mose selbst oder das Alterthum überhaupt diese Anschauung als bloßes Bild betrachtet habe, um ein anderes, rein geistiges Verhältniß mit dem eines Bundes zu vergleichen, nein, wir zweifeln nicht, es habe die ganze alte Zeit einen wirklichen Bund gedacht, und wissen wohl, daß bis auf diese Stunde Viele das Gleiche thun. Aber wir wissen eben so, daß ein wirklicher Bund zwischen Gott und Menschen undenkbar

ist, indem er Voraussetzungen hat, die nicht eintreten können, namentlich die der Gleichheit und des Verhältnisses von Pflicht und Recht; und das bestimmt uns, zwar die Vorstellung als eine bedeutende, der alten Welt wohl eben so nützliche als nothwendige anzuerkennen, aber ihr doch für uns nur die Geltung eines Bildes einzuräumen. Das Bedeutende desselben aber ist dieses: Auf niederen Bildungsstufen, wo die sittlichen Begriffe noch sehr unentwickelt sind, pflegt der Mensch sein Verhältniß zu seinem Gotte in allem Wesentlichen dem gleichzustellen, worin er sich zu seinem irdischen Beherrscher denkt. Dieser aber ist auf diesen Stufen stets Gewaltherrscher, willkürlich befehlend, willkürlich und nach Launen dies gebietend, jenes verbietend, Diesen befördernd, Jenen beschädigend, Gunst und Ungunst, Ehre und Unehre, nach Neigung und Abneigung vertheilend. Das trägt er dann über auf seinen Gott und sein Verhältniß zu demselben. Dies aber erhält dadurch das Gepräge großer Unsicherheit, er weiß nie, ob er sich fürchten oder guten Muths sein soll, der nächste Augenblick kann einen Umschlag bringen, und nicht unmöglich, daß die Freundschaft des Allmächtigen sich vor Abend schon in Feindschaft wandle. Wir sehn dergleichen in so mancher Fabel und Geschichte des griechischen Alterthums, auch im jüdischen Volke aus der Zeit, bevor die Vorstellung des Bundes recht in ihm gewurzelt war. Wo sie aber festen Platz gewonnen hatte, war das nicht mehr möglich. Zuerst, Jehova hatte den Bund mit Israel gemacht, dies ihn nur in Empfang genommen. So war's ein Gnadenbund, nicht hatte das Volk sich ihn erbeten, um sich einen Schutz gegen seine Allmacht zu verschaffen, Gott hatte ihn geschenkt, um ihm ein Verhältniß zu ihm zu gewähren wie keinem Volke sonst, damit fiel jeder Grund ihm unfreundliche Gedanken zuzutrauen, für augenblickliche Willkür hätte es des Bundes nicht bedurft. Sodann aber, war auch durch seine Entstehung der Bund ein Gnadenbund, sein Abschluß hatte doch ein Rechtsverhältniß zwischen Gott und seinem Volke hervor gebracht. Gott forderte und verhieß, so war er für die Vorstellung des Volks gebunden so gut als dieses selbst, es brauchte nur zu leisten was er forderte, so konnte es erwarten, daß auch er ihm gegenleistete was er verheißen hatte; wozu sonst hätte er den Bund geschlossen, zu welchem Nichts ihn bringen konnte? So bekam es sein Geschick in seine Hand, sein Gehorsam

wurde Bundespflicht, und sicherte ihm Gottes Segnungen als sein Bundesrecht, es gewöhnte sich, von seiner Wahrhaftigkeit und Bundestreue zu erwarten, was es von seiner bloßen Allmacht nicht erwartet hätte. Das sind Kindervorstellungen, wir wissen es, und wir bedürfen ihrer nicht, um uns zu Gottes Vaterliebe alles Guten zu versehen; aber Israel war auch noch ein Kindervolk, und eben darin staunen wir die göttliche Weisheit an, daß er den Kindern gab, was Kindern Noth that, um sie nach und nach zur männlichen Reife zu erziehen. Uns muthet er das nicht mehr zu, nachdem er in Christus uns die Liebe als sein ewiges Wesen offenbar gemacht. Wollten wir aber seine erziehende Wirksamkeit verachten, weil er sich den Kindern in Kinderweise kund gegeben, so thäten wir's in Frevelmuth, und gäben den Beweis, daß wir noch nicht erzogen, sondern ungerathene Kinder wären.

Aber der Gedanke des Bundes hat noch einen höheren Zweck gehabt, er ist gleichsam das Seil geworden, an welchem Gott das Volk allmählich weiter leitete, und höheren Entwicklungen entgegen führte, das Band durch welches er das herrlichste Geschenk, das einst nicht nur das eine Volk, nein die ganze Menschheit aus seiner Gnadenhand empfangen sollte, das Christenthum, mit der alten, vorbereitenden Anstalt des Judenthums zusammen knüpfte, wie unsre ferneren Betrachtungen uns zeigen werden.

Noch ein Gedanke ist, auf den für jetzt nur hingedeutet werden kann, der Gedanke des Gottesreichs d. h. einer solchen Verfassung, in welcher Gott der wahre König und Beherrscher der in Freiheit ihm ergebenen, nur seinem heiligen Willen unterthänigen Menschheit wäre. Mose selbst scheint ihn noch nicht gefaßt zu haben, wie denn auch das rohe Volk ihn noch nicht hätte fassen können. Was er ihm gab, war nur ein Priester-Königreich (2. Mos. 19, 6), was noch weit entfernt vom Reiche Gottes ist; aber der Keim liegt doch darin, aus welchem nach Jahrhunderten der hehre, herrliche Gedanke sich entfalten sollte, und entfaltet hat.

Der mancherlei Opfergesetze ist in dem bisherigen nicht erwähnt worden. Der Grund der Uebergehung ist ein zweifacher, der eine, weil wir Grund zu glauben haben, daß von dieser so verwickelten, vielgestaltigen Gesetzgebung dem Wandervolke in der Wüste von Mose kaum

die ersten Ansätze gegeben worden seien, und doch hier nur das berühren durften, was mit einiger Sicherheit auf ihn selbst zurückzuführen ist; der andere, weil hier der Ort nicht schien, uns über das Opferwesen des alten Testaments und seine tiefere Bedeutung weiter zu verbreiten, die bloße Erzählung aber dem Zwecke dieser Darstellungen nicht entsprochen haben würde. Die hier gegebene Schilderung hat den Zweck gehabt, die Bedeutung Mose's für die Heilsgeschichte in das rechte Licht zu stellen; diese aber liegt nicht im Opferdienste, sondern im Verhältnisse des Volkes zu Jehova, dem Schöpfer Himmels und der Erde, und in dem Bewußtsein eines von Gott selbst empfangenen Gesetzes, dessen erste Ahnung er dem Volke gab, und in den geistigen Wirkungen, welche diese zwei Gedanken im Laufe der Jahrhunderte nach sich gezogen haben. Diesem Zwecke aber ist genügt.

7.

David.

Die Geschichte Davids, unter allem was wir von derselben Gattung im alten Testament besitzen, Trotz manchen Lücken und Widersprüchen, die vollständigste und bestbeglaubigte, kann als ein neuer Beweis betrachtet werden, daß die Bedeutung geschichtlicher Personen sich weniger nach dem bestimmt was sie gewesen, als nach den Vorstellungen die sich an ihre Personen angeschlossen haben. Werfen wir zuvörderst einige Blicke auf den Zustand seines Volks zu seiner Zeit, und auf ihn selbst.

Die Eroberung von Kanaan nach Mose's Tode war nur unvollkommen vollendet worden, Israel hatte mehr sich zwischen die Urbewohner hinein geschoben und sie in die Gebirge zurück gedrängt, als sie ausgetrieben oder gar vertilgt. Der nördliche Theil, der später Galiläa hieß, die Gebirge von Judäa, wo das nachmalige Jerusalem, und der ganze Küstenstrich am Meere, blieben in der Hand der Urbewohner, und unabläßige Kriege waren die unvermeidliche Folge. Das unkriegerische Israel diente fast beständig diesen seinen Feinden, die Thaten einzeler Helden, der sogenannten Richter, halfen nur vorübergehend, der letzte dieser Richter, Samuel, ein kluger Staatsmann, aber kein Krieger, suchte den inneren Zuständen aufzuhelfen, aber dem Volke zur Unabhängigkeit zu verhelfen, hat er nicht vermocht*). Kein

*) Wie wenig wir über seine Regierung wissen, wird dem Leser klar werden, wenn er darauf Acht hat, daß dieselbe in dem kurzen Abschnitt 1. Sam. 7, 3—17 zusammen gefaßt ist. Kap. 8, 1 ist er schon alt, und setzt seine Söhne zu Richtern an seiner Statt.

Wunder daher, daß das Volk unzufrieden überdies mit dem Verhalten seiner Söhne, die er eigenmächtig zu seinen Nachfolgern gemacht hatte, einen König von ihm forderte, „der es richte, wie alle Völker haben", und „vor ihm her ausziehe, wenn es seine Kriege führe" (1. Sam. 8, 19. 20). Ungern gab er ihm einen solchen in der Person Sauls, aus dem kleinen Stamme Benjamin, eines tapfern, kräftigen Mannes, welcher durch einige Siege über die benachbarten Völker sich in seinem Königthum befestigte, aber den Unmuth Samuels nicht überwinden konnte, und endlich ganz von ihm verlassen wurde. Und nun — es läßt sich nicht erkennen, wie lange nach der Erhebung Sauls — tritt David in die Geschichte ein. Nach 1. Sam. 16. soll Samuel ihn zum Gegenkönige und Nachfolger Sauls gesalbt haben, diese Erzählung aber hat nicht nur so gar keinen Einfluß auf die fernere Geschichte, sondern stimmt auch mit derselben so wenig überein, daß man nicht umhin kann zu vermuthen, es habe eine solche Salbung gar nicht Statt gefunden, nur die spätere Zeit, die ihren Helden nicht als bloßen Emporkömmling, oder gar als Empörer gegen seinen gottgesalbten König und Herrn ansehen mochte, habe sie hinzugedichtet, um ihm die Prophetenweihe zu verleihen, durch welche die früher an Saul vollzogene aufgehoben wurde, und David in das Recht des von Gott selbst erwählten Königs eintrat. Sehen wir von ihr ab, und suchen aus den zwei einander widersprechenden Darstellungen, welche der spätere Geschichtschreiber ohne Sonderung in einander geschoben hat, eine einheitliche Anschauung zu bilden, so gewinnen wir dieses Bild: David ist der jüngste der acht Söhne von Isai, einem Bewohner des kleinen zum Stamme Juda, dem stärksten unter den zwölf, gehörigen Fleckens Bethlehem, ein schöner, kräftiger, begabter Jüngling, fertig im Saitenspiel, dazu klug und muthig. Als der Jüngste in der Familie hat er bisher nur die väterliche Schafheerde gehütet, auch in den Krieg ist er noch nicht gesendet worden. Als er nun einmal im Auftrag seines Vaters seine gegen die Philister zu Felde liegenden Brüder besuchen kommt, wird er durch den Uebermuth eines Philisters Goliath, den wegen seiner Größe und Stärke keiner der Israeliten anzugreifen wagt, zu solchem Eifer aufgeregt, daß er im Namen des Gottes Israels das Wagestück unternimmt, ohne Rüstung, nur mit seiner Steinschleuder bewaffnet, dem gefürchteten Feinde

zu begegnen. Es gelingt, er tödtet den Philister, und diese That führt den jungen Helden an den Hof des Königs, und macht ihn zum Lieblinge des Volkes, das seinen Preis über den des Königs hebt. Hierdurch aber wird Sauls Eifersucht geweckt, in einzelen Wuthanfällen sucht er ihn mit eigner Hand zu tödten; um durch den eignen Heldenmuth ihn aufzureiben, setzt er ihn zum Befehlshaber einer Kriegerschaar, und übergiebt ihm die Führung des kleinen Kriegs mit den Philistern, nimmt ihn auch zum Eidam an. Je heldenmüthiger aber er die Waffen führt und je lieber er dem Volke wird, desto mehr haßt ihn der König, dessen Vorsatz ihn zu ermorden er nur durch die Flucht vereitelt. Es sammelt sich um ihn eine Schaar von sechshundert Mann, mit denen er bald in Judäa bald im Lande der Philister, wie es scheint mehrere Jahre ein Leben führt, das wir nach heutigem Begriffe nur ein Räuberleben nennen können, bis endlich in einem Kriege mit den Philistern Saul sammt seinen Söhnen umkommt. Zwei Lichtstrahlen sind es, welche diese finstre Zeit erhellen, der Edelmnth Davids gegen seinen Verfolger Saul, und seine Freundschaft mit dessen Sohne Jonathan. Jener zeigt sich da wo er den König, der durch einen Zufall in seine Gewalt gekommen ist, verschont und von seiner Ungerechtigkeit wie von der eigenen Unschuld gegen ihn zu überzeugen sucht. Mögen nun die zwei Erzählungen 1. Sam. 24. und 26. wirklich zwei Begebenheiten angehören, oder nur zwei verschiedene Gestalten sein, in welchen ein Ereigniß überliefert worden, was ihn von gewaltsamer That zurückhält, ist die heilige Scheu vor dem, der obwohl sein Feind und Verfolger, doch der Gesalbte Gottes ist; er selbst aber kennt sich nicht als solchen, spricht vielmehr das Bewußtsein seiner unterthänigen Stellung dem Könige gegenüber offen aus, und vermeidet auch wenn er im Dienste der Feinde seines Volkes steht, doch jede Beschädigung des letzteren, dem er sich vielmehr auch in der Verbannung als bleibenden Freund thatsächlich zu erkennen giebt.

Das Freundschaftsbündniß zwischen David und Jonathan hat die Aufmerksamkeit der Bibelleser um so mehr anziehen müssen, je seltener Freundschaft überhaupt in der Schrift erscheint, und je trüber die Zeit ist, in welcher sie wie schon gesagt als erheiternder Lichtstrahl erscheint. Die Hauptfigur im Bilde ist eigentlich nicht David sondern Jonathan. Dieser, Sauls ältester Sohn, der schon vor Davids er-

stem Auftreten sich durch heldenmüthige Thaten ausgezeichnet hatte, bei seinem Vater in großem Ansehen stand (1. Sam. 20, 2), und der unzweifelhafte Thronerbe desselben war, gewann nach Davids Heldenthat gegen Goliath diesen ihm offenbar wie an Stellung so an Jahren weit nachstehenden Jüngling „lieb wie sein eigen Herz" (18, 1. 3), und zeichnete ihn durch das Geschenk der eigenen Kleidung und Waffenrüstung aus. Zwar hat auch er die Ahnung, die einem Gespenst gleich seinen Vater quält, daß früher oder später die Regierung seinem Freunde, dem Lieblinge des Volks zufallen werde, aber in seiner Liebe läßt er sich dadurch nicht stören; zwar erfährt er deshalb heftigen Zorn und harte Vorwürfe des Vaters, doch unterläßt er nicht ihn gegen diesen zu vertheidigen, und als er endlich sich überzeugt, daß nur durch schleunige Flucht und gänzliche Entfernung sein Leben erhalten werden kann, da scheidet er von ihm in der edelsten Weise. Gott möge mit ihm sein, wie er mit seinem Vater gewesen sei, nur der Bund der beide verbindet soll unwandelbar bestehn. Ob sie nach 1. Sam. 23, 16—18. später noch einmal zusammen gekommen sind und ihren Bund erneuert haben, oder auch dies nur eine andere Erzählung des früher Vorgefallnen ist, mag unentschieden bleiben. In der Natur der Sache und ihrer beiderseitigen Stellung lag, daß die Handlung überall von Jonathan ausgehen mußte, aber daß sie von ihm ausging, daß seine Liebe zu David mächtig genug war, hinter dem Freunde den verschwinden zu lassen, der ihn um sein Erbtheil bringen würde, und ihm das Verbleiben in der untergeordneten Stellung ohne Schmerzen zu ermöglichen, das ist das Edle, ja Rührende und Bewunderungswerthe im Verhalten Jonathans. Wenn David neben ihm sehr in den Schatten tritt, so liegt die Ursache wohl nur in den Verhältnissen, die ihn mehr zum Empfangen als zum Geben, zum Leiden als zum Handeln führten; doch nicht nur als es zum Abschied kam, lesen wir: sie küsseten sich mit einander, und weineten mit einander, *David aber am allermeisten* (1. Sam. 20, 41), sondern auch als an ihn die Reihe des Handelns kam, da zeigte er sich seines Freundes werth. Jonathan ward in seines Vaters letzter Schlacht erschlagen, David aber, als ein Amalekiter mit der Lüge, daß er den König getödtet, sich einen Lohn bei ihm erschleichen wollte, ließ diesen sofort hinrichten zur Strafe dafür, „daß er sich nicht ge-

fürchtet hatte seine Hand zu legen an den Gesalbten des Herrn, ihn zu verderben" (2. Sam. 1, 14), und sang den Gefallenen, Vater und Sohn, das köstliche Trauerlied, worin wir unter anderm diese Worte lesen: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt, deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen denn Frauenliebe ist." Darnach aber als er König geworden war, erfüllte er seine an Jonathan gegebene Zusage, indem er dessen lahmen Sohn Mephiboseth das ganze Besitzthum seines Großvaters Saul behalten ließ, und überdies für seine ganze Lebenszeit zum eignen Tischgenossen machte (2. Sam. 9).

Nach Sauls Tode erhob der Stamm Juda, welchem David angehörte, ihn zu seinem Könige, wogegen das übrige Israel durch Sauls Feldherrn Abner einen Sohn von Saul, Isboseth, zum Könige erhielt. Sieben Jahre später jedoch, nachdem zuerst Abner, dann auch Isboseth durch Meuchlerhand umgekommen waren, wählte ihn das gesammte Volk zu seinem Könige, worauf er seinen Sitz von Hebron nach dem kurz zuvor den Jebusitern abgenommenen Jerusalem verlegte, wo er noch dreiunddreißig Jahre regierte, so daß die ganze Dauer seines Königthums vierzig Jahre füllt. Mit was aber hat nun er diesen langen Zeitraum ausgefüllt, welche Thaten gethan, welche Tugenden geübt, womit den Ruhm erkauft, den er durch so lange Jahrhunderte als der Musterkönig, der Mann nach dem Herzen Gottes, genossen hat? Fragen wir die Geschichtsurkunde, die einzige die wir haben (2. Sam.), so können wir nur staunen über die Wenigkeit dessen was uns dargeboten wird. Von eigentlicher Regententhätigkeit wird Nichts berichtet, Fürsorge für das offenbar noch in tiefster Rohheit befangene, durch die lange Zeit der Unordnung und der feindlichen Botmäßigkeit nothwendig sehr zerrüttete Volk, Handlungen tiefer Weisheit und hoher Gerechtigkeit, das sind Dinge, von denen Davids Geschichte Nichts darbietet. Was dargeboten wird, das ist zuerst die Menge der Weiber und Kebsweiber die er nimmt, die Siege die er, zum Theil nur sein Feldherr Joab über die umwohnenden Völker davon trägt, und durch welche Israel zum ersten Male unabhängig, ja im Kreise seiner Umgebungen übermächtig wird; die feierliche Heimholung der Bundeslade nach Jerusalem, der Wunsch Jehova einen Tempel zu erbauen, zu dessen Ausführung er wenigstens Voran-

stalten macht, und das edle Verhalten sowohl gegen Isboseth als gegen Jonathans Sohn Mephiboseth. Daneben Thaten, die seinen Namen sehr beflecken, sein Ehebruch mit Bathseba, und der damit verbundene Mord an ihrem Gatten Uria (s. N. 8), die Grausamkeit, mit welcher sieben Glieder von Sauls Familie von ihm der Ermordung Preis gegeben werden, und die Rache die er über seinen Tod hinaus an Joab, dem er seinen Ruhm verdankte, und an Simei, dem er in anscheinendem Edelmuth verziehen hatte, durch seinen Nachfolger ausüben ließ. Die Greuel in seiner Familie, und die Aufstände die er erleben muß, sollen sie auch nicht ihm zur Schuld geschrieben werden, Glanzpunkte seines Lebens sind sie nicht. Auch seinen Nachfolger Salomo ernannte er aus bloßer Willkür, zu Gunsten der Bathseba, mit welcher Nathan sich für diesen Zweck verbunden hatte.

Betrachten wir nun diesen Mann nach seiner geschichtlichen Wirklichkeit, so werden wir durch einige Züge von ritterlich edlem Sinne wohl angenehm berührt, und seine Freundschaft mit Jonathan gewinnt ihm auch ein nicht mehr jugendliches Herz, aber einen tugendhaften, oder gar einen großen Mann, einen nachahmenswürdigen Regenten, oder einen heiligen Menschen aus ihm zu machen reichen sie nicht aus. Im Gegentheil, das schöne Davidsbild, das wir von unsrer Kindheit her im Herzen tragen, entkleidet sich bei ernsterer Betrachtung je länger desto vollständiger aller seiner Schönheit; wie sehr wir uns bemühen mögen es zu halten, es entflieht vor unserm Blicke, um uns nie zurückzukehren. Der Schreiber dieser Zeilen, der dies an sich selbst erfahren hat, hat sich bei seinen Lesern vielleicht wenig Dank damit verdient, daß er sie auf dies Verhältniß hingewiesen hat, und hätte deshalb lieber Davids Bild aus seiner Reihe biblischer Darstellungen fern gehalten, aber was wäre der Gewinn gewesen? Um eines Wahns zu schonen, hätte er eine Lücke in das Ganze der Darstellung gebracht, und David wäre doch nicht herrlicher geworden als er gewesen ist. Die biblische Geschichte hat ihn so gezeichnet, wie er gewesen ist und ihrem Berufe als Geschichte damit genug gethan, die spätere Betrachtung kann daran Nichts ändern, ohne sich an der geschichtlichen Wahrheit zu versündigen. Und das darf nicht geschehn.

Wo liegt nun also die höhere Bedeutung dieses Mannes? Sie

liegt ganz in den Vorstellungen, die sich an ihn angelegt. In mehrfacher Beziehung. Zuerst, er gilt als der Verfasser eines großen Theils der Lieder, die unter dem Namen der Psalmen in unsrer Bibel stehn, und seit Jahrtausenden Unzähligen eine Quelle der Erbauung und Erquickung geworden sind. Dichter gewesen ist er ganz gewiß, und seine Fertigkeit im Saitenspiel hat theilweise sein Geschick gestaltet. Ein Theil der Psalmen rührt nun wohl wirklich von ihm her, bei einer großen Zahl derselben aber kann dem Aufmerksamen nicht verborgen bleiben, daß sie sich auf Verhältnisse beziehen, denen in Davids Leben Nichts entspricht, oder die noch gar nicht möglich waren. Aber die Wirkung hat die Sache doch gehabt, daß dem Gefühle, das immer an bestimmte Sachen oder Personen sich anzuschließen liebt, eine geschichtliche Person zum Anschluß dargeboten war, welche sich als Träger der in den Psalmen ausgesprochenen Empfindungen denken ließ, als der königliche Dulder, der in allen seinen Kümmernissen seine Hülfe bei seinem Gotte sucht, von seinem Gott erwartet, von seinem Gotte dankend in Empfang nimmt. Für das reine Gefühlsleben aber ist das ein wirklicher Gewinn. Den Werth dieser Lieder aber, und in welchem Sinne sie dem christlichen Leben dienen können, aus welchem sie nicht geflossen sind, erörtern wir hier nicht.

David ist aber auch der Held, welcher an den alten Feinden seines Volks eine glänzende Rache genommen, dasselbe aus der Dienstbarkeit zur Unabhängigkeit empor gehoben, ja es auf eine für die damaligen Verhältnisse hohe Stufe der Macht gestellt, und ihm Achtung genug erkämpft hat, um die ganze Zeit der folgenden Regierung eines ungestörten Friedens zu genießen. Vor David war es ein schwaches, unterdrücktes, ausgeraubtes Volk, dem jede feste Ordnung fehlte, unter seinem zweiten Nachfolger sank es zurück in innere Verwirrung, steten und fast ohne Ausnahme unglücklichen Kampf, zuerst mit seinen Nachbarn, dann mit den eroberungslustigen Beherrschern des innern Asiens, denen es endlich zur trostlosen Beute wurde. Die Folge war, daß in der Erinnerung das Bild des „großen" Königs sich immer idealischer gestaltete, daß je tiefer das Volk herabsank, desto höher jenes sich empor hob, je rascheren Schrittes jenes dem Untergange entgegen ging, desto brünstiger die Sehnsucht wurde, daß ein neuer

David kommen möchte, der in solcher Weise es an seinen Feinden rächte, ihm solche Macht verliehe, wie es unter dem vorigen gewesen, ja der es so glücklich machte, als es unter jenem, meinte man, sich befunden hatte. Da war nun eine Weissagung vorhanden, welche Nathan gegen David ausgesprochen hatte; zunächst bezog sie sich nur auf Salomo als denjenigen welcher den Tempel bauen sollte, aber es fanden sich am Schlusse doch die Worte: Dein Haus und dein Königreich soll beständig sein ewiglich vor dir, und dein Stuhl soll ewiglich bestehen (2. Sam. 7, 16). Wenn aber das in Erfüllung ging, da konnte ja aus seinem Hause auch der zweite David kommen, dessen man bedurfte. Wie in der Schule der Noth und im Geiste der Propheten dieser Gedanke sich fortentwickelt habe, bleibt einem eigenen Bilde darzustellen aufgespart (Nr. 9), für jetzt erkennen wir nur dieses: was David nicht gewesen war, dazu hat die Nachwelt unwillkürlich dichtend ihn gemacht, was er gewesen, davon hat sie das Glänzende sich glänzender ausgemalt, die Schatten sich nach Möglichkeit verhüllt, für die Zukunft aber an dem Gedanken sich gestärkt und aufrecht erhalten, daß Davids Haus, dem immerwährendes Königthum verheißen worden, in Kraft der Verheißung sich und das Volk noch einst zu hohem Glanz und großer Herrlichkeit erheben werde. Welch hohes Gut es aber daran gehabt, das sprechen wir in dem einen Worte zur Genüge aus: Das Christenthum ist daraus hervor gegangen.

8.

Davids Ehebruch und Buße.

Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, sagt der Apostel Paulus (Röm. 15, 4), und blickt damit zurück auf das Ganze der heiligen Schriften seines Volks, der einzigen auf die er blicken konnte, da Schriften des neuen Testaments noch nicht vorhanden waren. Und er hat Recht. Die Schriften des alten Testaments, wenn wir sie nur benutzen wollten, belehren uns nicht nur im Allgemeinen über den Weg, auf welchem die erziehende Gottesgnade die gefallene Menschenwelt von Stufe zu Stufe weiter führte, bis endlich Der erscheinen konnte, der ihr die volle Gottesoffenbarung bringen, und die Pforte der Erlösung aufthun sollte; sie bietet uns noch vielfältige andere Belehrung, die wir nur benutzen dürften, um für unsern Lebensgang zu wahrer Weisheit zu gelangen. Nicht nur in der eigentlichen Form der Lehre, wie in den Propheten, den Sprüchen, sondern auch, und fast in höherm Grade, in den Geschichtbüchern. Da stellt sie den Menschen vor die Augen, nicht wie er sein sollte, sondern wie er ist, indem sie uns von denen berichtet, die in der Geschichte des Volks irgend bedeutende Stellen eingenommen haben, von denen zwar, die nur der Sagengeschichte angehören, theilweis in verschönernder Art, die aber in der geschichtlichen Zeit gelebt, so schildernd wie sie gewesen sind, nicht über Gebühr erhebend was Gutes an ihnen war, nicht verhüllend wo sie sich vergangen haben; und bieten uns darin einen Spiegel dar, das eigene Leben darin anzuschauen, eine Ermunterung für die Nachahmung, aber mehr noch

eine Warnungstafel, uns zu Vorsicht und zu treuem Wachen zu ermahnen. So an David, wir vernehmen von seinem edeln Sinne und seiner Frömmigkeit, aber auch von schweren Verschuldungen womit er sich beladen, von einer zumal, deren Geschichte sehr belehrend für uns ist. Das ist die Geschichte seines Ehebruchs, die jetzt betrachtet werden soll (2. Sam. 11. 12).

David hatte viele Weiber und Kebsweiber, mit denen er eine Menge Kinder zeugte, weit mehr als deren Namen die Bibel nennt. Darum tadeln wir ihn nicht, es war die Sitte des Morgenlandes, der er unbefangen folgte. Wir erkennen daß er in dieser Beziehung noch auf derselben niedrigen Stufe stand wie seine ganze Zeit, wir begreifen daß ein Familienleben an einem solchen Hofe unmöglich war, und wundern vielleicht uns darum weniger, daß solche Greuel dort geschehen konnten wie geschehen sind. Aber einen besondern Tadel Davids nehmen wir nicht daraus. Aber David hat einen Krieg mit den Ammonitern, und als zur Frühjahrszeit sein Heer ins Feld zieht, zieht er nicht mit aus. Wir wissen nicht weshalb, aber das Folgende läßt argwöhnen daß ein böser Grund unter gelegen habe. Er erblickt ein schönes Weib im Bade, und die Begier erwacht. Sieht er sie zum ersten Male? Dann zeigt er sich als einen der Sinnenlust sehr unterworfnen Menschen. Hat er sie früher schon gesehn, und wird die schon vorhandene Begierde jetzt nur heftiger entflammt? Dann ist er nicht ohne Absicht in Jerusalem geblieben. Wir können nicht entscheiden, die Erzählung ist zu kurz, gewiß ist aber, der Versucher ist schon da, die Sünde lauert schon vor der Thür. David ist ein frommer Mann, so fromm und frömmer als Kain war, als er sein Opfer brachte, aber vor der Lust im Innern sichert auch seine Frömmigkeit ihn nicht. Aber David ist weit besser ausgerüstet als Eva und als Kain war. Er hat Erfahrung, eigene und fremde, die jenen mangelte, und was mehr ist, er hat das Gesetz seines Gottes, das nicht nur sagt: Du sollst nicht ehebrechen, sondern auch: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes. Das kann ihm ein Schild sein, und wir können fordern daß er ihn gebrauche. Denn das schöne Weib ist eines Andern Eheweib, Bath Seba, das Weib des Uria, eines seiner Feldhauptleute, der jetzt für seinen König zu Felde liegt, und sein Weib unter dem Schutze des Gesetzes und sei-

nes frommen Herrn geborgen meint. Soll sich der König das nicht sagen? Oder kann er nicht? Er könnte wohl, aber: ihr Begehren ist auf dich gerichtet, sprach der Herr zu Kain, aber er hat hinzugefügt: Du aber herrsche über sie, und er hat das vergessen. Wir lesen nicht einmal ein Wort von einem Kampfe, den er unternommen, daß wir doch etwa sagen könnten: er hat der Versuchung widerstanden, aber ist zu schwach gewesen, und ist unterlegen. Nein, er weiß wer sie ist, und wessen? Ist das nicht Bath Seba das Weib Uria des Hethiters? Er weiß nicht nur, er bekennt ganz offen vor den Dienern seines Hauses, daß er's weiß, und schämt sich nicht, spricht selber aus, was eine eherne Mauer zwischen ihm und diesem Weibe bilden müßte, und schämt sich dennoch nicht. Das ist eine große Tiefe des Verderbens, die böse Lust nicht nur zu hegen, sondern sich auch ihrer nicht zu schämen vor den Leuten. Und David hat den Weg in diese Tiefe schnell zurück gelegt. Ist das nicht eine starke Mahnung an uns alle: Hüte dich, du Menschenherz? Du kannst am Morgen noch auf festem Boden, und Abends schon im Abgrund sein! Und David sandte Boten hin, und ließ sie holen. Ein Anderer hätte vielleicht eine Gelegenheit gesucht, sich in der Stille der Nacht zu ihr zu schleichen, daß kein Mensch es merkte, daß wo möglich auch die Sterne des Himmels, und die Bäume des Gartens, und die stummen Wände der Gemächer Nichts gewahrten; er der König dünkt sich über solche Scheu erhaben; er sendet Boten hin, die ja als seine Knechte nicht zu widersprechen wagen, und läßt sie holen, frei und offen, alle Leute dürfen sehn und wissen, daß Uria's Eheweib zum König, zum Gebieter und Schutzherrn ihres Mannes in die Kammer geht. Daß sie den Boten folgt, wir kennen sie nicht weiter, aber Zeugniß giebt sie uns dadurch, daß sie nicht besser ist als er. Und da sie zu ihm hinein kam, schlief er bei ihr. Die Schandthat ist vollbracht, der Ehebruch vollzogen. Aber dabei soll es bleiben. Rauben will er sie dem Manne nicht, sein Weib soll sie bleiben, er will nur der Lust mit ihr genossen haben. Erfährt es dann Uria nicht, was ist's dann weiter? So entläßt er sie nach ihrem Hause. Aber die genossene Lust trägt ihre Frucht. Bath Seba sandte hin, und ließ David verkündigen, und sagen: ich bin schwanger geworden. Das hat er nicht gewollt, wie es alle die nicht

wollen, die auf gleichen Wegen gehn. Der Lust genießen wollen sie, ihre Folgen wollen sie nicht tragen. So wird was innerhalb der Ordnung Gottes Gottes Segen wäre, dem Uebertreter der Ordnung Gottes Strafe. Aber er fühlt sie noch nicht als Strafe. Fühlte er sie als solche, so bereute er schmerzlich seine Sünde, bekennte sie aufrichtig zuerst vor Gott, dann vor dem schwer verletzten Gatten, und sühnte sie, so gut eine solche That sich sühnen läßt. Davon aber ist er weit entfernt. Für jetzt ist's nur ein unangenehmes Ereigniß, eine Verlegenheit in der er steckt. Uria ist entfernt, vielleicht schon längere Zeit, und kann's noch länger bleiben. Kommt nun ein Kind zur Welt, dessen Vater er nicht sein kann, so kommt die Untreue des Weibes an den Tag, und wie nun, wenn sie auf ihn bekennt, oder sonst Uria hinter die Sache kommt? Dem muß abgeholfen werden. Gethan haben will der König zwar das Böse, aber als Thäter entlarvt werden will er nicht. Es muß gesorgt werden, daß Uria das Kind als das eigene anerkennen muß, wenigstens nicht beweisen kann, es sei im Ehebruch erzeugt. Da mag dann der Getäuschte es behalten und erziehen, und das ehebrecherische Weib dazu, des Königs Ehre ist ja doch gerettet. Das läßt sich leicht erlangen. Uria wird herbei beordert, über den Stand des Heeres und des Streits befragt, und zum Ausruhn in sein Haus entlassen, ein Ehrengeschenk vom Könige wird ihm nachgesandt. Geht er nach Hause, und verbringt die Nacht bei seinem Weibe, so hat der König seinen Zweck erreicht, mit seinem Ehrengeschenke meint er seine Ehre zurück gekauft, dem Betrogenen abgezahlt zu haben. Aber Uria geht nicht in sein Haus, verbringt die Nacht vor der Thür des Königshauses, da alle Knechte seines Herrn lagen. Das wird dem Könige gemeldet, wahrscheinlich von Mitwissern seiner Schuld, denen wohl bekannt ist, weshalb ihm daran liegt, zu wissen wo Jener die Nacht gewesen ist. Welch eine Stellung, in welche die Sünde den Menschen bringt! Die er als morgenländischer König seine Knechte nennt, und mit Füßen treten kann, die muß er sich jetzt als Kundschafter und Helfershelfer gefallen lassen, seine Schandthat zu verbergen. Der König giebt sich Mühe ihn zum Heimgehn zu bereden, bewirthet ihn, macht ihn trunken; Leser denke dich recht hinein, lebendiger als ich dir's schildern kann, stelle dir einen asiatischen König vor, der seinem Knechte an-

liegt, daß er nach Hause gehen soll, der ihn bewirthet, bis zum Ueberfluß, nur damit der ihm Etwas leiste, was er ihm nicht schuldig ist, um was er sonst sich nie gekümmert haben würde, wovon Jener den Grund nicht einsehn kann, ja was ihm unverträglich mit seiner dienstlichen Stellung scheint, so daß er ihm zuschwört, er werde es nicht thun; so wirst du erkennen, was die Sünde aus einem Menschen machen kann, der sich ihr einmal Preis gegeben hat. Und das ist noch nicht das Letzte!

Da nemlich Uria schlechterdings nicht thun will, was der König fordert, so — muß er sterben. Denke dir! Der König hat dem Manne die schwerste Kränkung zugefügt, die einem Manne widerfahren mag, indem er sein Weib geschändet hat, und weil er in argloser Diensttreue nicht thut, was ihm unnöthig und pflichtwidrig scheint, beschließt der Räuber seiner häuslichen Ehre seinen Tod. Aber freilich, was er thun soll, bekennen und sühnen, das will er nicht, weil er noch tief in der Sünde steckt, was seine Ehre vor den Leuten retten könnte, erlangt er nicht, damit er sich rette, muß der Tiefgekränkte noch das Leben lassen. Und das bringt noch den Vortheil, daß das Weib seiner Begierde sein eigen werden kann. — Aber offen darf das nicht geschehn, morden darf der König wohl, Mörder heißen will er nicht. Es muß durch fremde Hand geschehn, und so daß Niemand ihn des Mordes zeihen kann. Er schreibt einen Brief an Joab. Joab ist sein oberster Feldhauptmann, ein tüchtiger Krieger, aber ein boshaftes rachsüchtiges Gemüth, der nur zu wohl wußte, wie unentbehrlich er seinem Gebieter war; und den zum Mitschuldigen zu machen und darnach zu haben war wiederum nichts leichtes, eine neue Selbstbestrafung seiner Sünde. Was enthält der Brief? Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet Euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe. Und der Ueberbringer des Briefes muß Uria sein, der ohne eine Ahnung solchen Inhalts ihn zum Oberfeldherrn bringt.

Der Mordbefehl wird ausgeführt, das Opfer fällt, dem Könige wird die Botschaft überbracht, der seine Freude durch Hinweisung auf das wechselnde Kriegsglück schlecht genug verbirgt. Das ehebrecherische Weib betrauert den Gemordeten, und als die Trauerzeit vorüber,

wird sie Davids Weib, und gebiert ihm einen Sohn, die Frucht der Sündenlust. —

Der König hat nun was er wünscht, erst Ehebrecher, dann tückischer Betrüger, endlich Mörder seines treuen Dieners hat er seinem Werke die Krone aufgesetzt, indem er der Menge seiner Weiber das einzige Weib seines Schlachtopfers hinzugefügt, und freut sich, scheint es, seines Glücks. Wir wollen hoffen daß er's wenigstens nicht ohne Gewissensbiß genossen habe, zu lesen freilich ist Nichts davon, und was nun folgt zeugt nicht dafür. Ist aber etwa David der einzige Mensch der so gehandelt hat, der einzige der, nachdem er in einem Punkte der Sünde die Hand gereicht, von ihr immer mehr umstrickt, immer tiefer hinab gezogen wurde, bis er zuletzt in einer Tiefe angelangt war, in die er nie die Möglichkeit gedacht hinabzusinken? Keinesweges, er ist Einer unter Vielen, und noch Viele werden folgen, denn die Sünde ist eine furchtbare Gewalt, Jeden zu verderben, der das: Herrsche über sie! vergißt. Meine ja nicht, daß du sicher vor gleichem Verderben seist. Oder meinst du etwa, daß jene Giftmörderin, die nachdem sie die Ehe gebrochen sich von ihrem Buhlen zur Ermordung ihres Mannes überreden ließ (ein vor Kurzem hier vorgekommener Fall), als sie zum ersten Male das lüsterne Auge auf den Verführer geworfen, die Möglichkeit daß es dahin mit ihr kommen könnte zugegeben haben würde?

Doch nun wendet sich die Sache. Der Herr sandte Nathan zu David, so lesen wir. Der erzählt ihm eine Geschichte von einem reichen Manne, der viel Schafe und Rinder hatte, und einem armen Manne in derselben Stadt, der ein einziges kleines Schaf besaß, das er lieb hatte und pflegte und wie eine Tochter hielt; und wie dann als der Reiche einen Gast bewirthen sollte, er um der eignen Heerde zu verschonen dem Armen sein einziges Schaf entwendete. Darin sollte David seine eigne That erkennen, die, und noch mit milden Farben darin geschildert war, denn des begangenen Mordes war ja nicht einmal gedacht. Was aber thut er? Da ergrimmete David mit großem Zorn wider den Mann, und sprach zu Nathan: so wahr der Herr lebet, der Mann ist ein Kind des Todes (d. h. muß sterben), der das gethan hat, u. s. w. Da merke die Verblendung. Was der Mann gethan hat, regt seinen

Zorn auf, und sofort ist er mit einem Strafurtheile bei der Hand, das viel zu hart wäre für die erzählte That, daß aber er viel Aergeres gethan, einem Manne nicht sein Schaf, sondern das Weib seines Herzens hinter seinem Rücken in Schande und Frevelthat gestürzt, und dann um seiner selbst zu schonen, den Beschädigten gemordet hat, darüber fällt, so scheint's, ihm noch Nichts ein. Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann, und hält mit ernsten, drohenden Worten ihm die Größe seines Unrechts vor. Da ist sein Trotz gebrochen, der Geschichtschreiber meldet freilich nur die kurzen Worte: ich habe gesündiget wider den Herrn, aber wir müssen annehmen, er habe Mehr gesprochen, der Psalm wenigstens den er bei dieser Gelegenheit gedichtet hat (51.), und der als unmittelbarer Herzenserguß mehr gelten muß als der ins Kurze gezogene Bericht, zeigt uns eine tiefer gehende Erkenntniß und aufrichtige Reue; und wie sollte Nathan ihm so rasch die göttliche Vergebung angekündigt haben, wenn er nur jenes magere Wort vernommen hätte? Also: David bereut die That, erkennt sie nach ihrem wahren Wesen als Versündigung gegen Gottes heilige Ordnung an, und sucht die Gnade Gottes, seine Sünde zu vergeben. Diese wird ihm auch von Nathan angekündigt, wie ja das auch sonst die Schrift bezeugt, daß Gott nicht Gefallen habe am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe (Hesek. 18, 23). Nur das im Ehebruch erzeugte Kind soll sterben. Und so geschieht. Das Kind erkrankt. Sieben Tage fleht sein Vater um sein Leben, fastet, will nicht essen, bringt die Nächte auf dem bloßen Boden zu. Am siebenten Tage starb das Kind. Als David das vernommen, stand er auf von der Erde, und wusch sich und salbete sich und that andere Kleider an, und ging in das Haus des Herrn und betete an. Und da er wieder heim kam, ließ er sich Brod auftragen und aß. Die Erklärung dieses seinen Hausgenossen auffälligen Benehmens, welche der Geschichtschreiber ihn in den folgenden Versen geben läßt, möchten wir lieber ihm abnehmen, um eine andere dafür zu setzen, etwa diese: Die Krankheit des Kindes sieht er als die göttliche Strafe für seine Frevelthat, den Tod als deren Sühne an. Solange jene währt, reißen zwei entgegengesetzte Gefühle seine Seele auseinander, die Vaterliebe drängt ihn Gott um seines

Kindes Erhaltung anzuflehen, das Verlangen nach der Sühne weckt den Wunsch seines Todes auf, solange er das Kind noch sieht, und leiden, seinetwegen, wie er's anschaut, leiden sieht, erneuert sich das Bewußtsein seiner Schuld; daher der gespannte, peinvolle Zustand jener sieben Tage. Als aber das Kind gestorben ist, da ist auf der einen Seite die Frage um sein Leben entschieden, es giebt Nichts mehr zu sorgen und zu beten, auf der andern aber die Gewißheit eingetretner Sühne, gebüßter und vergebner Schuld erwacht, und die Bürde die ihn drückte abgewälzt. Da hat der Streit ein Ende, Friede kehrt zurück in seine Seele, er wagt sich wieder in das Haus des Herrn zu gehen, und sein Herz vor Gott auszuschütten wie ehedem, und wie er seit dem Tage seines Sündenfalles gewiß nicht mehr gekonnt. Das macht ihm denn auch möglich in die Weise des täglichen Lebens wieder einzukehren. Vielleicht ist eben jener Psalm im Hause des Herrn entstanden.

Das ist seine Buße, soweit wir sie erkennen mögen. Aufrichtig ist sie gewiß, ist sie aber auch vollständig und genügend? Daß der Reiche des Gleichnisses das geraubte Schaf nicht behalten dürfe, vielmehr zurück erstatten, oder da das unmöglich, seinen Werth erlegen und vergüten müsse, das hat er eingesehn. Darf aber er das Weib behalten, das er geraubt? Nach staatlichem Rechte wohl. Durch den Tod des Gatten ist das Eheband gelöst, so daß sie eines Andern werden kann, wie aber nach göttlichem? Als der galiläische Fürst Herodes seinem Bruder dessen Weib Herodias abspenstig gemacht, und nach Verstoßung der rechtmäßigen Fürstin geehelicht hat, da genügt Johannes dem Täufer nicht ihn darum zu tadeln, er hört nicht auf ihm zuzurufen: Du darfst sie nicht besitzen (das ist der Sinn der Worte im Griechischen), und da hat noch kein Mord Statt gefunden. Und David sollte fortbehalten dürfen, was er durch Ehebruch und Mord erworben hat? Daß also der Lohn der bösen That in seinen Händen bleibe, und er fortgenieße was er nie berühren durfte? Ich sage nein. Ernähren mag er sie, deren rechtmäßigen Ernährer, beschützen auch, deren gesetzlichen Beschirmer er gemordet hat, das wäre eine ob auch nur schwache Vergütung des verübten Frevels; sein Weib darf sie nicht bleiben, er nicht ihr Mann, die sündliche Verbindung muß für immer aufgehoben bleiben; erst wenn er sie frei entläßt, daß

sie als Witwe ihre Tage schließe oder eines andern Mannes werde, wenn einer sie heimführen will, wird seine Buße vollkommen sein. Er aber tröstet sie, und setzt den verbrecherischen Umgang fort. Daß auch Nathan ihre Entfernung nicht verlangt, noch deren Unterlassung rügt, muß uns belehren, daß das sittliche Bewußtsein in Israel auch bei den Besten noch nicht zur Vollkommenheit gediehen war.

Das ist Davids Ehebruch und Buße. Darin spiegle dich, mein Leser, und lerne draus.

9.

Die Propheten.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte Israels ist das Prophetenthum, sowohl an sich als durch seinen Einfluß auf die Gestaltung des Christenthums und der christlichen Theologie. Wir können nicht sagen, ohne die Propheten wäre Christus nicht gekommen, denn Christus mußte kommen vermöge göttlicher Nothwendigkeit; das aber dürfen wir behaupten: waren die Propheten nicht vorausgegangen, seine Erscheinung wurde eine manchfach andere, und die auf ihn bezüglichen Vorstellungen gestalteten sich in anderer Weise. Darin liegt die Nothwendigkeit, daß die hier folgende Darstellung ein Zweifaches darbiete, zuerst das eigentliche Lebensbild, eine übersichtliche Geschichte des Prophetenthums und der Propheten, darnach aber einen Abriß der Gedanken, welche durch die Wirksamkeit und namentlich die Schriften der Propheten sich dem Volke einpflanzten, und die geschichtliche Wurzel bildeten, aus der nicht sowohl Christus selbst als die Vorstellungen sich erzeugten, an welche er mit seinem Werke sich anlehnen, durch welche die jüdische Menschheit seine Erscheinung sich begreiflich machen konnte.

1. Das Prophetenthum und die Propheten.

Richten wir unsern Blick zuerst auf die Erscheinung, um von derselben zum Begriff emporzusteigen, so haben wir von der Zeit vor Mose gänzlich abzusehen, denn daß 1. Mose 20. Abraham als Prophet bezeichnet wird, ist nichts weiter als ein Zurücktragen eines spä-

teren Begriffs in eine frühere Zeit, um einen Mann zu ehren, der in den Augen der Nachwelt eine so erhabene Stellung einzunehmen schien, daß er mußte gewesen sein, was eben jetzt das Höchste schien. Auch von Mose sehn wir ab; zwar dachte ihn Einer der Propheten deren Bücher wir besitzen als Propheten (Hos. 12, 14), und das Buch Deuteronomium (5. Mose), das in der Prophetenzeit geschrieben wurde, denkt ihn nicht nur als Propheten, sondern sogar als den größten der je gewesen sei (Kap. 18, 15. 18. 34, 10); zwar würde leicht sein, dieselbe Wirksamkeit in seinem Leben nachzuweisen, welche nachmals die Propheten übten; aber seine Stellung, die des Volksgründers und Gesetzgebers, unterscheidet ihn doch zu sehr von denen, die dem schon bestehenden Volksthum entsproßten, als daß die Zusammenstellung mit ihnen uns zum richtigen Begriffe führen könnte.

Man hat Samuel als den ersten Propheten, den Gründer des Prophetenthums angesehn; er ist es aber nicht. Schon vor ihm kommen Propheten vor (Richt. 6, 8 ff. 1 Sam. 2, 27), doch scheint das bis dahin bloß sparsam auftretende Prophetenthum (1 Sam. 3, 1) unter ihm einen Aufschwung genommen zu haben, bei dem es nach der Zeit noch lange sich erhielt, wenn auch in anderer Art. Die Propheten erscheinen nicht vereinzelt, sondern in Haufen oder Chören, und ihre Thätigkeit scheint ein mit Musik begleitetes, begeistertes Singen gewesen zu sein, dem auch die Zeichen einer gewissen Verzücktheit anhaften (1 Sam. 10, 6. 10. 13. 19. 20. 23. 24). In Verbundenheit erscheinen sie dann auch in der Zeit der Könige, und in großer Menge, aber sie haben Häuser und Weiber, und von Verzückungen wird wenigstens nicht mehr berichtet. Darnach verschwinden die Verbindungen aus der Geschichte, und in der Zeit, die uns zumeist angeht, erscheint Nichts mehr davon. Während aber diese sich von der Gesellschaft des gemeinen Lebens abgesondert, und dieselbe nur auf besondere Veranlassung für Augenblicke aufgesucht zu haben scheinen, finden wir Andere, die sich mitten darin, ja nicht nur im Alltagsleben überhaupt, sogar am Hofe der Könige aufhalten, ja im bleibenden Dienste derselben stehen, ihre Propheten sind. So die beiden Propheten Davids Nathan und Gad. Sie rathen dem Könige bei seinen Unternehmungen, sie thun ihm Vorhaltung, wenn er sich vergangen hat, sie wirken mit bei der Bestimmung des Thronfolgers, sie

schreiben endlich die Geschichte ihres Königs. Und während wir den göttlichen Ernst eines Nathan (2 Sam. 12) nicht ohne Bewunderung anschauen können, dürfen wir uns nicht verbergen, daß neben ihnen sich auch solche fanden, die den Ehrennamen — denn das war er immer — des Propheten durch niedrige Künste der Schmeichelei entehrten (1 Kön. 22).

Was waren nun diese Leute, die Propheten, neben denen übrigens auch Prophetinnen erscheinen? Blicken wir nur auf das in den Geschichtbüchern Gegebene, so müssen wir urtheilen, sie seien zuerst nur Wahrsager gewesen, wie jedes Volk dergleichen hat. Auch ihre früheren Namen: Seher, Schauer, deuten darauf hin. Man hoffte von ihnen gegen Bezahlung (1 Sam. 9) unbekannte und künftige Dinge zu erfahren, auch die Könige hielten sich ihre Schauer wohl zunächst für solche Zwecke. Aber sie blieben nicht, was sie zuerst gewesen, sie stiegen empor zu einem höheren Beruf. Die Menge der Propheten — sie zählten ja nach Hunderten — dürfte wohl dem Wahrsagergewerbe treu geblieben sein, und die Meinung daß der Prophet als solcher wisse was zukünftig sei, hat sich wohl nie verloren. Aber ihr Selbstbewußtsein, mit demselben ihre Thätigkeit, endlich auch ihr Name haben sich geändert. „Die man jetzt Propheten heißt, die hieß man vorzeiten Seher", lesen wir 1 Sam. 9, 9. Sie sind „Leute Gottes", d. h. Personen die nicht sich selbst oder andern Menschen sondern Gott angehören, in Gottes Diensten stehen, Gottes Befehle zu vollbringen, ins Besondere Gottes Gedanken an das Volk oder an einzele davon Betroffene zu bringen haben, und natürlich auch unter Gottes Schutze stehen. In diesem Bewußtsein ruht das eigentlich Bedeutende, man möchte sagen das Geheimniß des Prophetenthums und seiner Größe. Es spricht sich aber dasselbe zwar durch die Berichterstatter auch in den Geschichtbüchern, weit stärker aber, und was mehr ist, unmittelbar in den Schriftwerken aus, die als das ächteste Zeugniß ihres Geistes auf die Nachwelt herab gekommen sind. Von diesen daher vorher noch ein Wort.

Aus der ersten Hälfte der Zeit zwischen Salomo und der Zerstörung haben wir keine Kunde von einer andern schriftstellerischen als der geschichtschreibenden Thätigkeit der Propheten, der zweiten (seit dem neunten Jahrh. v. Chr.) gehört die Mehrzahl der auf uns gekom-

menen Prophetenbücher an, in dieser Ordnung: Joel, Amos, Hosea, Sacharja Kap. 9—14, Jesaja die erste Hälfte großen Theils, Micha, Nahum, Zephanja, Habakuk, Jeremia; in die Zeit der Gefangenschaft fällt Hesekiel, Obadja, und die zweite Hälfte des Jesaja-Buches (Kap. 40—66), nach der Rückkehr noch Haggai, Sacharja Kap. 1—8, Maleachi; Jona ist kein Prophetenbuch, sondern die Erzählung von einem Propheten, Daniel aber das Erzeugniß einer viel späteren Zeit. Was den Uebergang der Propheten zu dieser neuen Art der Thätigkeit veranlaßt habe, wissen wir so wenig als weshalb die lange Zeit zwischen Nahum und Zephanja (etwa 70 Jahre) kein einziges Prophetenbuch aufzuweisen hat. Diese jüngeren Propheten aber sind es, denen unsre Aufmerksamkeit sich vornehmlich zuzuwenden hat, denn in ihnen zeigt das Prophetenthum erst seine wahre Ehrwürdigkeit, in ihnen vollzieht sich ein sehr wichtiger Theil der vorchristlichen Offenbarung. Ein Ueberblick ihrer theils kürzeren theils längeren Schriftwerke, den freilich der Leser sich durch eigene Beschäftigung mit denselben verschaffen muß, zeigt uns das Folgende: Erstlich, Wunderthaten, wie die Königsbücher von Elia, Elisa und andern Propheten melden, kommen in den eigenen Schriften der Propheten keine vor, ja nicht ein Wort, das auf ein Vermögen solcher Thaten deute, findet sich darin. Wie wir daher auch über jene Erzählungen urtheilen mögen, zum Begriffe des Propheten werden wir das Merkmal übermenschlicher Kräfte nicht mehr rechnen können. Zweitens, auch Wahrsager sind diese Propheten nicht. Wahr ist, daß sie ihre Blicke häufig in die Zukunft richten, ja daß ihr Beruf, wie wir ihn kennen lernen werden, dieses mit sich brachte; aber auf was sie hinweisen, das sind selten bestimmte Einzelbegebenheiten, die sie etwa so vorher sagen, wie sie darnach eingetreten sind, es sind allgemeine, ihrem Volke bevorstehende Veränderungen, meist bedingungsweise voraus gesagt, göttliche Strafgerichte, wenn es sich nicht bessere, Errettung im entgegengesetzten Falle u. dgl. Ein übernatürliches Wissen spricht sich nicht bei ihnen aus. Auch in dieser Beziehung stellen sie sich ganz anders dar, als die früheren Propheten von den späteren Erzählern dargestellt sind. Ihre Vorhersagungen haben fast durchaus ein so unbestimmtes Gepräge, daß man fast ebenso wenig sagen kann, daß sie eingetroffen seien, als das Gegentheil, von manchen auch ganz bestimmt

das letztere; aber bei der Art wie sie gegeben worden, konnte das sie selbst so wenig irre machen, als es uns bei ihrer Betrachtung irre machen darf. Das Wesen des Prophetenthums lag nicht darin. Drittens, sie haben ein kräftiges Bewußtsein göttlicher Berufung. Amos ist von Haus aus nicht Prophet, sondern ein armer Rinderhirt, aber Gott hat ihn von der Heerde genommen und beauftragt, dem Volke Israel zu predigen (Am. 7, 14 f.); an Jesaja ist in der Form eines Gesichts (Vision) der göttliche Ruf ergangen, der ihn zum Prophetenamte eingeweiht hat (Jes. 6); Jeremia hat als Jüngling den Ruf Gottes in seinem Geiste vernommen, seine Jugend ist ihm als ein Hinderniß erschienen, aber Gott hat ihn belehrt, daß er nur seinem Befehle zu gehorchen habe, und so thut er denn ein halbes Jahrhundert lang. Es kommen Augenblicke des Verzagens, immer aber stärkt ihn wieder das Bewußtsein, daß er ein Diener und Werkzeug seines Gottes ist. Die Form in welcher sich dies ihnen klar gemacht hat, ist nicht die, in welcher das gleiche Bewußtsein einer andern, anders gebildeten Zeit erscheint, aber das Wesen ist das gleiche, das Bewußtsein, ihre eigenthümliche Wirksamkeit nicht in Willkür und Selbstsucht gewählt, sondern vermöge innerer, sittlicher Nothwendigkeit erfaßt zu haben, nicht sich selbst damit zu dienen, sondern Gott und der heiligen Sache seiner Weltordnung. Ein solches Bewußtsein aber machte sie stark und frei; wer seine Worte als Rede Gottes denkt, der marktet und mäkelt so wenig selbst daran, als er Andern so zu thun gestattet, er redet sie wie er sie denkt, so voll, so rein, so wahr wie sie in seinem Geiste lauten; wer sich von Gott berufen wirklich weiß, wird nie der Menschen Knecht, so wenig sein eigener als seiner Umgebungen, er weiß sich einem Herrn verantwortlich, mit welchem er nicht scherzen mag, und unter einem Schutze, der ihn die Macht der Menschen leicht verachten lehrt. In diesem Bewußtsein liegt der wahre Quell der Größe, welche die Propheten jedem ernsten Betrachter so ehrwürdig macht. Viertens, in ihrer äußeren Erscheinung scheinen diese Propheten sich nicht von ihren Umgebungen zu unterscheiden. Sie haben Häuser, Aecker, Weiber, Kinder, leben in den Städten, nehmen Theil an jedem Schicksal ihres Volks; selbst der durch Elia und Elisa berühmt gewordene Mantel zeigt sich nicht. Abweichungen von den Sitten des Alltagslebens kommen vor, aber

eben als Abweichungen, als Mittel die Aufmerksamkeit auf die Gedanken hinzulenken, welche sie erwecken und einschärfen wollen. Fünftens, die Art wie das was sie zu reden haben ihnen zum Bewußtsein kommt, ist verschieden. Wenn sie uns sagen: „spricht der Herr", haben wir keinen Grund etwas anderes zu denken als ein unmittelbares Bewußtwerden der Gedanken die sie aussprechen oder niederschreiben; bisweilen aber melden sie von Erscheinungen, die dem vorangegangen, was Gott ihnen kundgegeben habe, diese Erscheinungen sind in vielen Fällen Dinge des gemeinen Lebens, ein siedender Topf, ein Stab, ein Korb mit Feigen u. dgl., so daß sich wenigstens denken läßt, sie haben diese Dinge in der That gesehen, und bei ihrem Anblick seien die Gedanken ihnen klar geworden, welche sie daran anknüpfen; in anderen Fällen aber sind es Dinge, von denen wir urtheilen müssen, sie haben sie mit leiblichen Augen nicht erblicken können, weil sie der Wirklichkeit nicht angehören; und ungewiß bleiben muß, ob es bewußte dichterische Einkleidungen oder Bilder seien, die sich im Zustande geistiger Aufregung ihrem inneren Auge vorgebildet haben, so daß sie selbst sie zu sehen glaubten, und als wirkliche Anschauungen in Aufrichtigkeit erzählen. So insbesondere die bei Sacharja und Hesekiel vorkommenden. Ebenso werden wir uns immer geneigter fühlen, persönlichen Verkehr mit Engeln, wie ihn Sacharja hat, und Entrückungen an weit entlegene Orte, wie Hesekiel sie erfährt, dem Gebiete der Vorstellung zuzuweisen als dem der Wirklichkeit. Endlich sechstens auch die Darstellungsweise hat neben der der eigentlichen Rede einige Eigenthümlichkeiten, unter denen die der darstellenden Handlung hier hervorzuheben ist. Sie besteht darin, daß der Prophet eine Handlung vollzieht oder auch nur als von ihm vollzogen darstellt (einige nemlich lassen sich kaum als in der That vollzogene denken), die gewöhnlich etwas auffälliges an sich hat, z. B. nackt geht, ein Joch auf seinem Halse trägt u. dgl., und hierauf dies als eine Abbildung dessen begreifen lehrt, was in Israels öffentlichem Leben sich zugetragen habe oder bald zutragen werde. Das Verhältniß aber ist immer so, daß nicht das Bild der eigentlichen Rede, sondern die Rede dem Bilde zur Erklärung dient.

Von den meisten dieser Propheten geht unsre Kunde über den Namen nicht hinaus, von einzelen wissen wir auch diesen nicht, z. B.

von dem herrlichen Heilsverkündiger, dessen Reden irgend ein Zufall dem Buche des Jesaja angeheftet hat, während er doch ein Jahrhundert jünger ist als dieser. Ein einziger ist, den wir etwas näher kennen, durch seine Selbstdarstellung, die aber das Gepräge der vollen Wahrheit trägt. Da es nun gewiß zur Kenntniß des Prophetenthums ein Wesentliches beiträgt, ein Glied dieses Ordens in seinem Thun und Leiden, seinem Schaffen und Dulden zu beobachten, so zeichne ich hier noch in wenig Zügen, was er selbst uns davon sehen läßt.

Jeremia, von Anathoth im Lande Benjamin, war priesterlicher Abkunft. Die Zeit seines Wirkens war die Zeit des Untergangs. Als er auftrat (626. v. Chr.), war das Reich der zehn Stämme bereits seit 83 Jahren durch die Macht Assyriens vernichtet, und nach der Sitte seine Einwohner großen Theils hinweg geführt; das kleinere, Juda, fristete noch ein kümmerliches Dasein. Im Innern Götzendienst, Gesetzlosigkeit und Laster, nach den prophetischen Schilderungen ein heilloser Zustand; nach außen kaum ein Schimmer der Selbstständigkeit zwischen den Herrschgelüsten Aegyptens auf der einen, der asiatischen Reiche auf der andern Seite. Den unwürdigen Königen Manasse und Amon war, acht Jahre alt, Josia nachgefolgt, und nun zwanzigjährig, ein frommer und rechtschaffener Fürst, der sich die Herstellung des rechtmäßigen Gottesdienstes mit Ernst angelegen sein ließ, auch in Jerusalem wohl damit zu Stande kam, aber weder im ganzen Lande (so manche Stadt, so manchen Gott hast du, Jer. 2, 28), noch zu bleibendem Gewinn. In seine Zeit (um 624) fällt auch der Einfall der Scythen von Norden her, der auch Judäa betroffen haben muß, obwohl sich eine ausdrückliche Erwähnung nicht in unserer Bibel findet. Josia fiel im Kriege mit Aegypten (608), sein Sohn Joahas wurde vom ägyptischen Könige entsetzt, und dessen Bruder Jojakim auf den schwankenden Thron erhoben; jetzt aber — die Scythen waren inzwischen abgezogen — erhob sich das bisher von Assyrien abhängige Babylon, und dessen zweiter König Nebukadnezar drang erobernd gegen Westen vor; Jojakim, erst unterthänig, dann abtrünnig, kam um (597), sein Sohn Jojachin (Jechonja) erhielt sich nur drei Monate, wurde mit einem Theile des Volks nach Babel abgeführt, und Zedekia sein Oheim als Schattenkönig eingesetzt; auch er fiel später in Hoffnung ägyptischen Beistandes ab, und wurde, zur Strafe nach

der Eroberung Jerusalems geblendet, sammt dem größten Theile des Volks nach Babel abgeführt, womit das jüdische Reich sein Ende fand. Dies der Schauplatz auf dem Jeremia wirken sollte. Und er hat's gethan mit großer Treue fast ein halbes Jahrhundert lang. Von dem was er gesprochen und was er erlebt, hat er einen Theil aus der Erinnerung aufzeichnen lassen, zu verschiednen Zeiten, leider aber haben spätere Hände die Ordnung seiner Aufzeichnungen sehr gestört, und dadurch manche Dunkelheit erzeugt. Als der Prophetenruf an ihn ergeht, fühlt er sich zu jung zu predigen, aber Gott gebietet, „da muß er gehen wohin Gott ihn sendet, und predigen was Gott ihn heißt" (Jer. 1, 7); und er gehorcht im festen Vertrauen, daß der Gott der ihn gerufen ihn auch schirmen werde. Und nun geißelt er das Volk, die Hohen und die Niedrigen, mit schonungsloser Rede wegen ihrer Sünden, insbesondere wegen ihres Abfalls von dem Gotte ihrer Väter, und hört nicht auf zu warnen und zu drohen, und auf das Schicksal hinzuweisen, von welchem das größere Reich bereits betroffen ist. In seinen Reden spricht sich eine warme Liebe zu seinem Volke, ein tiefes Mitleid mit dem Jammer aus, den es schon erfahren hat, und dem es durch eigene Schuld entgegen geht. In seiner Heimath Anathoth wurde ihm nach dem Leben getrachtet, seinen Aufenthalt scheint er aber vornehmlich in Jerusalem gehabt zu haben, und so lange der fromme Josia lebte, läßt sich annehmen, daß ihm kein Leid widerfuhr; einer Theilnahme an dessen Bestrebungen für Gesetz und Gottesdienst erwähnt er nicht, aber undenkbar ist, daß er sich dabei nicht stark betheiligt habe. Unter Jojakim begannen die Verfolgungen. Die Drohung des Untergangs, die er im Namen Gottes ausgesprochen, wenn sich das Volk nicht bessere, erregte einen Auflauf gegen ihn. Priester, Propheten und gemeines Volk begehrten seinen Tod. Er beharrt bei dem, was er im Auftrag Gottes geredet hat. „Siehe ich bin in euren Händen, ihr mögt es machen mit mir, wie es euch recht und gut dünkt. Doch sollt ihr wissen, wo ihr mich tödtet, so werdet ihr unschuldiges Blut laden auf euch selbst, auf diese Stadt und ihre Einwohner." Der Ernst seiner Rede, und die Vorstellungen einiger der Häupter, retteten ihm das Leben. — Als man ein ander Mal ihm vorhält, daß seine Drohungen nicht in Erfüllung gehen, tröstet er sich mit dem Bewußtsein der göttlichen

Beauftragung und der Reinheit seiner Absicht. „Ich bin nicht von dir geflohen mein Hirte; so habe ich Menschentage nicht begehret, das weißt du; was ich geprediget habe, das ist recht vor dir." — Im vierten Jahre Jojakims (604 v. Chr.) ließ der Prophet alles das, was er von Anfang an, seit 22 Jahren, öffentlich geredet hatte (d. h. so weit er dessen sich erinnerte), in ein Buch schreiben, und da er selbst gehindert war, durch den Schreiber Baruch im folgenden Jahre an einem allgemeinen Festtage dem Volke vorlesen, „ob sie vielleicht sich mit Beten vor dem Herrn demüthigen wollten, und sich bekehren ein Jeglicher von seinem bösen Wesen". Das Buch ward dem Könige überbracht, der es verbrannte, und Jeremia entging nur durch Verbergung dem Ausbruch seines Zornes, ließ aber sofort ein neues, durch andere Reden vermehrtes Buch anfertigen, offenbar die Grundlage des Buches, das durch spätere Reden allmählich vermehrt, auf die Nachwelt gekommen ist. — Jetzt aber war auf den Trümmern des assyrischen Reichs, das die zehn Stämme unterworfen hatte, ein neues babylonisches Reich erstanden, hatte durch den Sieg über den ägyptischen König Necho bei Karchemisch die Obmacht Aegyptens über die westlichen Länder aufgehoben, und drückte nun auf dieselben mit seiner frischen Kraft. Nebukadnezar, der Oberbefehlshaber in jener Schlacht, folgte seinem Vater in eben jenem vierten Jahre Jojakims. Es war voraus zu sehen, daß das bisher unter ägyptischem Schutze gestandene Juda mit dem neuen Reiche der „Chaldäer" in Verwicklung kommen mußte. Da war nun eine Partei die, sei's im Vertrauen auf jenen Schutz, sei's in dem Wahne Jehova's auserwähltes Volk zu sein, sei's aus bloßer Liebe zur Unabhängigkeit und kühnem Muthe, Widerstand gegen den andringenden Eroberer forderte, auch Propheten fanden sich, welche bei solchem Verhalten Sieg oder mindestens Erhaltung weissagten, ja sogar die baldige Rückkehr der weggeführten Israeliten und der geraubten Schätze verkündigten; und sehr natürlich daß dergleichen Stimmen mehr Gehör fanden als die zum Gegentheile riethen oder gar den Untergang erwarten ließen. Jeremia aber stand von Anfang bis zu Ende auf der letzteren Seite. Schon im ersten Jahre des neuen Königs weissagte er als göttliches Strafgericht für den beharrlichen Ungehorsam dem Volke eine siebzigjährige Gefangenschaft, dem Lande gänzliche Verödung (Kap. 25); in

späteren Zeiten rieth er beständig zur Unterwerfung, und verkündigte in diesem Falle Unversehrtheit und Verbleiben im Vaterlande, und nur vom Widerstande den Untergang. Was Wunder da, wenn er der kühneren Partei im Wege war, wenn sie Entmuthigung des Volks von seinen Reden fürchtete, ja wenn er in ihren Augen ein Feigling und Landesverräther war? Und diese Partei war es, die fast immer überwog, und die Mächtigen, deren Macht auf dem Spiele stand, gehörten ihr natürlich an. Und alle die welche seine strafende Predigt vorher schon gegen ihn aufgebracht, fanden hier den willkommenen Vorwand, ihren Rachemuth an ihm zu kühlen. Daher war besonders die letzte Zeit, nachdem Zedekia abgefallen, eine Leidenszeit für den Propheten; der König wollte ihm wohl, war aber den vermeinten „Patrioten" gegenüber ohne Macht; einmal ward er in eine Grube voll Schlamm geworfen, in der er umkommen sollte, hieraus gerettet, blieb er doch Gefangener bis Jerusalem erobert wurde. Aber sein Sinn wurde durch die Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, seine Rede nicht geändert. Ihm stand fest, in der Gegenwart strafe Gott die Völker, unter ihnen Israel, durch Nebukadnezar, darum sei vergeblich ihm zu widerstehen, einziger Weg sich zu erhalten die Unterwürfigkeit, Widerstand Auflehnung gegen Gottes kundgegebenen Willen. Einst komme auch für Babel die Zeit der Züchtigung, wie sie für Assyrien gekommen sei, und dann für Israel die Rettung und die Zeit des Heils; bis dahin aber habe es der strafenden Hand Gottes sich zu beugen. Das sprach er aus, und dafür litt er, ihm war's göttliche Gewißheit, da durfte er nicht schweigen und nicht wanken. Augenblicke der Schwachheit, ja des Verzagens, waren eben Augenblicke, welche überwunden wurden. Seine Gefangenschaft endete mit der Eroberung der Stadt, er erhielt die Freiheit, nach Babel mitzugehen, oder bei den Uebrigen im Lande zu verbleiben, und wählte das letztere. Noch aber ward ihm keine Ruhe; von den im Lande Gebliebenen um Rath gefragt, ob daselbst zu bleiben oder nach Aegypten auszuwandern sei, verheißt er im Namen Gottes für das Erste Gottes Schutz, für das Andere als Strafe größere Leiden, findet aber kein Gehör, wird vielmehr von den Auswanderern mit fortgeführt, seiner Mahnung aber, doch nun endlich dem Dienste der fremden Götter zu entsagen, begegnete die trotzige Erklärung, daß dies nicht ge-

schehen werde. Dies ist das letzte was wir von ihm wissen; wie lange er noch dort gelebt, ob er noch fortgewirkt, und welches Ende er gefunden, alles ist unbekannt, eine Sage, daß er von seinen Volksgenossen gesteinigt worden, enthält nichts unmögliches, ermangelt aber doch ausreichender Bezeugung.

Das ist der Mann, ein treuer Zeuge dessen was ihm göttliche Wahrheit war, ein Mann der nicht das Eigne suchte, sondern die Sache seines Gottes und das Beste seines Volkes, und dafür zu leiden wußte. So wird er, von dem wir doch Bruchstücke einer Geschichte haben, für uns der Mann, der uns in seinem Leben das Wesen des Propheten zeigt wie keiner sonst, und dessen Geschichte zugleich uns lehrt, daß nicht alle Propheten eines Sinnes waren, daß vielmehr auch unter denen welche den Prophetennamen trugen, Manche sich befanden, deren Wesen ganz ein anderes war als das seinige. Und was war nun dieses Wesen, was für ein Geschlecht von Leuten waren die Propheten? Eine ganz einfache Antwort möchte sich nicht geben lassen, das Bisherige stellt als das Wahre dieses hin: Ursprünglich Wahrsager, sind sie in vielen ihrer Glieder höchst wahrscheinlich es geblieben, haben zum Theil sich auch dem Götzendienste Preis gegeben, und ihrem Selbst gefröhnt; unter ihnen aber waren ernste Männer, denen es mit dem Gedanken Ernst war, von Gott gesandt zu sein und Gottes Wort zu reden, und diese wurden des Volkes Prediger, zeigten ihm den rechten, warnten es vor dem falschen Wege, und züchtigten es seiner Sünde halber. Großen unmittelbaren Einfluß hat ihr Predigen wahrscheinlich nicht gehabt, schon deshalb, weil sie fast allein dem Volke, den Personen selten zugewendet waren, desgleichen weil überhaupt die Predigt öfter ohne Wirkung bleibt, als den gewünschten Segen bringt. Aber nicht nur ehrwürdig müssen sie uns sein, die Wenigen, die einer entweder vom Gesetz noch nicht gebändigten, oder seiner Zucht entlaufenen Masse gegenüber wie eine „feste Stadt, eine eiserne Säule, eine eherne Mauer" dastehn „wider die Könige, wider die Fürsten, wider die Priester, wider das Volk im Lande" (Jer. 1, 18), die ihr Wehe ausrufen gegen die, welche „Böses gut, und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht, und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer süß, und aus Süß sauer machen" (Jes. 3, 20), und zu tragen wis-

sen, wie man ihnen für ihre Wahrheit lohnt; sondern wir müssen auch urtheilen, daß sie doch ein Großes wirkten, ein wichtiges Glied waren in der Entwicklungsgeschichte dieses Volks, dem hohen Berufe angemessen, dem es dienen sollte. Denken wir die Propheten aus seiner Geschichte weg, und fragen uns, wodurch sich's dann noch unterschieden haben würde von den Heiden rings umher? Wir werden bald entschieden haben, ob sie nutzlos über die Erde hingegangen, oder das Salz gewesen sind, das Israel vor Fäulniß schützte, und seinem Beruf erhielt.

II. Die prophetische Verkündigung.

Die Propheten leben in und mit ihrer Zeit, die gegenwärtigen Leiden beklagen, die gegenwärtigen Sünden strafen, bald eintretende Güter verheißen sie. Nie schweift ihr Blick in weite Ferne, sie drohen was die eben im Verlauf befindliche Zeit mitbringen kann, eine Verwüstung durch Heuschrecken, die häufig erscheinende Plage des Morgenlandes, theure Zeit und Pestilenz, an deren Einer es fast niemals fehlt, oder auch Krieg und Kriegesunglück, das für das schwache Volk dem Kriege noch fast jeder Zeit gefolgt war, das sind die unbestimmteren Drohungen, alle in die nächste Nähe hingestellt. Oder es sind bestimmtere Drohungen, da sind's die Völker von denen eben sich ein Unheil fürchten läßt, Syrien, dann Assyrien, endlich die Chaldäermacht, die weiteste Ferne, in welche Jeremia blickt, sind siebzig Jahre bis zur göttlichen Strafe an dem letzteren Reiche; auf Völker die noch nicht emporgekommen, etwa Perser, Macedonier, Römer wird nicht hingeblickt, und ebenso wenig auf Ereignisse, die nach Jahrhunderten erst eintreten sollen. Und noch, jede solche Drohung wird bedingter Weise ausgesprochen, es kann sich's Gott noch reuen lassen was er gedroht, und da die Drohung nur dem Zwecke der Besserung diente, wird er sich's reuen lassen sobald als sie erfolgt. Und Manches ist ganz offenbar so nicht gekommen wie gedroht. Die prophetischen Drohungen haben geringe Wichtigkeit für uns, denn die theologische Frage, ob durch Drohung wahre Besserung sich bewirken lasse, berührt uns nicht an diesem Orte, und dieser Theil der Prophetenpredigt hat auf die theologische Entwicklung Israels und die Entstehung und Gestaltung des Christenthums wenig eingewirkt; aber

eben weil gleichgültiger für uns, läßt er uns unbefangner in die Sache blicken, als wenn wir unsern Blick der Heilsverkündigung allein zuwenden wollten, und führt auf Folgerungen, die nicht unbeachtet bleiben dürfen. Hier eine derselben, die wichtigste: alle Drohungen beziehen sich auf eine nahe Zukunft; wenn nun an die Drohung sich für den Fall der Besserung unmittelbar die Heilsverheißung anschließt, können wir wohl meinen, der Prophet erwarte das gedrohte Uebel bald, das daran angeschlossene Gute nach Jahrhunderten? Das sollte für Niemand möglich sein. Oder: das Uebel soll erfolgen, wenn das Volk bei seinem bösen Wesen bleibt, das Gute wenn es davon abläßt. Dies hat es unleugbar nicht gethan, haben wir ein Recht die Erfüllung in der Geschichte aufzusuchen, die der Verheißende selbst als unmöglich denken lehrt? Desgleichen: was er droht, das sind Ereignisse des äußern Lebens, was er verheißt, nach seinen Worten zum großen Theile auch; würden wir nun seinem Sinne folgen oder Gewalt anthun, wenn wir jenes verständen wie er's sagt, dieses auf das geistige Gebiet hinüber deuteten? Die Antwort kann nicht schwer sein.

Nun aber einen unbefangenen, aber ernsten Blick auf die prophetische Heilsbotschaft selbst! Wir kennen bereits den Gedanken einer weltbeglückenden Bestimmung des abrahamischen, einer beständigen Herrschaft des davidischen Geschlechts. Wann jener zuerst erwacht, ist unbekannt, nur daß er in der Zeit der ersten Könige schon bestand, ist sicher, und ebenso, daß ein Volk das sich in einen solchen Gedanken hinein gelebt, sich nicht verachten, nie an sich verzweifeln könne. Nun aber, Jahrhunderte gingen hin, und jene Bestimmung ging nicht in Erfüllung, Nathan's Weissagung erfüllte sich in sofern, als Davids Haus durch einige Jahrhunderte sich auf dem Herrscherthron erhielt, aber diese Herrschaft konnte die verheißene nicht sein. Und doch, was Gott geredet hatte konnte nicht gelogen sein; es war noch nicht erfüllt, so mußte sich's erfüllen. Dies die unsichtbare, und doch erkennbare Grundlage des Hoffens und Verheißens der Propheten, wie nach seinem Wesen, so nach seiner Form. Der allgemeinste Gedanke war der einer besseren, oder vielmehr der schlechthin guten Zeit, wie man den Begriff davon erfassen konnte. Wenn aber das Gute kommen sollte, so waren zuvor die Ursachen der Uebel zu entfernen, und die Kräfte des Heils in Bewegung zu versetzen. Die tiefste Wurzel aller

Uebel aber war des Volkes Sünde, sein Abfall von Jehova, sein Götzendienst, sein vielfacher Ungehorsam gegen sein Gesetz, ausgesprochen in vielfachen Uebelthaten, kurz der Bruch des Bundes den es einst mit Gott gemacht. Denn damit hatte es Gottes Zorn auf sich geladen, und all' die Uebel die seit so langen Jahrhunderten auf ihm gelastet hatten, waren ja doch nur Gottes Strafen, über das treulose Volk verhängt. Sollte es also besser werden, so mußte der Götzendienst ein unbedingtes Ende nehmen, alle Ungerechtigkeit aufhören, das Volk umkehren zu seinem Gott, zu aufrichtigem Gehorsam, zu vollkommener Treue. Dann ließ sich hoffen, daß Gott sich seines auserwählten Volks erbarmte, ihm seine Missethat vergäbe, und über Israel das Gute alles ausgösse, das er ihm einst verheißen hatte. Auch die näheren Ursachen seiner Leiden, die Zerrissenheit des Volks, die Uebermacht der Feinde, später die Zerstreuung unter fremde Völker, alle mußten schwinden, sobald nur Gottes Zorn gewendet, seine Gnade über Israel zurückgekehrt war. Auf dem Standpunkte den die Propheten einnehmen, lag alles dies so nahe, daß fürwahr es keiner übernatürlichen Eingebungen bedurfte, um in ihren Seelen gerade das Bild von der bessern Zukunft auszumalen, dessen Züge theils vereinzelt, theils verbunden, sich in ihrer Trostverkündigung darstellen, was die Verhältnisse nach außen anlangt, in verschiedener Zeit verschiedene, aber nach ihrem Wesen stets die gleichen. Es läßt sich dieses Bild zusammenstellen, als das für die letzte Zeit geeignete:

Ganz Israel bekehrt sich, und von ganzem Herzen, zu seinem Gott, entschlägt sich alles fremden Götterdienstes und alles ungesetzlichen Jehovadienstes, reinigt sich von aller seiner Schuld, und befolgt fortan in steter Treue das göttliche Gesetz. Dann erbarmt auch Gott sich seines hart gestraften Volkes, vergiebt ihm alle Missethat, und stellt das ursprünglich gewollte Verhältniß zu ihm her. Die Rache an den fremden Völkern vollzieht er selbst; sie waren die Werkzeuge seines Strafzorns, aber sie haben sich ihrer Stellung überhoben, und werden nun von ihm bestraft. Die Verbannten kehren mit Freuden und beladen mit Schätzen heim, allgemeiner und immerwährender Friede kehrt bei ihnen ein, das seines Fluchs enthobene Land trägt reichlich seine Frucht. Israel und Juda werden ein einig Volk, Jerusalem der einzige Mittelpunkt des Gottesdienstes, und nicht mehr

allein für Israel, alle Völker bekehren sich zu Gott, und bringen in seinem heiligen Tempel ihre Opfergaben dar, Jehova's Erkenntniß wird allgemein, Jehova's Geist ergießt sich über Alle, Jehova wird alleiniger König über alle Völker.

Noch sind zwei besondere Punkte, denen sich unsre Aufmerksamkeit zuwenden muß. Der erste ist die Vorstellung des neuen Bundes. Unser Blick auf Mose hat dargethan, daß die Auffassung des Verhältnisses zwischen Israel und seinem Gott unter der Form eines zwischen Beiden abgeschlossenen Bundes mit Mose's Gesetzgebung von gleichem Alter ist. Aber das Bewußtsein des Bundes wurde nicht sofort lebendig, wie natürlich, da das Volk fast immer an andern Göttern hing; aber auch bei den Propheten nicht. Unter denen welche vor Josia's Zeit geschrieben haben, erwähnt allein Hosea dieses Bundes, bei Jeremia erscheint er häufiger. Aber nun tritt auch sofort das Bewußtsein ein, daß jenes am Sinai geschlossene Verhältniß nicht das rechte gewesen sei, und daran reiht sich die Erwartung eines besseren, dessen Eintreten dann natürlich in dieselbe nahe Zeit verlegt wird, in welcher überhaupt das kommende Heil erscheinen soll. Und wie man denn das bisherige als Bund gedacht, so auch das künftige, nur dem früheren gegenüber als den neuen, was natürlich jenen zum alten macht. Was Hesekiel davon andeutet, ist nicht bedeutend, unser Hauptlehrer muß Jeremia sein (31, 31—34). Was er am alten tadle, ersehen wir aus dem was er vom neuen hofft; nemlich daß er ein bloß äußerliches Verhältniß gewesen sei, der Besitz eines außerhalb des Menschen stehenden Gesetzes, zu dessen Befolgung innerlich die Lust und Kraft gebrach, so daß das Bündniß nicht gehalten wurde; und der Mangel einer lebendigen Erkenntniß Gottes, des rechten Bewußtseins von dem sittlichen Verhältniß, das zwischen Gott und Menschen bestehen soll. Und gerade das ist, was die Gesetzstufe auf welche Mose das Volk gestellt, zur niederen, zur bloßen Mittelstufe macht: der Mensch weiß von Gott, aber hat und kennt ihn nicht, weil sein Wissen ihm nur von außen kommt, und nur dem Verstande, oder gar nur dem Gedächtniß angehört; er weiß was er thun und lassen soll, aber das Gesetz steht vor ihm, nicht in seinem Geiste, nicht als sein eigenes Gesetz, darum vergißt er's heute, trotzt ihm morgen, übertritt es bald in Uebereilung, bald aus Uebermuth.

Dem gegenüber stellt nun der Prophet das Wesen des neuen Bundes in der Weise dar, daß er voran stellt, was voran gehn muß, das Eingehen des heiligen Gesetzes in den Geist als des Menschen eigenes Gesetz, darnach das freie Verhältniß der Gegenseitigkeit, von da ausgehend, wo jeder Wechsel seinen Ursprung haben muß, nicht von dem ewigen Gotte, sondern von dem Menschen der sich von Gott kehren, und wieder zu Gott wenden kann (sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein); endlich aber eine Erkenntniß Gottes, die Keiner den Andern lehrt, und Keiner vom Andern lernt, die also das unmittelbare Bewußtsein eines Jeden ist. Hier begreifen wir nun zwar, daß dies noch weniger ein Bund im eigentlichen Sinne ist als der vom Sinai, aber das ist nur die Form, die beibehalten oder abgeworfen werden kann, wenn nur das Wesen festgehalten wird, das Wesen aber — hätten die Propheten weiter Nichts als dieses eine Körnlein in ihr Volk gelegt, sie hätten genug gethan, Gott hätte genug gegeben durch ihren Dienst. Die Gesetzstufe soll überstiegen, das knechtische Verhältniß aufgehoben werden, und Freiheit an dessen Stelle treten, die wahre Freiheit, da Jeder den eignen Willen thut, indem er Gottes Gebot erfüllt, und Alle im lebendigen Gottes-Bewußtsein stehn — kaum war das Volk dahin gediehen, die niedere Stufe wirklich einzunehmen, da wurde schon der Gedanke in seinen Schooß gelegt, aus dessen Entfaltung ihm die Kraft erwachsen sollte, um die höchste zu ersteigen.

Der zweite Punkt, der zu besprechen übrig, sind die persönlichen Erwartungen, die wir der Kürze halber mit dem gewohnten Namen der messianischen bezeichnen wollen. Damit steht's so: Was man erwartete, wußte man, nur wie es wirklich werden könnte, blieb in Frage. Zweierlei war denkbar, unmittelbare Gotteswirkung oder menschliche Vermittelung. Jene hatte man wohl denken können, aber hatte nicht Gott sich einst des Mose zur Vermittelung der Ausführung, der ersten Bundesstiftung u. s. f. bedient? Waren nicht die Richter, und David selbst, seine Knechte und Werkzeuge gewesen? Waren es nicht jetzt die Könige der fremden Völker? Kurz, menschliche Vermittelung war das Nähere. Nun, da stand David in der Fülle der Verklärung mit welcher die vielfach leidende Nachwelt ihn umwoben hatte, David der Mann nach dem Herzen Gottes, der Held, der

Ueberwinder vieler Völker; da saß nach der Verheißung seit Jahrhunderten sein Haus auf dem Throne, auf dem allein rechtmäßigen das allein berechtigte; warum sollte nicht aus diesem Hause Gott den Mann erwecken, der sein Volk errettete, der, ein zweiter David, alles das vollbrächte was zu vollbringen war? — Sehn wir nun in die Prophetenbücher, und zwar der Zeitfolge nach. Joel bietet Nichts. Amos (um 790 v. Chr.) erwartet, daß wenn Gott sein Strafgericht über das sündige Israel vollzogen haben wird, er das verfallene Haus Davids wieder herstellen, und hierauf die bessere Zeit eintreten werde (Am. 9, 11). Das ist der Anfang, Davids Haus, ein bestimmtes Glied des Hauses wird noch nicht gedacht. Hosea (um 750) sieht kommen, daß die zehn Stämme Jehova ihren Gott und David ihren König wieder suchen (Hos. 3, 5). Der Sinn: sie kehren zurück zur Einheit mit dem Reiche Juda, zum Gottesdienste in Jerusalem, und zum Gehorsam unter die davidischen Könige. Ein bestimmter König, der auftreten werde, zeigt sich nicht, König David ist gleichsam Geschlechtsname aller Abkömmlinge seines Hauses. Aber die Form doch die einer einzelen Person. — Bei Jesaja findet sich eine längere Rede, deren Zeit (728) sich ziemlich genau erkennen läßt (Kap. 7—9): König Achas und sein Reich zagen vor einem Einfalle der mit Israel verbundnen Syrer. Ihn zu beruhigen, sagt ihm der Prophet, das junge Weib (ein Weib das Achas kennen muß, uns natürlich unbekannt) sei schwanger, und werde einen Sohn gebären, den sie Immanuel d. h. Gott mit uns nennen werde, — die Hebräer geben ihren Kindern Namen, welche die Stimmung ausdrücken, in der sie sich bei ihrer Geburt befinden —, und ehe die erste Jugend dieses Kindes vorüber sei, werde alle Gefahr von jener Seite her verschwunden sein. Das Ganze hat diesen Sinn: wie dieses Weib bei Nennung ihres Sohnes ihr Vertrauen auf die Hülfe Gottes ausspricht, so vertraue auch du auf Gott, der dir in Kurzem Hülfe bringen wird. Das Kind selbst hat bei der Hülfe Nichts zu thun, die Hülfe soll in nächster Frist erscheinen. Die uralte Deutung dieser Stelle auf Christus ist entschieden falsch, nicht einmal daß das Kind dem Hause Davids angehöre wird zu verstehn gegeben. Hierauf nach einer Schilderung der von Assyrien her gefürchteten Verwüstung, und einer drohenden Rede gegen die feindlichen Völker, folgt

die erste messianische Weissagung. Aus Davids Stamme ist ein Sohn geboren, der als König reich an Einsicht, gewaltig an Kraft die Feinde zu besiegen, unwandelbar wohlwollend gegen sein Volk, Urheber des Friedens und der Friedensgüter sein, und ohne Ende regieren wird. Der bereits geborene Sohn, der aus dem Hause Davids stammt, und darnach regieren soll, kann nur ein Sohn des Königs Achab, also entweder Hiskia, oder ein früher verstorbener Bruder von diesem sein; daß er und jener Immanuel die gleiche Person seien, läßt sich nicht wahrscheinlich machen. Die immerwährende Herrschaft läßt sich nicht buchstäblich fassen. — Auf denselben Einfall der Assyrer, also auch auf dieselbe Person als künftigen König, bezieht sich ein zweites Hoffnungsbild (Kap. 10. 11), dessen kurzer Inhalt dieser ist: Assyrien, Gottes Zornruthe gegen das ungehorsame Israel, ist übermüthig geworden, und wird gestraft. Furchtbar kommt sein Heer heran, aber Jehova macht ihm ein Ende. Dann kommt ein Nachkomme Isai's — also auch Davids — empor, auf dem Jehova's Geist ruht, ein Geist der Weisheit und der Gerechtigkeit. Mit Gottesfurcht und Gerechtigkeit wird er regieren, eine Zeit des Friedens tritt herein. Die Völker wenden sich ihm zu, die Vertriebenen bringt Jehova überall her zurück, Israel und Juda, eng verbunden, herrschen in Gemeinschaft über ihre Nachbarn. Es ist das allgemeine, oben geschaute Bild, nur die vermittelnde Person hinzugetreten, die Erfüllung soll der nächsten Zukunft angehören.

Micha, Jesaja's Zeitgenosse, zeichnet ebenfalls sein allgemeines Hoffnungsbild mit Rücksicht auf den assyrischen Eroberungszug, und die wesentlichen Züge sind dieselben; und auch er denkt eine Person, durch welche das neue Heil vermittelt werden soll. Ihre Ausgänge, sagt er, sind aus uralter Zeit, d. h. er stammt aus einem uralten Geschlechte her. Er soll aber aus Bethlehem hervor gehn. Das kann bedeuten: er wird dort geboren werden, ist aber dadurch schon erreicht, daß er von David dem Bethlehemiten stammt; wir wissen folglich nicht, haben wir hier ein neues Merkmal oder nicht (Mich. 5, 1). Auch der ältere Sacharja beschreibt nur den in Jerusalem einziehenden König als mild und friedebringend, spricht aber weder von seiner Abkunft noch von den näheren Umständen seines Auftretens (Sach. 9, 9 f.).

Unter den Reden Jeremia's aus den letzten Jahren finden sich

drei Stellen die hierher gehören. Die erste aus der kurzen Regierung Jojakims (23, 1—8) verspricht dem Volke eine Zeit, wo die Vertriebenen zurückkehren, und bessere Regenten haben werden als die gegenwärtigen. Es komme die Zeit, wo Jehova dem David einen tugendhaften Sproß erstehen lassen werde; der werde König werden, klüglich handeln, Gerechtigkeit üben; Israel und Juda werden dann in Frieden wohnen, und sein Name werde sein: Jehova ist unsre Gerechtigkeit. Es ist auch hier das allgemeine Bild, nur der davidische König als Vermittler ist hinzugetreten. Die zweite Stelle, unter Zedekia, verspricht Errettung aus der gegenwärtigen großen Noth, und dann soll Israel nicht mehr den Fremden dienen, sondern Jehova seinem Gott, und seinem König David, welchen ihm Gott verleihen wird (30, 5—9). Die gedachte Person muß eine und dieselbe sein, wie Kap. 23, den er also dort als Davids Abkömmling bezeichnet hat, den nennt er David in demselben Sinne. Die dritte Stelle (33, 15—26), zum Theil Wiederholung der ersten, erklärt uns nur noch, wie sich der Prophet die immerwährende Herrschaft Davids denke, nemlich als eine stete Nachkommenschaft, so daß in seinem Hause es nie an Einem fehle, der den Thron einnehmen könne. — Bei Hesekiel erscheint nur der Knecht David (34, 23. 37, 24 f.), ohne nähere Bestimmung. Bei den Propheten nach der Gefangenschaft ist der königliche Retter nicht mehr anzutreffen. Was also alle Propheten, die seiner erwähnen, sich gedacht, das ist Herbeiführung der nahe bevorstehenden bessern Zeit durch ein Glied des davidischen Königshauses, das entweder schon geboren ist, oder bald aufkommen, und alle die Tugenden haben wird, die zur Beglückung eines Volks nothwendig sind.

Die kleineren Propheten nach der Gefangenschaft bieten keine neuen Züge für das Königsbild, das prophetische Hauptbuch aber aus dieser Zeit, Jes. 40—66, giebt zwar die begeistertsten Schilderungen der nun in allernächster Nähe erwarteten guten Zeit, aber der Davidsohn kommt nicht mehr bei ihm vor, überhaupt kein König mehr; sollte doch Jehova König sein, und vollzog er doch das Werk durch Cyrus, gegen den sich aufzulehnen Keinem in den Sinn kam. Der Knecht Jehova's aber, von welchem in diesem Buche so Viel gesprochen wird (besonders auch in dem gewöhnlich auf Christi Leiden

bezogenen Kap. 53), ist keine zukünftige, aber auch keine einzele Person, scheint nur die Gesammtperson des Propheten sein zu sollen, die in Jehova's Dienste und zum Heil des Volkes Viel geduldet, bald aber hohen Lohn zu erwarten hat.

Die herrliche Zeit ist nicht gekommen, die Vertriebenen der zehn Stämme sind nicht, von Juda ist ein kleiner Theil ins Vaterland zurückgekehrt, der König aus dem Hause Davids ist nicht aufgekommen, die fremden Völker sind nicht überwunden, Jerusalem ist nicht der Mittelpunkt des allgemeinen Gottesdienstes geworden, auch der neue Bund den Jeremia für sein Volk erwartete, ist nicht geschlossen worden; die armen Reste der Zurückgekehrten haben noch ein halb Jahrtausend kümmerlich hingebracht, fast immer fremden Herrschern dienend, auch in ihren besten Zeiten ohne Macht noch Glanz, endlich ist Jerusalem gefallen und das Volk zerstreut nach allen Seiten. Wie also? war's ein Wahn, den die Propheten hegten, ein Trugbild das sie haschen wollten, und das ganze Prophetenthum eine Erscheinung ohne Zweck und höhere Bedeutung? Das sei ferne! Freilich wer nur auf die äußerlichen Erfolge sieht, und geistigen Anschauungen sich verschließt, dem kann begegnen, daß der Anblick des wirklichen Sachverhalts ihn irre mache; aber auch Verhüllen desselben kann nicht frommen, es würde doch immer ein Verhüllen der Wahrheit sein; und wenn wir nun der Gemeine predigten, es seien die Verheißungen der Propheten aufs genaueste erfüllt, und darauf wohl gar den Glauben an das Christenthum zu gründen suchten, müßten wir nicht fürchten, wo Einer unsrer Hörer die Propheten läse, und das Geschehene mit dem Geredeten vergliche, daß er uns für falsche Lehrer hielte, wo nicht gar den Glauben selbst verlöre? Nein, gestehen wir offen was die Wahrheit ist: Die Hoffnungen mit denen die Propheten sich und ihre Zeitgenossen trösteten, haben sich nicht erfüllt; aber vergessen wir auch nicht des Segens, welcher dennoch in der Prophetenpredigt liegt! Zuerst schon das: sie trösteten das Volk, und kräftigten es zum Ertragen seines harten Schicksals. Sollte das Volk die hohe Bestimmung die es hatte nicht aufgeben, so war vor Allem nöthig, daß es sich selbst nicht aufgab. Dazu war aber die Versuchung stark, denn wie vertrugen sich die schweren Leiden, die es Jahrhunderte lang drückten, mit der hohen Stellung die es haben sollte? Sollte es

nicht irre werden, so war ihm ein Gesichtspunkt zu eröffnen, der den Widerspruch beseitigte. Und so geschah's. Zuerst, es hat durch seine Sünden das harte Loos verdient, es ist seine eigne Schuld, daß all' das Gute das ihm verheißen ist, nicht kommt; und dann, Gott hat der Zusage nicht vergessen, und wird nicht ermangeln sie zur Wirklichkeit zu führen. Sollte aber diese Aussicht wirklich tröstlich sein, so mußte sie zuerst das Bessere in eine nahe Zukunft legen; denn wen hätte das getröstet, daß Jahrhunderte noch hingehen würden unter gleichen oder größern Leiden als den bisherigen, dann aber werde es besser werden? Nein, bald, bald, das war was es vernehmen mußte, und kam dann auch das Gehoffte nicht, es ist ja das die Art des Menschenlebens, sich durch den Strom der Leiden an der Hoffnungsleine durchzuhelfen, von einem Knoten bis zum andern, bis der letzte gewonnen ist. Aber dann auch, was Trost bringen sollte, mußte innerhalb des Kreises liegen, den das Vorstellen ermessen konnte. Welchen Trost hätte das rohe, im Sinnlichen befangene Volk wohl haben können von der Predigt: zu staatlicher Bedeutung werdet Ihr Euch nie erheben, Unabhängigkeit erwartet nicht; aus Eurer Mitte aber gehn einst geistige Segnungen viel höheren Werthes hervor? Wir fragen nicht, ob die Propheten so denken, sich selbst so trösten konnten, das aber dürfen wir behaupten: das Volk hätte Nichts davon verstanden, kaum darnach hingehört, und keinen Trost darin gefunden. Nun aber — das Wesen fehlte nicht, der herrliche Gedanke des neuen Bundes, der Gedanke der freien Unterthänigkeit unter das ins eigene Wollen aufgenommene Gesetz, und der Gedanke eines von Gott aufzustellenden Vermittlers; aber gehüllt war dieses Wesen in die Form, die Alle fassen konnten. Da begnügte denn wohl Mancher sich mit der Form, sie diente aber doch die Hoffnung auf die Nachwelt fortzupflanzen, die Besseren, die Frömmeren, empfingen das Wesen in der Form, und glaubten sich daran durch's Leben; kam einst was da kommen sollte, so hatte die Form geleistet, wozu sie bestimmt war, es konnte das neue Wesen in der Form sich halten und der immer noch schwachen Zeit empfehlen, so lange die Form es hielt; in der Zeit der Reife brach sie dann von selbst, befreit von ihren Hüllen trat das Bleibende dann hervor, und brachte seinen Segen.

Und es ist gekommen; nicht ein Herrscher auf Davids Thron,

die Völker zu züchtigen und über weite Reiche zu gebieten, nicht ein neuer Bund mit Juda und Israel; Davids Thron ist umgestürzt für immer, Davids Geschlecht verschwunden, das Volk zerstreut um nie zurückzukehren. Aber der Fürst der Geister ist gekommen, der größer als David ist, und hat an seinem Kreuze sich ein Fürstenthum erobert, dessen Grenzen die Grenzen der Erde sind, und Millionen Herzen haben einen Bund mit ihm geschlossen, der der Ewigkeit angehört, den Bund der Liebe und der freien Unterthänigkeit. Auf dem Grunde der Propheten hat sich der neue Bau erhoben; lernen wir die Wege dessen kennen und bewundern, der durch Jahrtausende vorbereitete, was eine so herrliche Vollendung gefunden hat!

10.

Christus.

1. Christus der Erlöser*).

Palmsonntag — der erste Tag der Woche, die man von Alters her die stille, die heilige, auch die Marterwoche nennt; wenige Tage, und allenthalben tönt die Glocke, und in allen christlichen Gemeinen strömen Schaaren von Andächtigen zum Gotteshause, und selbst bei Vielen noch von denen, die sich längst lossagten von der Kirche, ist es doch als ob's ein wenig ernster werden sollte; der **Karfreitag** ist gekommen. Manches Herz, auch das sehr kalt und todt geworden, denkt der Stunden, da beim Gesang: „ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder" heilige Schauer es durchzitterten, oder wie es einst in heißen Thränen mitgesungen: „o Haupt voll Blut und Wunden", es denkt daran, es rafft sich auf, und geht

*) Der folgende Aufsatz erschien zuerst am Palmsonntag 1857, und fand warme Aufnahme. Seiner Bestimmung, den Lesern des Sonntagabend den rechten Standpunkt für die Betrachtung Christi, der nur unter seinem Kreuze gefunden werden kann, zu eröffnen, meinte ich durch keine Form sicherer zu genügen als durch die des stillen Selbstgespräches am Eingange der Leidenswoche, und dachte mir dasselbe von einer Person geführt, welche vom Glauben an Christus abgekommen, Wahrheitsliebe genug besäße, um sich dem Eindrucke nicht zu entziehn, den sie von der großen Thatsache: „Christi Kreuz" empfinge, wenn sie sich hinein vertiefte. Für den gegenwärtigen Wiederabdruck hatte ich nur die Wahl, diese Form ganz beizubehalten oder den Aufsatz ganz bei Seite zu legen. Zu letzterem konnte ich mich nicht entschließen, so mußte ich jenes thun. Ich hoffe der Leser werde keinen Schaden davon haben.

den lang entwöhnten Pfad der Kirche zu. — Werd' ich auch hingehen? — Und wenn ich gehe, was will und was erwarte ich? — Christus am Kreuz, wohin ich mich auch wende, den finde ich, bei Katholiken und bei Evangelischen, in Europa, in Asien, in Amerika, in der alten Christenheit oder in der Missionsgemeine; wie verschieden man ihn selbst betrachte, wie manchfach man sich unterscheide in der Vorstellung von seinem Werk und seinen Gaben, in dem Einen stimmen Alle überein, am Karfreitag dürfe in der Christenkirche Nichts gedacht und Nichts geredet werden als Christus am Kreuz. Es hat eine Zeit gegeben, wo das anders war, die Jugendzeit von Vielen Derer, welche heute leben, eine Zeit wo man auch am Karfreitag von ganz andern Dingen redete; doch sie ist vorüber, wenn nicht überall für Alle, doch im Allgemeinen, und kehrt nicht zurück. Christus am Kreuz, ist er's auch werth daß ich hingehe, von ihm zu hören und an ihn zu denken? Darüber muß ich vorher mit mir einig sein, wo nicht, entweder ich gehe nicht, oder ich gehe, wie man nicht zur Kirche gehen soll; und das will ich heute schon zu werden suchen, am Beginn der Woche, damit wenn nun der Freitag kommt, ich wisse, ob er mir ein gemeiner Freitag bleiben, oder ein theurer, heiliger Freitag werden soll. Aber wen befrag' ich darum? Weiß ich etwa nicht, wie so höchst widersprechende Antworten ich erhalten werde, deren Sonderung und Beurtheilung mir zehnfach größere Mühe machen wird als eigene Erforschung, und durch das Widrige des Streits mich um den Gewinn betrügen, den ich von der Befragung mir versprochen hätte? Weiß ich nicht, daß gerade unter denen welche die Gottesgelehrten heißen wollen, über Christus und sein Werk in diesen achtzehn Jahrhunderten es nie eine wahre Einigkeit, nur dann und wann den Schein einer solchen, durch sehr unerfreuliche Mittel hervorgebracht, gegeben hat? Ich will Niemand befragen als ihn selbst, ihn selbst, wie er durch die Thatsache seines Kreuzestodes zu mir spricht, fest überzeugt, was er in dieser mich erkennen lasse, das sei seine wahrste Rede an jedes für das Vernehmen derselben offen gehaltene Herz, das gebe mir die sicherste, die untrügliche Belehrung über die Bedeutung seines Lebens und seines Todes für mich und für die Menschheit aller Zeiten. Ich kann das um so zuversichtlicher, je zweifelloser die Thatsache vor mir liegt, daß der größte der Apostel

nicht durch fremde menschliche Belehrung, einzig durch das geistige Eindringen in dieselbe Thatsache seines Kreuzestodes der Verkündiger seines Evangeliums geworden ist, den wir in ihm verehren, ja daß in dieser langen Reihe der Jahrhunderte es immer dieser Tod gewesen ist, der all' die Besten und die Edelsten ergriffen, und überwunden, und für die Ewigkeit ihm gewonnen und verbunden hat.

Christus stirbt am Kreuze; will ich über seinen Tod ins Klare kommen, so muß ich mich erstlich fragen, wer der Christus sei, und dann, was seinen Tod auszeichne vor dem Tode andrer Menschen, da er ja doch als Tod nur das gemeinste aller menschlichen Schicksale ist. Wer also Christus sei, das muß mir die Geschichte sagen; die aber sagt: ein Mensch wie ich, in allen Dingen ein Mensch wie ich, nach Leib und Seele und Geist ein Mensch, geboren wie ein Mensch, erwachsen wie ein Mensch, lebend, wahrnehmend, Schmerz und Lust empfindend, auch begehrend, und nach Lust begehrend und den Schmerz verabscheuend wie ein Mensch, nicht minder vorstellend und denkend und erkennend wie ein Mensch; ich denke Alles durch, was die Berichte von ihm melden, und finde an ihm Alles was ich an und in mir selbst wahrnehme, meinem persönlichen Wesen nach, und Nichts was mir nach eben diesem Wesen mangele. Ist er aber was ich bin, so muß ich ihn mit meinem Maße messen; wäre er etwas anderes, ich würde ein anderes Maß an ihn anlegen, oder hätte ich kein anderes, gestehen müssen daß er mir unmeßbar wäre; da er dasselbe ist, so muß ich Alles was ihm begegnet und was er thut, nach denselben Grundsätzen bemessen, die ich für die Beurtheilung menschlicher Begegnisse und Handlungen zu gebrauchen nicht allein gewohnt, sondern durch meine vernünftige Natur genöthigt bin.

Ein Mensch, ein Mensch wie ich, dem Wesen, der Gattung nach. Als solcher ist er was alle Menschen sind, mag Gegenstand der Betrachtung, der Untersuchung, vielleicht auch der Bewunderung sein, Gegenstand des Glaubens ist er nicht. Aber es giebt im Menschen noch Etwas, worin die einzelen Menschen sich gewaltig unterscheiden können, und wornach sich ihre wahre Stellung in Gottes Welt bestimmt. Das ist das Sittliche in ihnen, ihr frei ergriffenes Verhältniß zu der Idee des Guten die in allen, ein ureigenes Besitzthum ihres Geistes, gleichsam eingegraben, und die das unverbrüchliche Ge-

setz der Welt, der heilige Gedanke ist, durch welchen Gott dies große All regiert. Der Mensch kann sie zum einzigen Gesetze seines Lebens machen, und dann ist er heilig, Eins mit Gott in dem worin Geschöpf und Schöpfer Eins sein können, was aber auch das wahre Wesen Gottes ist; aber er kann auch das Gegentheil, kann sich ein anderes Gesetz des Lebens schreiben, das nicht das heilige Gesetz der Welt, nicht Gottes heiliger Gedanke ist, und dann ist er ein Sünder, ist eben so getrennt von Gott, geschieden von dem Wesen Gottes, wie er im ersten Falle Eins mit diesem Wesen ist. Wir Menschen sind, wir müssen es gestehen oder leugnen, Sünder, alle, ohne Ausnahme; ist Christus uns auch darin gleich, dann giebt es keinen Unterschied zwischen ihm und uns, wenn er sich aber darin von uns unterschiede, dann wäre er, obwohl dasselbe was wir alle sind, doch ein ganz Anderer als wir alle sind. Ob aber er das Eine, ob er das Andere sei, kann nur sein Leben offenbaren.

Nun denn, er stirbt. Das Sterben allein ist nicht bemerkenswerth, es ist das allgemeine Schicksal aller Menschen; als Mensch geboren, war er für die Sterblichkeit geboren, ihn unsterblich denken hieße ihn als keinen wahren Menschen denken. Er stirbt am Kreuze. Der Tod am Kreuze ist der Tod der Missethäter. Da ist Eins von Zweien möglich, entweder er ist ein solcher, oder er ist es nicht. Wäre er ein Missethäter, da würde ich entweder im Dünkel eigener Tugend ihn verachten, wohl gar verabscheuen, oder als sittlich Wollender und menschlich Fühlender ihn beklagen, der so tief herabgesunken. Daß er aber kein Missethäter war, das ist so unzweifelhaft beurkundet, daß ich mir das nicht zu beweisen brauche. Unschuldig also, wie man's auszudrücken pflegt, erleidet er den Tod. Auch das aber, ich verberge mir es nicht, ist noch was er gemein mit Vielen hat. Ich muß noch weiter suchen.

Unschuldiger Tod durch fremde Hand ist entweder ein bloßes Leiden oder eine That. Ein bloßes Leiden ist er, wenn der Betroffene entweder ohne sein Vorwissen überfallen und getödtet wird, oder zur Erhaltung seines Lebens alle seine Kräfte aufgewendet hat, endlich aber der Uebermacht unterliegt. In beiden Fällen ist der Tod ein Schicksal, das wider seinen Willen ihm widerfährt, in beiden können wir ihm unser Mitleid, ja selbst hohe Achtung schenken, können sein

Verhalten uns zum Vorbild nehmen, und dergl., weiter aber Nichts. Dagegen seine That ist er, wenn der Gedanke dieses Todes in seiner Seele war, wenn er ihn voraussah und entweder suchte, oder seiner ihm bewußten Annäherung sich nicht entzog. Ein Leiden ist's, wenn unter Mörder gerathen, heldenmüthig kämpfend ich verblute, eine That, wenn Winkelried die Speere des Feindes in seiner Brust begräbt. Ein Tod aber, der meine That ist, ist entweder eine sehr böse oder eine sehr gute That, eine sehr böse, wenn der Tod mein Zweck ist, wenn ich ihn aufsuche, um des Lebens los zu werden, eine sehr gute, wenn ein Gut so hohen Werth in meinen Augen hat, das neben ihm das Leben selber seinen Werth verliert. Ein Gut, d. h. entweder das Gute selbst, oder was zum Wirklichwerden des Guten die Bedingung ist. Der Glücksritter der den Tod der Schlacht sucht, weil's mit ihm zu Ende geht, thut eine sehr böse That, Winkelried eine sehr gute, weil er um den Preis des eignen Lebens das der Eidgenossen und ihre Unabhängigkeit retten will, aber die beste That wird der erst thun, der den hohen Werth des Lebens tief erkennend, es bewußter Weise hingiebt, um den Brüdern Geistesgüter zu erhalten oder zu erwerben. Denn diesem ist das Gute selbst das höchste Gut, hoch genug, um ihm das eigne Selbst, soviel in seiner Macht steht, aufzuopfern. Wie nun Christus? Ist sein Kreuzestod sein Leiden oder seine That? Wäre er nur von seinen Feinden über ihn verhängt, so wäre er sein Leiden, und wir würden sein Geschick beweinen, vielleicht auch von ihm lernen, möglicher Weise ihn bewundern können, weiter aber Nichts. Aber er ist nicht nur sein Leiden, er ist seine That, seine vollbewußte That. Er hat ihn vorausgesehen, wir wissen nicht wie lange, aber ganz gewiß in jenem Augenblicke, als er das gebrochene Brod den Jüngern gab, und sprach: „das ist mein Leib", den Wein darreichte mit den Worten: „das ist meines Bundes Blut", und ist in diesem Bewußtsein an den Ort gegangen, den einzigen wo der Verräther ihm begegnen mußte, und hat Nichts gethan, um diesen Ausgang von sich fern zu halten. Das macht sein Sterben zu seiner That. Aber was er will, ist nicht das Sterben, seiner Seele hat davor gebangt, es hat Augenblicke für ihn gegeben, in denen er ihm gern, sehr gern entgangen wäre, die Geschichte meldet uns nur von zweien, kurz vor seinem letzten Gange (Joh. 12, 27.

und in Gethsemane), und es ist begreiflich, daß je näher ihm das Ereigniß kam, desto stärker sich dies Gefühl zu erkennen gab, aber es kann solcher Augenblicke Mehr gegeben haben. Für wen aber das Sterben nicht selbst Zweck ist, und doch seine That, für den muß es ein Anderes geben, wozu das Sterben sich als Mittel zum Zweck verhält, und was ihm höher als das Leben gilt. Also auch für Christus. Was aber ist's? Es ruht auf ihm eine Nothwendigkeit den Tod zu leiden, der er sich nicht entziehen darf, eine göttliche Nothwendigkeit. Es ist Gottes Wille, daß er diesen Tod erleide, den Willen Gottes aber muß er thun. Er muß, weil er es will. Er will's im Allgemeinen, darum muß er es im Einzelen, und muß es bis zum Tode. Wo die Wahl steht: leben wider Gottes Willen, oder Gottes Willen thun und sterben, giebt es keine Wahl für ihn, was Gott will, will er auch, und unbedingt, denn was ich so entschieden will, daß auch das höchste Erdengut, das Leben, daneben seinen Werth verliert, das will ich unbedingt. Steht's also wirklich so, dann ist dadurch allein Christus ein ganz Anderer als ich und als wir alle. Doch ich muß noch weiter fragen. Wie kann sein Sterben Gottes Wille sein, d. h. wie kann es ihm als Gottes Wille vor's Bewußtsein treten? Verfolge ich die leisen Spuren seines innern Lebens, welche die Geschichte aufbewahrt hat, so zeigt sich mir dieses: Es war in seinem Innersten ihm gewiß, daß nach der großen Ordnung Gottes sich der Endzweck seines Lebens nur durch seinen Tod erreichen lasse. Der Endzweck seines Lebens überhaupt aber kann kein anderer gewesen sein, als der für den er wirkte, gewirkt aber hat er für's Reich Gottes. Das Reich Gottes, nicht wie sein Volk es dachte als ein Weltreich, durch die Macht des Eisens alle Völker überwindend, sondern als das Reich, in welchem Gott regierte, d. h. Gottes heiliger Wille, innerlich erkannt und anerkannt, das frei übernommene Gesetz der ganzen Menschheit wäre, in dessen Erfüllung nicht nur Alle ihre innerliche Seligkeit gewännen, sondern auch das äußere Leben Aller aus einer Hölle sich in einen Himmel umgestaltete. Dies Reich Gottes aber, wie mag's entstehn? Es giebt nur einen Weg, die Aufhebung der Ursache, welche die Menschenwelt schon seit Jahrtausenden zur Hölle macht, und so lange sie besteht, sie nie zum Himmel werden läßt. Die Ursache aber ist die Sünde, die Abkeh-

tung des Geistes von dem Guten, durch welche der Mensch, indem er sich selbst zum Gotte macht, auf der einen Seite sich gegen den allein wahren Gott empört, auf der andern aber seinen Brüdern feindselig entgegentritt, und indem er sich zum Herrn der Erde zu erheben sucht oder auch wohl meint, ein jämmerlicher Knecht ist, erst des eignen Fleisches, dann der Menschen um ihn her, unselig selbst, und was ihm naht unselig machend. Indem also Christus das Reich Gottes gründen wollte, wollte er die Sünde aufheben, die in ihren Ketten Gehaltenen erlösen und befreien; und dafür hatte er gewirkt, dafür manchen Unglimpf über sich genommen, dafür sich beladen mit dem Hasse derer, denen die Finsterniß lieber war als das Licht, dafür litt er nicht sowohl den Tod als war er im Innersten gewiß daß er ihn leiden solle, leiden müsse, und ging in dieser inneren Gewißheit ihm mit festem Schritt entgegen, und schmeckte seine Bitterkeit bis auf den letzten Tropfen. Und sie war groß; ist Sterben überhaupt kein Kinderspiel, so ist unschuldig und gewaltsam Sterben ein hart Geschick, am Kreuze sterben aber eine ungeheure Marter; er aber duldete sie nicht nur, das mußte freilich Jeder den sie traf, er sah sie vor Augen und ging ihr entgegen, er konnte ihr entgehn und unterzog sich ihr, er schmeckte sie im Geiste vor und nahm sie über sich, allein getragen von der göttlichen Gewißheit, so nur werde der Zweck erreicht, nur so erfülle er den Gnadenwillen seines Vaters. Göttliche Gewißheit, sage ich, aber täusche ich mich nicht? Bin ich auch gewiß, daß er sich nicht getäuscht, für Gottes Willen angesehn, was keiner war, in Leidenschaft, in Selbstverblendung sich selbst einen Weg gezeichnet habe, den er ihm von Gott gezeichnet glaubte, ohne daß er's war? Ich kann mir nicht verbergen, daß schon mancher Schwärmer sich ein göttliches Gebot vorspiegelte, wo jeder Besonnene bloße Täuschung sah, schon Mancher für einen Wahn mit eben dem Heldenmuth zum Tode ging, mit welchem er für die Wahrheit ihn erduldet hätte; ich weiß auch wohl, daß es an Solchen nicht gemangelt hat, die ihn der bloßen Tugendschwärmerei beschuldigten, und müßte ich beistimmen, die hohe Kraft zwar würde ich bewundern, die auch in dem Opfer für den Wahn sich offenbarte, aber doch beklagen müssen, daß solch eine Kraft und solch ein Wille für einen Wahn dahin gegeben sei. Aber so steht es nicht, ich habe ein zweifaches Zeugniß, daß er kein Schwär-

mer, daß die Gewißheit welche ihn bewegte eine göttliche Gewißheit war. Das eine ist das Zeugniß seines Lebens. Sein Leben, ich weiß daß wir nur eine mangelhafte, lückenvolle Skizze davon haben, bei weitem nicht ausreichend uns das volle Bild des Mannes zu gewähren, dessen Wesen sich darin offenbarte; aber die Gewißheit kann ich doch auch daraus nehmen: wie Dieser über die Bühne des Lebens ging, so geht kein Schwärmer darüber, die immer gleiche Ruhe, dies unentwegte Vorwärtsschreiten auf dem einen Pfade, der wenn irgend einer, ihn zum Ziele führen mußte, wie es auch aus jenen Ueberresten mir herausleuchtet, ist nicht die Sache eines Träumers, der sich in Einbildungen wiegt, sondern eines Mannes, der da weiß was er will und was er soll, und wie er's kann und soll; und auch das wohl sagt mir eine innere Stimme, der das Wollen habe, das Er in seiner Hingabe zum Tode kund gemacht, der könne nicht in Irrwahn schweben über das, was als Bedingung der Erreichung Gottes Wille sei; das sei möglich, ja nothwendig, daß für Solche die tief unter ihm stehen auf der Tugend Leiter, sein Thun unklug, schwärmerisch erscheine, aber das nicht, daß es Etwas der Art sei. Ich zöge das Erhabene in meinen Staub, wenn ich, wozu ich selbst das Wollen und die Kraft in mir nicht finde, mir dadurch zu erklären suchte, aber in der That vernichtete, daß ich's auf einen Irrwahn gründete. Das aber will ich nicht, demüthig bekennen will ich, an seiner Stelle hätte ich so nicht gethan, nicht aber dadurch mich vergrößern, daß ich Ihn verkleinere. Mein andres Zeugniß ist das der Geschichte. Nicht das der äußeren Erfolge, wie groß auch diese seien; weiß ich doch daß der Erfolg das Gottesgericht nicht ist, als welches er ausposaunt zu werden pflegt, es müßte sonst gar mancher Gottesmann ein Bösewicht, gar mancher Bösewicht ein Gottesmann gewesen sein. Hier gilt's ein Anderes. Als Christus am Kreuze starb, geschah's in dem Bewußtsein, es sei vollbracht. Und es war vollbracht. Was war vollbracht? Die Erlösung von der Sünde? Das konnte er nicht denken, es wäre denn, er hätte weniger von dieser begriffen gehabt als ich. Die Erlösung von der Sünde ist nicht, was ein Anderer durch seine That vollbringen kann, kein Mensch, Gott selber kann nicht schaffen, daß der Sünder kein Sünder sei; das muß der Sünder selbst vollziehen, oder es bleibt ewig unvollzogen. Wie er von Gott sich

abgewandt, so muß er zu Gott zurückkehren, sein vom göttlichen getrenntes Wollen mit demselben einigen; und hat er das ganz gethan, ist Eins mit Gott geworden, wie es Christus war, dann ist er nicht Sünder mehr, er ist ein neues Wesen, nicht seiner äußeren Erscheinung, aber seinem innern Leben nach, ein neues, nicht ein heiliges, denn er war ein Sünder, aber ein geheiligtes, das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden, und Ströme des ewigen Lebens fließen in ihn ein, und fluthen von ihm aus ins allgemeine Leben. Aber das ist ein schweres Werk, wer mag's vollziehn? Wenn ich in mich selbst einblicke, muß ich nicht verzagen? Die Kugel, von einer Kraft getrieben, rollt so lange in gleicher Richtung fort, bis eine stärkere Kraft sie in die entgegengesetzte Richtung treibt. Ist das nicht ein Bild von meinem Leben? Hat nicht die Gewalt der Sünde mich so manches Jahr schon eine Bahn getrieben, die ich als die Bahn des Unheils kenne, die ich hasse, der ich mich entziehen möchte, und vermag's doch nicht? Jenes düstre Bild, das der Apostel aus seiner innersten Erfahrung heraus vom Leben des Sünders macht (Röm. 7), paßt es nicht in allen seinen Zügen auch auf mich? und jener Schmerzensruf mit dem er's abschließt „ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ hat er nicht unzählig oft in meinem Innern nachgeklungen? Aber wie dämpft er ihn? „Ich danke Gott durch Jesum Christum meinen Herrn!“ Durch diesen weiß er sich erlöst, weiß sich als einen neuen Menschen, eine neue Creatur. Ihm ist die Kraft zu Theil geworden, die seinem Leben eine völlig neue Richtung gegeben, die ihn so umgewandelt hat, daß er mit voller Zuversicht bezeugen kann, daß nichts Verdammliches mehr in ihm sei, daß Nichts auf Erden ihn mehr scheiden könne von der Liebe seines Gottes, daß nicht er mehr, sondern Christus in ihm lebe, Christus der Sündlose, der Heilige. Und woher ist sie ihm gekommen? Einzig und allein aus seinem Kreuzestode. Kann sie mir nicht eben daher kommen? Ja sie kann, kann mir, kann allen Menschen daher kommen; sie kann nicht nur, sie ist viel Tausenden daher gekommen, und das ist das Zeugniß, welches die Geschichte von ihm zeugt. Wenn ich ihn am Kreuze sehe, was sehe ich? Mein leibliches Auge einen Menschen, der in harten Qualen einen schmachvollen Tod erduldet, das Auge meines Verstandes einen solchen, der

mir gleich in allen Dingen, für Lust und Schmerz wie ich empfänglich ist; aber meines Geistes Auge schaut den Menschen, welcher Lust und Schmerz vollkommen überwunden, ja für Nichts geachtet hat, wo sich's um Gottes Willen handelte, für den der Wille Gottes, der das Gute ist, so hohen Werth hat, daß nicht Lust und Schmerz nur, daß sein ganzes Dasein ihm daneben verschwunden ist. Er ist's, von dem ich einst gesungen: „Ja Vater, ja von Herzensgrund, leg auf, ich will's gern tragen, mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Thun an deinem Sagen." Und was ich da schaue, das kann Jeder schauen, der nicht seines Geistes Auge frevelnd selbst verblendet. Das aber ist die höchste Schönheit, die namenlose, die unendliche. Ewigkeiten könnt' ich sinnen, und würde keine höhere ersinnen. Diese Schönheit aber, kann ich sie erblicken und nicht lieben? Die mangelhafte Tugend schwacher Brüder zwingt mir Liebe ab, und diese höchste, Lust und Schmerz, ja den Tod überwindende, ja daß ich sie mit ihrem rechten Namen nenne, diese göttliche Schönheit fesselte mich nicht? Nähme mich nicht völlig ihm gefangen, daß ich fürder gar nicht mehr mein eigen wäre, sondern sein, einzig sein in Ewigkeit? Liebe ich ihn aber, so begehre ich nach Vereinigung mit ihm, begehre ich nach Vereinigung mit ihm, da muß ich ja wohl fragen, ob ich sie erlangen könne, erlangen aber kann ich sie nur, wenn ich bin wie er, denn wahre Gemeinschaft ist ja doch nur zwischen Gleichen. Bin ich wie er? Kann ich ihn anblicken und noch meinen es zu sein? Je lebendiger sein Bild sich in mir darstellt, desto tiefer muß das Gefühl des ungeheuren Abstandes in mir werden, der mich von ihm trennt. Nicht nur er so groß und ich so klein, er so stark und ich so schwach, nein er so gut und ich so schlecht, er der Heilige und ich der Sünder, er Eins mit Gott und ich los von Gott, er sich selbst hingebend für den heiligen Zweck Gottes, ich meinem Selbst aufopfernd Gott und alle Welt. Und doch zugleich, je heller ich ihn schaue, desto unauslöschlicher mein Durst nach ihm, desto klarer das Bewußtsein, nicht mehr sein zu können ohne ihn. Muß das nicht die Wirkung haben, daß ich alle meine Kraft dran setze, zu werden was ich nicht bin, gut, rein und heilig so wie er? Ja vielmehr, liebe ich ihn in der That, so liebe ich da doch das höchste Gut, ihn liebend lieb' ich Gott, denn zwischen seinem Wollen und dem Wollen Gottes ist

ja doch kein Unterschied, in Gott aber kann ich doch Nichts lieben als sein Wollen, seine Heiligkeit. Liebe ich aber Gott, liebe ich ihn mit der Inbrunst, welche Christi heilige Schönheit in mir wecken kann, da ist ja die Umkehr in mir eingetreten, welche die Lösung von der Sünde ist; denn das ist die Sünde, daß ich mich selbst liebe und nicht Gott, das die Lösung von der Sünde, daß ich aufhöre mich selbst zu lieben, und alle meine Liebe Gott zuwende. So löst mich Christus von der Sünde, nicht durch Zauberkraft mich ihr entreißend, aber durch die Macht der freisten Liebe mich zu sich, in sich zu Gott herüber ziehend. Aber er thut noch mehr für mich. Ich beginne ihn zu lieben, ihn liebend lieb' ich Gott, Gott liebend bin ich von der Sünde los, das Neue geht für mich an. Wie aber, ist das Alte schon vergangen? Für mein Wollen, ja, aber auch für meine Wirklichkeit, für meine Stellung zu Gott? War ich nicht bisher ein Sünder, war's lange Zeit, und sollte es nicht einen Augenblick gewesen sein? Und daß ich ein Sünder war, war das nicht meine Schuld? und ruht nicht diese Schuld auf mir wie eine Last, die ich von meinen Schultern nicht abwälzen kann? Beladen aber mit solcher Schuld, kann ich mich Gott verbunden wissen, wie ein gutes Kind dem Vater? — Wenn ich Ihn am Kreuze sehe, seh' ich Den, deß Wollen eins war mit dem Willen Gottes. War aber sein Wollen eins mit Gottes Wollen, so war auch jede seiner Thaten eine Gottesthat. Wie er das Bewußtsein hatte, sein Wollen hinzugeben in das Wollen Gottes, so that auch Gott durch Christus Alles was dieser that. Er gab sein Leben für meine Erlösung von der Sünde, so hat Gott ihn darum für mich in den Tod gegeben, daß er mich erlöse von der Sünde. Seinen Tod anschauend schaue ich ihm ins Herz hinein, in seinem Herzen lesend, lese ich im Herzen Gottes. Dort lese ich nur Liebe, so kann auch Gottes Wesen nur Liebe, auch gegen mich den Sünder nur Liebe sein. Liebe gegen den Sünder aber, das ist Gnade, Gnade aber deckt die Schuld des Sünders. An Christi Kreuze lese ich den Losbrief, der auf ewig mich von meiner Schuld entledigt, der mich herstellt in die Reihe seiner lieben Kinder. Umsonst, wiefern ich Nichts geleistet, mir die Gnade zu verdienen — verdiente Gnade würde nicht Gnade sein — aber nicht willkürlich, es ist nicht der Sünder als Sünder, dem die Gnade widerfährt, es ist der gewesene Sünder, der ent-

sündigte, der in der Liebe Christi Geheiligte, in der Liebe Gottes sich tagtäglich Stärkende; die neue Creatur ist eingetreten, da muß das Alte vergangen, Alles neu geworden sein.

Was fehlt mir noch? Mir würde Nichts mehr fehlen, wenn ich selbst Nichts fehlen ließe. Wäre an seinem Anblick meine Liebe so entflammt, daß wirklich Er mein Alles wäre, so hätte in dieser Liebe ich die volle Entsündigung, und auch das volle Bewußtsein von der Gnade Gottes könnte mir nicht fehlen; mein Leben, obwohl die äußere Unvollkommenheit noch darauf lastete, wäre dennoch ein erlöstes Leben, nicht unbedingt, aber doch wesentlich ein seliges. Daran aber fehlt noch viel, matt ist noch meine Liebe, oft fast im Verschwinden, mangelhaft die Tugend, es kämpft noch stets das Fleisch in mir, und ringt, dem Geiste den Sieg zu entreißen, und — ich darf mir's nicht verbergen — entreißt ihn heut in diesem, morgen in jenem Stücke. Jedes Ermatten meiner Liebe aber lockert die Vereinigung mit ihm, indem's mich ihm unähnlich macht, jeder Schritt um den ich mich von ihm entferne, entfernt mich auch von Gott, verdunkelt mein Bewußtsein seines Wesens und meines Verhältnisses zu ihm, ja dies Verhältniß selbst, das nur in meiner Liebe ruht, jeder Sieg des Fleisches stellt mich wieder als den Sünder Gott als meinem Richter gegenüber; es giebt noch Augenblicke, die mich dem Verzagen nahe bringen. Aber gelobt sei Gott, der mir auch dafür Hülfe reicht in Christus dem Gekreuzigten. Ich kann an Christus glauben, d. h. den Gedanken seines heiligen Wesens so in mich aufnehmen, daß er mein eigener Gedanke wird, ich kann in seinem Tode Gottes Gnade immer neu erfassen, in seinem heiligen Leben fort und fort mich spiegeln, und zugleich das Unterpfand hinnehmen, daß wie Er gewesen ich sein solle und sein könne, wenn ich mich an ihn anschließe, der ja auch gewesen was ich bin, und doch der Heilige geblieben. Und das alles kann ich Tag für Tag, kann's jeden Augenblick, und so oft ich's thue, wird der Nebel schwinden, der mir Gott verbirgt, das Sonnenlicht der Gnade wird neu über meiner Seele aufgehn, das Gefühl der Kindschaft sich erneuern, das der Schuld und der Entfremdung sich verlieren, und in der Zuversicht, daß mir das göttliche Leben nicht entgehen könne, wird mein Leben, ob auch in Unvollkommenheit, ein selig Leben werden.

Nun weiß ich, wer Christus ist, und was ich an ihm habe. Er ist der Mensch, der einzige der in allen Verhältnissen und Schranken irdischen Menschenlebens stehend wie ich selbst und alle meine Brüder, sich dadurch von uns allen unterscheidet, daß er allein Eins ist mit Gott, in seinem ganzen Wollen Gottes wahres Ebenbild, der Heilige Gottes in vollkommener menschlicher Wesenheit. Weiß ich das wirklich? Nein, wissen kann das kein Mensch, denn es gehört dem innersten Heiligthume des Geistlebens an, aber glauben kann ich dem, d. h. nachdem in seiner Hingabe zum Kreuzestode ich sein heiliges Wollen einmal angeschaut, und meine Liebe sich an der Glut der seinigen entzündet hat, ist geistige Nothwendigkeit für mich, das gleiche Wollen zu denken in jedem Augenblicke seines Daseins von Bethlehems Krippe bis zu dem Augenblicke, da er seinen Geist in die Hände seines Gottes, der sein Vater war, befahl. Beweisen kann mir's Niemand, und Niemand fordere den Beweis von mir, ich würde ihn nicht leisten können; aber von seinem Kreuze geht ein Strom des Lichtes über sein ganzes Leben hin, der mir unmöglich macht das Gegentheil zu denken. Ich vernichtete mich selbst, wenn ich ihn nicht dächte als den Heiligen. So glaube ich an ihn. Und weil ich so, in diesem Sinne an ihn glaube, glaube ich auch an ihn als den Erlöser von der Sünde. Denn ich habe an ihm was ich mit unauslöschlicher Liebe lieben kann, ich habe in seinem Kreuzestode die vollkommene Offenbarung Dessen, dessen Wesen Liebe, und darum auch die ewige Gnade ist, ich habe Den gefunden, mit dem ich Eins werden kann, und in der Vereinigung mit ihm Eins mit Gott; Eins mit Gott werden aber, das heißt erlöst werden von der Sünde.

Und wenn nun der Karfreitag kommt, werde ich zur Kirche gehen? Ja ich werde, werde hingehn mit den Schaaren der Gläubigen, nicht um eine Todtenklage zu vernehmen oder anzustellen, sondern um von neuem als Wiedergefundener, frei Wiederkehrender mich dem hinzugeben, an den ich glaube, den ich liebe, den Heiligen, den Sohn der ewigen Liebe, den Erlöser.

Ach daß ich dich so spät erkennet,
Du hochgelobte Schönheit du!
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Gut und wahre Ruh!

Es ist mir leid, ich bin betrübt,
Daß ich so spät geliebt.

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier;
Ich will dich lieben mit dem Werke,
Mit immerwährender Begier;
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis einst das Herz mir bricht.

(Kirchenlied).

11.
Christus.

---

2. Christi Leben auf Erden.

Wenn du, mein Leser, durch eine einigermaßen ausgedehnte Landschaft wandertest, von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, jeden sehenswerthen Punkt besichtigend, von jedem die genauste Kenntniß nehmend, so würdest du allerdings, wenn du am letzten Punkte angekommen wärest, alles Einzele gesehen, von allem auch wohl eine Kenntniß dir erworben haben, aber erstlich hättest du doch ein jedes nur so gesehn, wie dir's die Umstände gestattet hätten, Einiges bei hellem Himmel im Sonnenschein, Anderes bei wolkenbedeckter Luft, dies im Reize des Morgenthaus, und jenes bei Abenddämmerschein, hier Etwas bei fröhlichem, dort Anderes bei umdüstertem Gemüth, Manches bei frischer Kraft, aber Manches auch in den Stunden der Ermüdung; und wie großen Einfluß alles dies auf die Vorstellung habe, die wir von den Dingen fassen, wie so höchst verschieden derselbe Gegenstand sich unter solchen Einflüssen dem Gemüth einpräge, das weiß Jeder, der irgend einmal auf Reisen gewesen ist. Sodann aber, alle einzelen Theile der Landschaft wirst du dann gesehen haben, auch wohl kennen mehr oder weniger, aber das Ganze nicht, das zwar besteht aus allen seinen Theilen, aber doch nicht diese Theile ist. Ein vollkommneres Wesen mag in seinen Theilen auch das Ganze erfassen, unter den Menschen ist es wenigen gegeben oder keinem; es wäre sehr leicht möglich, daß auch bei der vollsten Kunde alles Einzelen doch das Ganze der durchwanderten Landschaft dir noch

unbekannt, oder deine Vorstellung davon in mancher Beziehung irrig wäre. Dagegen, wenn ein Berg im Lande wäre, hoch genug und gut genug gelegen, um das ganze Land mit einem Blick zu überschauen, und du stiegest auf den Berg, da würdest du nicht nur alles Einzele in der gleichen Stimmung und unter der gleichen Beleuchtung sehen, du würdest auch das Ganze übersehen und von ihm als Ganzem ein Bewußtsein gewinnen, wie jene Wanderung dir niemals geben konnte; und wenn du dann das Einzele betrachten gingest, würdest du dasselbe richtig zu würdigen und in seinem Verhältnisse zum Ganzen aufzufassen vermögend sein. — So mit dem Leben unsers Herrn. Die Einzelheiten desselben berichten uns die Evangelien; freilich nur einen sehr kleinen Theil, um so kleiner als ja doch die ersten drei fast ganz das Nemliche erzählen, obwohl auch, wenn ein jedes einen besondern Stoff darböte, noch Alles daran fehlen würde, den gesammten Inhalt seines reichen Lebens zu erschöpfen; indeß noch immer des zu Betrachtenden einen reichen Schatz. Würde nun Jemand, der ihn noch gar nicht kennte, ihn dadurch zu erkennen suchen, daß er in diesen Schriften das Einzele durchginge, wie es da zu finden ist, eins nach dem andern lesend und einprägend, bis er bei der letzten Erzählung angekommen wäre, des Schönen und Herrlichen würde er da Viel vernehmen, aber Christum erkennen würd' er nicht. Das Einzele, selbst schon — wie nicht anders möglich — nur ein mattes Spiegelbild ursprünglicher Herrlichkeit, würde er so zum Bewußtsein bringen, wie er jedesmal dafür empfänglich wäre, im Lichte oder Schatten seines jeweiligen Gemüthszustands, der ganze Christus würde — vielleicht mit seltenen Ausnahmen — sich ihm auf diesem Wege schwerlich offenbaren, ja es ist Gefahr, daß er an Manchem was er läse Anstoß nähme, sich's nicht zurecht zu legen wüßte, und am Ende fern von Christus bliebe. Es mangelte ihm von vorn herein der Mittelpunkt, von welchem aus sein Leben betrachtet werden muß, die lichte Höhe, auf der er ein Gesammtbild seines Wesens empfangen würde, der Lichtstrahl der das Ganze dieses einzigen Lebens beleuchten muß. Der Punkt liegt nirgends als auf Golgatha, der Hügel seines Kreuzes, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, ist die Höhe wo seine ganze Herrlichkeit sich uns offenbart, die Lichtstrahlen die von diesem Hügel sich ergießen, sind es, von denen jeder Augenblick seines

Lebens das rechte Licht empfängt, die Flamme, die sich dort entzündet, kann und muß in unsern Herzen leuchten, so oft wir uns mit ihm beschäftigen. Haben wir dort sein heiliges Bild geschaut, und tief und bleibend in uns aufgenommen, dann verstehn wir ihn in allem was er thut und was er redet, dann haben wir, woran wir alles messen können, dann vermögen wir uns jeden anscheinenden Mißton in den reinsten Einklang aufzulösen. Darum, wo den Heiden der Herr verkündigt wird, ist nicht das der Anfang, ihnen die Geschichte seines Lebens vorzutragen, Stück für Stück, von der Stunde der Geburt bis zu der des letzten Abschieds, Christus am Kreuz ist's, welchen Paulus predigte, Christus am Kreuze, den die Heidenboten heute verkündigen, der Heilige Gottes, der aus Liebe zu den Sündern am Holze des Fluches stirbt, und haben sie den erkannt, und hat an dieser Predigt sich ihr Herz entflammt, dann giebt man ihnen das Geschichtbuch in die Hand, sich über das Erdenwallen des Heiligen des Näheren zu unterrichten. Darum habe ich auch dich, mein Leser, zuerst den Kreuzeshügel hinauf geführt (Nr. 10.), damit ich um so freudiger dich auffordern könnte, deinen Erlöser auf dem Pfade seines Erdenlebens zu begleiten.

Diesen Weg auf diesen Blättern dich zu führen ist nun freilich meine Absicht nicht, es fehlte darin der Raum, auch mir, ich schäme mich nicht es zu gestehn, die Fähigkeit — denn es ist kein leichtes Werk —; ich weise vielmehr dich einzig auf die Berichte hin, doch einige Winke auf den Weg dir mitzugeben, meine ich, könne dir nur nützlich sein. Und das soll jetzt geschehn.

Wovon ich ausgehe ist dieses, du habest in seinem Tode den Herrn erkannt, erkannt als den Heiligen, als welchen dein Glaube ihn festhalten muß, damit er dein Erlöser werden könne, als das Herz voll Liebe, in dem Gottes Liebe, das Wesen Gottes als die Liebe, sich in voller Reinheit spiegelte, als den reinen Willen, an dem jeder Reiz zur Sünde abgleiten mußte, auch der leiseste Rost der Schuld nicht haften konnte. Wäre er dir das noch nicht, da thätest du besser, die Evangelien auf so lange wieder wegzulegen, bis er durch Gottes Gnade und das Wort der Predigt dir's geworden wäre. Ist er's aber, dann muß auch das dir klar sein, daß jedes seiner Worte und jede seiner Thaten ein getreuer Abdruck dieser seiner innern Herrlichkeit sein

müsse. Weshalb ist das Reden und das Thun der Menschen ein so täuschender Spiegel ihres innern Wesens, daß wir Viel von ihnen sehn und hören können, und doch selten wissen, woran wir mit ihnen sind? Weil die Sünde in ihren Herzen es dazu nicht kommen läßt, weil sie heute so und morgen so sein müssen, wie eben die böse Lust sie treibt, und jeden Augenblick zu hüten haben, daß die unheiligen Gedanken ihrer Herzen sich nicht offenbaren. Wer immer nur das Rechte dächte und das Gute wollte, würde in allem seinem Reden und seinem Thun derselbe sein, und niemals und vor Niemand Etwas zu verbergen haben. Was also Christus, der Heilige, denkt, das redet er, und wie er's redet, so hat er's gedacht, und was er thut, das ist der lautere Ausdruck seiner innersten Gedanken. So muß jedes seiner Worte ein heiliger Gedanke, in vollkommener Uebereinstimmung mit den ewigen, dem Geiste des Menschen unauslöschlich eingeprägten Gesetzen des Guten, jede seiner Handlungen ein Spiegelbild des einen heiligen Gedankens sein, für den er lebte und für den er starb, eine Predigt gleichsam von der Liebe welche die sündige Welt erlösen will, so weit sie nach den jedesmaligen Umständen das sein kann. Und diese Ueberzeugung ist nun das was ich zur Lesung der Berichte von seinem Leben mitzubringen, ist der Maßstab, den ich an Alles was ich von ihm lese anzulegen habe. Und wo ich Etwas fände, das ernst und gründlich angesehen, dieser Regel nicht entspräche, ich würde unbedingt aussprechen, er habe das nicht geredet oder gethan, oder doch nicht so wie da berichtet sei. Denn wenn ich es annehmen wollte, so würde das ein Makel in dem heiligen Bilde sein, das ich mir um keinen Preis der Welt entstellen lassen kann. Wie aber? kann dergleichen in unsern Evangelien berichtet sein? Und habe ich ein Recht mich über sie zum Meister aufzuwerfen? Ich antworte: um Christus völlig zu begreifen, muß man nicht nur Ohrenzeuge seiner Worte, Augenzeuge seiner Thaten, man muß selbst wie Christus sein, so heilig und so sündenrein wie er. Denn wer das nicht ist, der wird Manches ganz oder zur Hälfte mißverstehn, Alles nur so wiedergeben können, wie sich's im eignen sündigen Herzen abgespiegelt hat, also der ursprünglichen Herrlichkeit ohne es zu wissen und zu ahnen mehr oder weniger von der eigenen Mangelhaftigkeit aufprägen. Meldet er es dann an Andere, und diese wieder an Andere, so wird bei jedem

Uebergange von dem Einen zum Andern irgend Etwas von jener Herrlichkeit verloren gehn, an dessen Stelle sich etwas menschlich Unvollkommenes anheftet; Gedächtnißfehler kommen wohl hinzu, und so kann leicht geschehen, daß ehe es zum Niederschreiben kommt, was aus Seinem Geiste in unbedingter Reinheit entquollen war, in mehr als einer Beziehung ein Anderes geworden ist. Nun, die mit Jesu lebten, die ihn reden hörten und handeln sahen, und nicht nur die stets wechselnden Umgebungen, auch die dem engsten Jüngerkreise angehörenden, wie Christus war, war Keiner unter ihnen, sündige Menschen waren alle, also auch dem Irrthum, dem Mißverstehen und Mißdeuten des Gesehenen und Gehörten unterworfen, und das sind sie geblieben solange als sie lebten. Aus ihren Erzählungen aber, zum Theil erst wie sie durch die zweite, dritte Hand gegangen, sind unsre Evangelien entstanden. Da muß die Möglichkeit vor Augen liegen, daß Einzeles darin erscheine, was vor der Niederschrift von dem Gepräge das der Herr ihm aufgedrückt mehr oder weniger verloren, dagegen in sich aufgenommen hatte, was Seinem heiligen Sinne widersprach, aber von den Erzählern doch in guter Treue so berichtet wurde, wie sie es vernommen hatten. Ist aber diese Möglichkeit unleugbar, so muß auch unsre Berechtigung vor Augen liegen, an Alles und Jedes den vorhin erkannten Maßstab anzulegen, damit sich unserm Christusbilde Nichts anlegen könne, was dessen heilige Schönheit stört. Damit maßen wir uns nicht an, was uns nicht gebührt, denn wir bedenken, erstlich daß Jene nur erzählen konnten was sie hatten, und nur so erzählen wie sie's hatten, und dann daß sehr ein Anderes ist, im Einzelen Erzählertreue üben, und ein Anderes, mit Christi Bild im Herzen das betrachten was von ihm gemeldet ist. Daß aber unsre Evangelien Einiges der Art enthalten, Worte die er nicht so geredet, Handlungen die er nicht so vollzogen haben kann, das hat man von jeher erkannt, im Alterthum der Kirche wie in der neuesten Zeit, und falsch ist die Behauptung Derer welche sagen, daß nur der Unglaube dergleichen finde, der Glaube Alles in Einfalt so annehme, wie es zu lesen sei. Nein der Glaube ist's, der Anstoß daran nimmt, und jederzeit genommen hat, der Glaube an Christus den Heiligen, der durch Nichts, und ob es in der Bibel stände, von seiner Heiligkeit sich das Mindeste rauben läßt. Und derselbe Glaube ist's

gewesen in aller Zeit, der nicht nur Anstoß daran nahm, der ihn auch zu entfernen suchte, nur nicht immer in gleicher Art. Manchmal ist er von der Art, daß er bei tieferem Eingehn in den Sinn des Dargebotenen von selbst verschwindet, dann muß natürlich dies geschehen, und wer's nicht selbst vermag, erhole sich Raths bei Denen die's vermögen. Manchmal läßt der Anstoß durch Vergleichung der verschiedenen Erzählungen sich entfernen, wenn etwa die eine erläuternde Züge bietet, die in der andern ausgelassen waren, und dann wird dieser Weg einzuschlagen sein. Einiges ist aber auch, wo weder dies noch jenes gelingen will; in diesem Falle helfen sich die Meisten damit, daß sie erdichten, was nirgends geschrieben steht, aber besser wirst du thun, dich dessen zu enthalten, einfach zu gestehen, so könnest du deinen theuern Herrn nicht redend oder handelnd denken, wie er aber wirklich gethan, das zu erkennen, maßest du dir nicht an. Was ich hier kurz dargestellt, das sollen Beispiele erläutern. Ein Beispiel von der ersten Art ist das was unten über Joh. 9, 39—41. gegeben werden wird (Nr. 17.). Zur zweiten Klasse gehört die Erzählung, daß Jesus als seine Mutter und seine Brüder mit ihm sprechen wollen, auf seine Jünger deutend mit den Worten: siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder u. s. w. nicht nur sie abzuweisen, sondern sich auch von ihnen förmlich loszusagen scheint. Wer das Matth. 12, 46—50. zum ersten Male las, wird sich wohl jederzeit daran gestoßen haben, denn mochte auch der Herr durch seine Berufsthätigkeit im Augenblick den Seinigen zu willfahren behindert sein — was in der Erzählung nicht einmal so erscheint —, so genügte doch vollkommen, sie zur Geduld zu weisen, diese Worte aber geben den Schein, als erkenne er sie nicht mehr als die Seinen an, wolle die natürlichen und sittlichen Bande, durch die er mit ihnen zusammenhängt, zerreißen; und da wird jeder sittliche Mensch, geschweige jede Mutter fühlen, welche Härte darin liegen würde. Vergleichen wir aber damit den Bericht bei Markus (3, 21. 31 ff.), so stellt sich die Sache anders. Da lesen wir daß seine Angehörigen (das ist der wahre Sinn V. 21) Anstalten machten sich seiner zu bemächtigen, weil sie meinten, daß er wahnsinnig geworden wäre. Wenn sie daher nach einiger Zeit zu ihm schicken und ihn rufen lassen, so mag das immerhin in guter Meinung geschehen sein, aber schon daß die welche ihn am be-

sten begreifen mußten, seine Thätigkeit nur aus Wahnsinn zu erklären wissen, ist Beweis genug, wie fern sie ihm in geistiger Beziehung stehn. Ihre Absicht aber ihn derselben zu entreißen und mit sich fortzuführen, muß er vereiteln. Unter solchen Umständen, da von ihrer Seite, die zumeist an seinem Munde hangen sollten, das Naturband geistig schon zerrissen ist, wird die Antwort schon nicht mehr auffällig sein.

Ein zweites Beispiel gleicher Gattung ist die sogenannte Entlarvung des Verräthers. Jesu Verhältniß zu Judas hat überhaupt seine Dunkelheit, die jedoch zumeist verschwindet, wenn man nur nicht annimmt daß Judas von vorn herein ein grundverdorbner Mensch, Jesus aber allwissend gewesen sei; zu Beidem aber fehlt der Grund. Doch halten wir uns dabei nicht auf, sondern eilen sogleich dem eigentlichen Punkte zu. Bei der letzten Mahlzeit hat Judas den Gedanken des Verraths bereits gefaßt, nach den drei Ersten auch bereits den schnöden Handel abgeschlossen, jedenfalls aber hat er noch die Freiheit die That auszuführen oder nicht. Jesus weiß mit was er umgeht. Was erwarten wir nun da von Dem der gekommen war zu suchen und zu erretten was verloren war? Gewiß nur dieses, daß er sich Mühe gab ihn von dem bösen Wege abzubringen, ihm zur Besinnung und zur Buße zu verhelfen. Wenn wir nun da lesen, er habe, betrübt im Geist, gesagt: Einer unter Euch wird mich verrathen, so meinen wir gewiß, er schicke sich zum letzten Versuche sein Gewissen zu erwecken an. Wenn's aber dann bei Johannes weiter heißt, Einer der Jünger habe ihn gefragt: Herr wer ist es? Jesus ihm erwiedert: der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe, hierauf einen Bissen eingetaucht und Judas dargereicht: so erkennen wir darin Jesum den Retter der Sünder nicht. Denn das fühlt jedes Herz, daß eine Handlung die ihn in solcher Weise bloßstellt vor den Andern, der Weg nicht ist, den schon Verlornen wieder zu gewinnen, daß sie vielmehr, indem sie seine Schande aufdeckt, und ihn dem Zorne der Genossen Preis giebt, gleichsam die Brücke für die Umkehr abbricht, und ihn, auch wenn er etwa bis dahin noch schwankte, unwiederbringlich forttreibt dem Verderben zu. Von Herzen froh sind wir daher, bei Markus eine Darstellung zu finden, wodurch die Sache eine wesentlich andere Gestalt gewinnt. Da sagt der Herr zwar auch: Einer unter

Euch, der mit mir ißt, wird mich verrathen; als aber die erstaunten Jünger ihn befragen, welchem von ihnen er einen Vorsatz zutraue, dessen außer dem Einen Keiner sich bewußt ist, ja den Keiner für möglich hält, da nennt er keinen Namen, thut auch Nichts was dienen könne, zu errathen wen er meine, sondern wiederholt nur: Einer aus den Zwölfen, der mit mir in die Schüssel taucht. Er wiederholt das, sage ich, denn mit ihm essen und mit ihm in die Schüssel tauchen sind verschiedene Ausdrücke für die gleiche Sache, für das Verhältniß der Tischgenossenschaft. Wer aber irgend weiß, wie heilig dem Morgenländer diese ist, wie er für ein schweres Verbrechen ansieht, den zu verrathen, mit dem er zu Tische gesessen hat, der wird empfinden, wie tief diese Rede dem Verräther, ohne ihn zu entlarven, ins Herz einschneiden, wie eindringlich ihn ermahnen mußte, doch noch jetzt im letzten Augenblicke abzustehn, in sich zu gehn, und ein Neues anzufangen. Und eben dahin zielt die unmittelbar nachfolgende Wehklage über den Unglücklichen, der solche Wege gehe. Darin erkennen wir unsern Herrn, der in der schonendsten Weise die noch möglich ist, ihm seine Sünde vorhält und den Weg zur Rückkehr offen hält. Darum nehmen wir dies für den wahren Hergang an, die andre Erklärung aber erklären wir uns aus einem Mißverständnisse des Ausdrucks: in die Schüssel tauchen. Wenn darnach, wie Matthäus meldet, Judas durch die Frage: bin ich's? sich selbst verräth, so zeigt er damit nur, daß er bereits unrettbar ist, und da ist Jesu Wort, du sagst es, ganz am rechten Orte.

Als Beispiel der dritten Gattung bezeichne ich die Erzählung die wir Matth. 8, 21 f. Luk. 9, 59 f. lesen. Jesus fordert einen von denen, die schon seine Jünger sind —, nicht von den Zwölfen, wofür gar Nichts spricht, sondern aus dem weiteren Kreise Derer, deren eine große Zahl gewesen sein mag, die sich vorübergehend zu ihm hielten, um von ihm zu lernen — einen Solchen also fordert er auf ihm nachzufolgen d. h. in seine beständige Begleitung einzutreten. Der Aufgeforderte weigert sich dessen nicht, ist vielmehr bereit zu folgen. Nur um einen Aufschub bittet er. Der Herr möge ihm erlauben, daß er zuvor hingehe und seinen Vater begrabe. Nicht darum bittet er, daß er warten dürfe, bis — früher oder später — sein Vater gestorben sei, damit er ihn alsdann begraben möge; das könnte

dann vielleicht nach Jahren erst erfolgen, und eine solche Bitte wäre weiter Nichts als eine schlecht versteckte Weigerung der Nachfolge, die freilich Jesum lehren müßte, daß dieser nicht geschickt sei zum Reiche Gottes. Nein, nur hingehn will er, um den Vater zu begraben, dieser also ist bereits gestorben, der Aufschub also kann nur sehr kurz sein, zumal da man im heißen Palästina am Todestage selbst begrub; den Vater zu begraben ist nicht nur eine Pflicht, der sich kein guter Sohn entziehen wird, sondern galt auch im jüdischen Volke als eine solche, der sich keiner ohne schwere Verschuldung entziehen könne; die Verzögerung der Nachfolge aber um höchstens einen Tag, um in der Zwischenzeit sich einer heiligen Pflicht zu entledigen, konnte weder dem Reiche Gottes noch dem geistlichen Leben des Aufgeforderten irgend welchen Nachtheil bringen. Nun aber lesen wir als Erwiederung auf seine Bitte: laß die Todten ihre Todten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes. Fragen wir nach dem Sinne dieser Worte, so ist klar daß eigentlich verstanden sie die Anweisung enthalten würden, dem verstorbenen Vater das Begräbniß zu entziehen, denn wirklich Todte können andere Todte nicht begraben, ja es läge etwas Höhnendes darin, wodurch das Gefühl des trauernden Sohnes nur verwundet werden könnte. Wollten wir aber auch die Todten das erste Mal uneigentlich verstehn, etwa von Solchen denen das geistliche Leben mangele, das würde doch auch dann noch bleiben, daß er das Begraben seines Vaters Andern, Fremden, überlassen und ohne sich darum zu kümmern hingehn und das Gottesreich verkünden solle. Da wollen wir nicht fragen, ob er, der eben erst in Jesu engerm Jüngerkreis eintretende, dessen fähig war; aber der Frage können wir nicht wehren, ob wir mit dem heiligen Christusbilde welches wir im Herzen tragen, einen solchen Bescheid vereinbar finden können, eine solche Verletzung aller kindlichen Gefühle ohne allen Grund? Das wissen wir recht wohl, daß dem Reiche Gottes alles andere, auch die natürlichen Gefühle weichen müssen, sobald die Wahl steht, es entweder zu gewinnen oder zu verlieren; aber, wie wir schon gesehen haben, diese Wahl fand hier nicht Statt, wo Nichts verloren wurde, wenn der Sohn dem Zuge seines Herzens und der allgemeinen Sitte folgte. Wie urtheilst du nun da, mein Leser? Ich urtheile so: In diesem Sinne gesprochen haben kann der Christus

unsers Glaubens nicht, also entweder Nichts der Art, oder in anderm Sinne und bei anderer Veranlassung. Jenes zu denken gestattet mir die Eigenthümlichkeit des Ausspruchs nicht, der wenn er nicht gethan war, sicher nicht erfunden wurde; so nehme ich dieses an. Jesus hat den Satz: die Todten mögen ihre Todten begraben, bei irgend einer Veranlassung, und dann gewiß vollkommen passend und in voller Uebereinstimmung mit seinem ganzen Wesen ausgesprochen; der Ausspruch selbst war aufbehalten worden, die Veranlassung, was leicht geschehen konnte, in Vergessenheit gerathen. Ihn weiter zu erzählen ohne Angabe der Veranlassung war nicht wohl möglich; so bildete sich aus seinem Inhalte heraus die Vorstellung von einer solchen, die freilich nicht die rechte war, doch ihm gleichsam zur Stütze dienen konnte, und für die rechte galt, und mit dieser ist er aufgezeichnet worden. So müssen wir uns allerdings bescheiden, den wahren Sinn, der ohne Kenntniß der Umstände sich nicht erkennen läßt, nicht mehr zu kennen, doch ist das weit eher zu ertragen als wenn wir einen Gedanken und ein Verfahren bei ihm annehmen müßten, das mit seiner Liebe und Heiligkeit sich nicht vertrüge.

Den gegebenen Beispielen ließen sich leicht noch einige beifügen, doch können diese dich belehren, was du, mein Leser, thun sollst. Das Erste also sei: begieb dich an die Lesung der Geschichte Jesu erst, wenn durch die Verkündigung von seinem T o d e du zum G l a u b e n an ihn gekommen bist; und wenn du dich daran begiebst, nimm deinen Glauben als die Leuchte mit hinzu, in deren Scheine du Alles zu betrachten hast. Dann wirst du in dem Meisten was erzählt wird, Ihn erkennen wie du ihn glaubst und wie er ist; wenn aber ein Anstoß kommt, so wirst du wissen, wie du ihn lösen sollst, kannst du aber keine Lösung finden, so wirst du freien Geist genug besitzen, lieber fahren zu lassen, was du nicht zu lösen weißt, als von Seiner Herrlichkeit auch nur das Kleinste hinzugeben. So lies in Gottes Namen, lies oft und viel, der Segen bleibt nicht aus.

12.

Jesus und die Sünderin.

Luk. 7, 36 – 50.

Der Evangelist führt uns hier in ein Ereigniß ein, von dem ich nicht weiß, ob in allen Evangelien sich noch ein zweites findet, eben so geeignet uns den Herrn zu offenbaren wie in seiner Weisheit so in seiner Sünderliebe. Der Schauplatz ist in einer uns unbekannten Stadt, und zwar im Hause eines Pharisäers der ihn zu Tische geladen hat. Auch dieser ist uns unbekannt. Pharisäer ist er; müßten wir nun alle Pharisäer als Heuchler und feindselig gegen Jesum denken, so müßte auch seine Einladung aus Heuchelei und böser Absicht — etwa um ihn auszuforschen — hervor gegangen sein. Aber so verhält sich's nicht. Die Pharisäer freilich, die in den Evangelien handelnd auftreten, sind Jesu Gegner, und verdienen auch gewiß die Anklagen die er über sie verhängt; aber die Secte der Pharisäer war sehr zahlreich, und belief sich auf viele Tausende, unter diesen aber kann gar manche redliche Seele, auch mancher für die Wahrheit Jesu sehr empfängliche Geist gewesen sein (vgl. Nr. 13.), und immer haben wir das festzuhalten, daß wir bei Jedem, auch dem Fremdesten, die Annahme redlichen Sinnes auf so lange festzuhalten haben, bis das Gegentheil erwiesen ist. Das aber ist hier nicht der Fall. Aus dem was nachfolgt können wir nur Zweierlei entnehmen, erstlich daß er freilich nicht daran denkt, den Eintritt Jesu in sein Haus als eine Wohlthat anzusehn, aus der ihm großer Segen kommen könne, etwa wie Zachäus in Jericho (Luk. 10, 1—10), oder jene beiden Schwe-

stern, von denen gleichfalls Lukas meldet (10, 38 ff.), wie sie ihn mit Freuden aufgenommen, die eine unverwandt an seinem Munde hangend, die andere ihm dienend über ihre Kräfte; im Gegentheil, es scheint er habe gemeint ihm eine Ehre, oder gar wohl eine Wohlthat zu erzeigen, indem er ihn bewirthete. Die rechte Stellung ist das freilich nicht, aber es kommt auch aus Jesu Munde kein solch Zeugniß, weder daß seinem Hause Heil widerfahren sei, noch er habe wie Maria das gute Theil erwählet, das nicht von ihm genommen werden solle. Das Zweite ist, daß er in jenem Dünkel befangen ist, dem sich das Herz des Menschen überhaupt so gern, am leichtesten aber unter dem Stabe des Gesetzes hingiebt. Was das Gesetz bei seinen Untergebenen bewirken soll, Erkenntniß der Sünde, die ihn zum Erlöser treibe, das bewirkt es in der Regel nicht, die Sünde weiß vielmehr das gerade Gegentheil herbei zu führen. Da giebt's Verbote, Verbote grober Laster, die ich ohne Mühe meide, flugs ist die Sünde da, und überredet mich, ich sei tugendhaft, und wenn dann Andere neben mir sie übertreten, sofort veracht' ich sie. Da sind Gebote, Gebote äußerlicher Werke, Gaben und Leistungen. Viele entziehen sich, ich leiste das Gebotene, ja ich beobachte eine gewisse Treue und Aengstlichkeit, ja Nichts zu unterlassen. Bald hat die Sünde in mir ein Verdienst daraus gemacht, mit dem ich mich den Andern gegenüber spreitze, ja vor Gott hintrete, und spreche: gieb mir nun den Lohn. Ein solcher Mann scheint unser Simon wohl zu sein, ein gerechter Mann, der den Sabbat hält, nicht tödtet, nicht ehebricht, nicht stiehlt, seine Gaben an den Tempel pünktlich leistet u. dgl., und der sich nun berechtigt glaubt, die Andern zu verachten welche anders thun, ist doch er gerecht, sie aber Sünder. Doch Hauptperson in der Erzählung ist er nicht. Die ist das Weib.

Ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin. Wer sie gewesen, ist unbekannt, wahrscheinlich hat auch der Evangelist nicht Mehr von ihr gewußt als er erzählt. That auch nicht Noth. In der Christenheit hat sich die Meinung eingebürgert, sie sei jene Maria Magdalena (d. h. von Magdala, einem galiläischen Flecken), die in der Leidensgeschichte und bei der Auferstehung vorkommt. Man kann nicht sagen: das ist falsch, aber noch viel weniger: es ist wahr. Für Ersteres mangelt jeder Grund, gegen Letzteres scheint wenigstens

das zu sprechen, daß Lukas der doch diese Maria kennt, weder hier das Weib mit diesem Namen nennt, noch wo er von der Maria spricht andeutet, daß der Leser sie von hier aus kenne. Gefällt sich Jemand wohl in dieser Meinung, er soll nicht getadelt werden, nur selbst behaupten kann ich nicht, was jeden Grunds entbehrt. Man hat auch lange Erzählungen hingestellt, wer sie gewesen, und wie sie bis dahin gelebt. Willst du sie glauben, immerhin, nur wissen sollst du daß sie alle erdichtet sind. Das Evangelium nennt sie eine Sünderin. Das ist zwar ein unbestimmter Ausdruck, der streng genommen sie nur als das bezeichnet, was wir alle sind; doch wenn ein Weib so ohne weiteres eine Sünderin genannt wird, so ist wohl jederzeit die Meinung diese, daß sie in Fleischessünden, in Hurerei oder Ehebruch befangen sei oder gewesen sei; und hier, wo auch der Pharisäer sie als Sünderin kennt, ihre Vergehungen also offenkundig sind, ist nicht daran zu zweifeln. Als solche Sünderin ist sie der allgemeinen Verachtung heimgefallen, darf sich nicht den Kreisen Derer zugesellen, die weil sie nicht in dieser Art, oder doch nicht öffentlich gesündigt haben, als die Tugendhaften gelten wollen. Sie hat vernommen, daß Jesus zu Tische saß in des Pharisäers Hause. Sie muß noch Mehr vernommen haben, wer d. h. was für ein Mann dieser Jesus ist, nicht nur ein Prophet, ein großer Tugendlehrer — an den hätte sie sich wohl nicht hinan gewagt —, sondern auch der Freund der Sünder, der sich nicht schämt mit ihnen umzugehn, ja der sie aufsucht, weil er sie retten will. Wir müssen fast vermuthen, sie habe nicht allein von Andern über ihn, sie habe vielmehr ihn selbst gehört, und den Eindruck seiner Worte tief ins Herz gefaßt. Ob sein Wort sie mitten im sündlichen Lebenslauf ergriffen und herausgerissen habe, läßt sich nicht erkennen, nur das zeigt uns ihr ganzes Thun: sie hat ihm entsagt, und bereut ihn tief und schmerzlich. Auch was sie zu Jesu führe, ist nicht ganz klar, ob sie ihm danken wolle, daß er dem Sündenleben sie entrissen, oder ob sie auch ein Wort des Trostes von ihm hoffe, das ihrer Zerknirschung Heilung bringe, kurz es treibt sie hin zu ihm, zu seinen Füßen. Ja zu seinen Füßen, denn ihm ins Angesicht zu blicken wagt sie nicht[1]). Sie brachte ein

1) Zur Verdeutlichung des ganzen Vorgangs ist zu wissen, daß der Morgenländer bei Tische lag, den linken Arm auf ein erhöhtes Polster stützend, und die bloßen und unbeschuhten Füße nach hinten ausgestreckt.

Glas mit Salben, und trat hinten zu seinen Füßen, und weinte, und fing an seine Füße zu netzen mit Thränen, und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küssete seine Füße, und salbete sie mit der Salbe. Ihr Thun bezeugt die Stimmung ihrer Seele, ihr Kommen den mächtigen Drang in Seine Nähe, der ihr die Kraft giebt in ein Haus zu gehen, das sie nicht betreten würde, wenn sie nicht Ihn darin wüßte, in dem sie von dem tugendhaften Pharisäer keinen freundlichen Empfang erwarten darf, ja möglicher Weise ausgewiesen zu werden fürchten muß; ihr Nahen von hinten ihre Scham, ihre Scheu vor dem heiligen Manne, dessen Augen sie nicht zu begegnen wagt; sie möchte wohl gern sein Antlitz schauen, aber sie darf ja nicht, sie weiß ja doch nicht, ob sie nicht ihre Verdammung darin lesen, ja ob nicht auch er sie als unwürdig von sich stoßen würde; ihr soll genügen, wenn sie nur seine Füße fassen darf. Das wird er doch nicht wehren, das darf ja der allergeringste Sklave thun. Ihre Thränen sind ein Zeugniß ihres Schmerzes, ihrer tiefen Reue, unverkennbar, lauter als ein Strom von Worten. O und wie sie mit diesen Thränen seine Füße netzt, wie sie sie mit ihren Haaren trocknet, wie sie sie küßt, wie sie sie mit köstlicher Salbe salbt! Das ist der Ausdruck ihrer Liebe. Sieht sie ihn auch jetzt nicht zum ersten Male, hat sie auch seine öffentliche Rede schon vernommen, mit ihr selbst hat er doch noch kein Wort gesprochen, sie hat für sich persönlich Nichts von ihm empfangen; aber sie liebt ihn doch, liebt ihn um sein selbst willen, liebt ihn mit derselben Liebe, mit der noch heute jeder Sünder den Heiland liebt, wenn er ihn erblickt in seiner Kreuzesschöne, liebt ihn mit einer Liebe die Nichts von ihm begehrt, die voll befriedigt ist, wenn sie ihn nur lieben darf. O daß wir ihn alle liebten wie dieses Weib!

Der Heiland spricht kein Wort zu ihr, er scheint sich nicht um sie zu kümmern. Das fällt uns auf, wir hätten vielleicht erwartet, daß er den Erweisungen ihrer Demuth sich entzöge, oder daß er anerkennende, tröstende, beruhigende Worte an sie richtete; aber wir maßen uns nicht an sein Thun zu meistern, oder zu ergründen was in seinem Innern vorgeht und was ihn zu diesem Handeln treibt. Wir sehen nur, daß er sie ihrem Herzen genugthun läßt, daß er sie nicht hindert ihren Schmerz recht auszuweinen, und ihm ihre Liebe zu bewei-

sen durch die Handlungen die sie vollbringt. Für sie liegt sicher schon ein großer Trost in diesem stillschweigenden Hinnehmen und Gestatten, und am Ende hat sie keinen Schaden. Kurz er weiß wohl was er thut.

Der Pharisäer aber — offenbar ist schon das Erscheinen des Weibes ihm unangenehm gewesen, und wohl nur aus Achtung gegen seinen Gast, vielleicht auch um zu sehn, wie er sich gegen sie benehmen wird, hat er sie nicht hinaus gewiesen; es scheint es solle ihm das eine Prophetenprobe sein. Denn daß sein Gast, sobald er wüßte, wer und was die Eingetretene wäre, sie mit Verachtung von sich stoßen würde, scheint ihm klar. Ihr Thun mißfällt ihm ganz gewiß, es mag ihm, wenn auch nicht unbegründet, wenigstens übertrieben, schwärmerisch erscheinen; er könnte so nicht thun, und kann nicht fassen, warum sie dem so brünstige Liebe zeigt, von dem sie doch, so meint er, Nichts empfangen und Nichts zu hoffen hat. Aber noch weit anstößiger ist ihm, daß Jesus sich's gefallen läßt, sich nicht empört zeigt, sie nicht schilt, nicht strafend anläßt und von dannen gehen heißt. Er kann sich's nur dadurch erklären, daß er annimmt, Jesus wisse nicht, was für ein Weib das sei. Darin aber liegt ein neuer Anstoß. Für einen Propheten hält ihn das Volk, auch er ist bis daher geneigt gewesen ihn dafür zu halten. Kann er's aber sein? Propheten müssen auch verborgne Dinge wissen; wäre dieser ein Prophet, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret. Dann aber würde er sich diese Behandlung nicht gefallen lassen. Also kann er keiner sein. So denkt er bei sich selbst, laut es auszusprechen hat er nicht den Muth, solange Jesus gegenwärtig ist, aus seinen Mienen und Geberden aber geht es klar hervor.

Da ist der Augenblick gekommen, wo der Herr sein Schweigen bricht. Zunächst gegen seinen Wirth. Er legt ihm ein Gleichniß vor, von zwei Schuldnern, von denen der eine eine kleine Summe schuldete, der andere eine zehnmal größere, denen aber der Gläubiger, da sie nicht bezahlen konnten, die ganze Schuld erließ, und fragt ihn, welcher von den Beiden den Wohlthäter am meisten lieben werde. Sein Wirth kann nicht umhin zu antworten: dem er am meisten geschenket hat. Die größere Wohlthat regt die größere Dankbarkeit, diese aber die größere Liebe an. Die Wohlthat, hier der Schuld-

erlaß, wird als vorausgehend, die Liebe als nachfolgend dargestellt. Damit wird nicht gesagt, daß jederzeit die Liebe auf der Wohlthat ruhe, ohne Wohlthat keine Liebe möglich sei. Das würde ein Irrthum sein, dessen wir unsern Herrn nicht zeihen werden. Der Pharisäer, wenn er gemerkt hat, wo der Herr hinaus will mit seiner Gleichnißrede, hat vielleicht ungern geantwortet, aber er hat es doch gethan, und ist dahin gebracht, daß er der folgenden Rede nicht widersprechen kann. Diese veranstaltet Jesus so, daß er einen Vergleich zieht zwischen dem was Jener, und dem was das Weib an ihm gethan. Jener hat ihm kaum die gewöhnlichste Freundlichkeit erzeigt, dieses ein Uebermaß von Liebe an ihm geübt. Die Anwendung auf ihn selbst zu machen überläßt er ihm. Sie könnte nur diese sein: die Ursache weshalb er ihm so wenig Liebe zeige sei, weil ihm nur wenig Schuld vergeben sei, warum aber ihm so wenig, mag er selbst sich sagen, ob wirklich weil er dessen nicht bedurft, oder weil die Erkenntniß ihm gemangelt und die Reue; es kommt im Augenblick auf ihn nur wenig an, das Meiste auf das Weib. Die Anwendung auf dieses macht er selbst. Hier aber tritt ein eigner Umstand ein. Im Gleichniß von den beiden Schuldnern, von denen der eine, dem die größere Schuld erlassen wird, in ihr seine Deutung finden soll, geht ganz unleugbar der Erlaß der Schuld voraus, und die Liebe folgt, und jener ist die Ursache von dieser, nicht aber umgekehrt die Liebe Ursach des Erlasses. So muß denn, soll das Gleichniß nicht umsonst geredet sein, auch in der Anwendung die Vergebung der Sünde das Erste, und die Liebe das durch sie geweckte Zweite sein; blicken wir aber in den Text, so finden wir zwar die eine Hälfte ganz wie zu erwarten war: welchem wenig vergeben wird, der liebet wenig; die andere aber so gewandt, daß gerade das Gegentheil erscheint: ihr sind viele Sünden vergeben, **denn** sie hat viel geliebet. Da erscheint die Liebe als das Erste, die Vergebung als das Zweite, jene als die Ursache, diese als die Wirkung. Dadurch aber wird das Verhältniß, das durch das Gleichniß zum Bewußtsein gebracht werden sollte, aufgehoben, und ein anderes dafür gesetzt, von welchem sich sonst in der Bibel nirgends eine Spur entdecken läßt, die Liebe als das Verdienst hingestellt, durch welches der Sünder die Vergebung seiner Schuld erwirbt. Der Vorgang selbst scheint allerdings dafür zu spre-

chen, indem das Weib dem Herrn ihre Liebe bewiesen hat, ehe er das Trostwort: deine Sünden sind dir vergeben, zu ihr spricht. Aber nicht dieser Schein, sondern das für den Lehrzweck ausgesprochne Gleichniß hat hier zu entscheiden, überdies aber verhält die Sache sich anders in der Wirklichkeit. Erstlich nemlich muß in der That die Liebe Christi der Vergebung der Schuld vorgängig sein. Denn Christum lieben ist nichts anderes seinem Wesen nach als das Gute lieben, in seiner persönlichen Erscheinung, wer also Christum kennte und nicht liebte, der liebte auch das Gute nicht, der Sünder aber der das Gute noch nicht liebt, der ist zur wahren Buße noch nicht gelangt. Und wollen wir etwa meinen, daß dem Unbußfertigen vergeben werde? Und auch das Gleichniß spricht nicht davon, daß die Liebe erst entstehe, nachdem die Vergebung empfangen sei, sondern daß das Maß der nachfolgenden, dankbaren Liebe sich bestimme durch das Maß der vergebenen Schuld, was ganz gewiß das Wahre ist. Sodann aber, was Jesus zu dem Weibe spricht, das ist nicht die Vergebung selbst, wie freilich im nächsten Verse die Tischgäste sich's erklären, sondern die Ankündigung der schon geschehenen Vergebung. Das Bewußtsein derselben hat sie zwar noch nicht gehabt, ein Gefühl aber doch, daß sie den Born gefunden habe, durch welchen Gottes Gnade auf sie überströmen könne, und dies Gefühl hat ihrer Liebe denn auch die Glut verliehen, die sich in ihrem Verhalten offenbart. Das Wesen der Vergebung ist schon da, und Jesus, dies erkennend, kann mit vollem Rechte schon vor der Ankündigung von ihr sagen: weil ihr viel vergeben ist, darum liebt sie viel. Der Berichterstatter aber, dem Lukas dieses Stück entnahm (er schöpfte aus schriftlichen Berichten, s. Luk. 1, 1 f., und hat dieses Stück allein), übersah das was das Gleichniß lehrte, und richtete seinen Ausdruck nach dem Scheine, den das Erzählte gab. Da wir nun hier durch Vergleichung nicht aufs Reine kommen können, müssen wir's durch eignes Denken zu erlangen suchen, und dazu habe ich hier den Versuch gemacht.

Endlich, ohne das Gemurmel der Tischgäste, daß er sich anmaße was ihm nicht gebühre, zu beachten, entläßt er das Weib mit dem Worte: dein Glaube hat dir geholfen (richtiger: dich gerettet), gehe hin in Frieden. Ja, ihr Glaube. Ihre Sünde hat sie ins Verderben gestürzt, Christi Wahrheit hat sie aufgerüttelt, aber erst

ihr Glaube hat sie aus dem Tode in das Leben zurück geführt, aus dem Verderben in das Heil; der Glaube an die Gnade die den Sünder rettet, wie sie in der tiefen Zerknirschung ihrer Seele zu den Füßen des Herrn ihr zum Bewußtsein gekommen ist. Getrost, in Frieden, mag sie nun nach Hause gehn, der Schmerz der Reue wird sie nicht sobald verlassen, aber auch der Trost der Vergebung ihn stets wieder löschen, und — das Alte ist vergangen, ein neues Leben fängt für sie an. Zu welchem Gott uns allen helfe! Amen.

13.

Paulus.

In Christus hatte die Offenbarung Gottes, deren die Menschheit bedürftig war, ihren vollendenden Höhepunkt erreicht, er selbst ist diese Offenbarung, weil in ihm die ewige Gnade Gottes ihre thatsächliche Beurkundung gewonnen hat; zugleich aber war durch ihn der sündigen Welt die Pforte aufgethan, zu Gott zurück zu kehren, und ausgesöhnt mit Gott die Seligkeit des ewigen Lebens zu erlangen. Damit sie aber den neu eröffneten Weg beträte, mußte sie ihn kennen lernen, Christus mußte ihr verkündigt werden, damit fortan der wirkliche Gewinn des Heils in ihren eignen Händen läge, in denen es in heiliger Ordnung liegen muß. Damit er aber verkündigt würde, bedurfte es der Verkündiger; er selbst aber hatte dafür gesorgt, daß es daran nicht mangelte. Das sind die Apostel, und erst in der Geschichte der Apostel findet die Heilsgeschichte, die in den bisherigen Aufsätzen den leitenden Gedanken abgegeben, ihren rechten Schluß. Gern möchte ich daher dem Leser diese Geschichte in der Art darstellen, daß ich ihm ein frisches Lebensbild daraus vorzeichnete, aus dem eigentlichen Jüngerkreise hergenommen, und aus den biblischen Urkunden selbst geschöpft. Das aber ist unmöglich. Von der Mehrzahl jener Zwölf die diesen Kreis gebildet, erfahren wir in der Bibel außer dem Namen Nichts oder so gut als Nichts, mit den Fabeln und Legenden späterer Zeiten aber den Leser zu unterhalten könnte ihm nicht nützen, weder zur Belehrung noch zur Erbauung. Aber auch was wir von Petrus und Johannes, unstreitig den zwei

bedeutendsten Gliedern jenes Kreises wissen, reicht durchaus nicht hin, auf rein geschichtlichem Grunde ein einigermaßen verständiges Bild darzubieten, verschönernde Erdichtung aber kann nicht meine Sache sein. Ein Mann aber ist, von dem wir ein recht volles frisches Bild gewinnen können, ohne auch nur einen ungeschichtlichen Pinselstrich zu thun, ein Mann der zwar dem ursprünglichen Jünger- und Apostelkreise nicht angehört, aber auf den Apostelnamen sich ein Recht erworben hat, das keine Verleumdung ihm zu seiner Zeit entreißen konnte, und keine Kritik je anzutasten wagen wird; ein Mann, der obwohl durch kein äußeres Band an Christus angeknüpft, doch nach seinem innern Wesen ganz in Christus wurzelt, und mit seinem ganzen Leben von ihm ausgeht, wie vielleicht kein anderer. Der Mann ist Paulus, der Heidenapostel, wie er selbst sich nannte, der zweite Gründer des Christenthums, wie in der Neuzeit Einige, nicht ohne einen Schein der Wahrheit, ihn bezeichnet haben. Denn obwohl er das Christenthum selbst nicht gründen konnte — das vermochten allein die Thatsachen, die in der Erscheinung Christi selbst enthalten sind —, so ist doch er es gewesen, der zuerst und in entschiedener Weise das Christenthum zur Sache der Menschheit machte, und seine Anschauung von jenen Thatsachen und ihrer erlösenden Bedeutung hat der christlichen Lehre und dem christlichen Leben ein Gepräge aufgedrückt, das es ohne ihn wohl kaum erhalten haben würde. Die Apostelgeschichte meldet uns Einiges von dem was er gethan, aber was er gewesen, davon giebt er uns in seinen Briefen Zeugniß, um so unverdächtiger, ja unbewußter er's zu großem Theile giebt. Hier wird es gelten, aus beiden Darstellungen ein Bild zusammen zu stellen, das ihn zeichne wie er war, nicht um dem Leser die Mühe der eigenen Bekanntschaft zu ersparen, sondern ihn zu reizen, daß er einen solchen Mann recht nahe kennen zu lernen sich bestrebe. Es soll das aber in der Art geschehen, daß ich zuerst aus den genannten Quellen einen Abriß seines Lebenslaufes, wie uns derselbe erscheinen muß, entwerfe, darnach aber aus denjenigen seiner Schriften, welche auch die Zweifelsucht unsrer Tage nicht angetastet hat, eine Selbstdarstellung dieses großen Mannes unternehme, die ihn uns kennen lehre, wie er sich selbst erschien.

1.
Der Lebenslauf des Apostels.

Wie die Anfänge so manches großen Mannes, so sind auch die des Apostel Paulus in Dunkelheit gehüllt. Wir wissen, daß er von jüdischen Aeltern ächten Stammes gezeugt, in Tarsus, einer Stadt Ciliciens, geboren, und von Haus aus römischer Bürger war. Damit ist uns Einiges gegeben. Zuerst, ächt jüdische Abkunft, bis zur genauen Kunde des Stammes dem er angehörte, war ein Gegenstand des Stolzes jener Zeit, und nach so manchen Schicksalen des Volkes wohl schon eine Seltenheit; Paulus hatte also von Geburt an, worauf er stolz sein konnte, so sehr und mehr als viele Andere. Der Stolz des Juden aber war nicht nur ein volksthümlicher und staatlicher, wie er sich häufig findet, er war ein theologischer. Der Jude als solcher wußte sich als Glied des heiligen, auserwählten Volkes, das in seiner Abkunft von Abraham die unfehlbare Anwartschaft auf all den Segen hatte, welcher dem Erzvater war verheißen worden; er wußte sich in Besitz einer Offenbarung Gottes, wie kein anderes Volk sie hatte, und einer Gesetzgebung die jede andere an Vollkommenheit übertraf; er wußte sich als Glied eines Bundes mit dem höchsten Gott, dem Allmächtigen und Wahrhaftigen, der niemals untergehen, dessen Zusagen nicht täuschen konnten, und — sah verächtlich herab auf die „Völker", die gesetzlosen und unreinen, außerhalb der heiligen Verfassung Israels stehenden. Und Paulus kannte alles das, und dachte es, und nahm es ernst damit; und hatte es alles überwinden müssen, eh' er werden konnte, was er werden sollte, Christ, und Bote Christi zu den Heiden; aber weil er es hat überwinden müssen, und wahrhaft überwunden hat, darum ist er auch der Mann geworden, der er gewesen ist. — Zweitens, Tarsus war zwar eine Stadt Ciliciens, und die Cilicier ein ungebildetes Gebirgsvolk, aber Tarsus war eine ansehnliche Stadt, in welcher die griechische Sprache herrschend, und griechische Wissenschaft im Schwange war, die griechische Sprache aber war die allgemeine Sprache eines großen Theils der Völker, die dem ungeheuren Römerreiche angehörten. So wurde Paulus dieser Sprache mächtig von Kindheit auf, und empfing in ihr den Schlüssel, der ihm weit und breit die Wohnungen der Menschen

aufschloß, zu denen er die Heilsbotschaft von Christus bringen sollte. Endlich auch sein römisches Bürgerthum war nicht ohne Werth. Zwar ihm, der als römischer Bürger doch immer mit Leib und Seele Jude blieb, konnte der Gedanke, Bürger von Rom zu sein, nicht so ein Grund des Stolzes werden, wie dem ächten Römer früherer Zeit das Bewußtsein einem Volke zu gehören, das den Erdkreis durch sein Schwert erobert hatte; aber er war doch auch nicht Knecht der Römer wie die Andern, und — er hatte in seinem Bürgerthum ein Bollwerk gegen jede Willkür, auch der römischen Statthalter, nur nicht gegen die des Kaisers; und es hat ihm später Schutz gewährt.

Die Zeit seiner Geburt ist unbekannt, Beachtung der einschlagenden Umstände läßt vermuthen, daß er etwa zehn bis funfzehn Jahre jünger als Jesus war, und zur Zeit seines Todes etwa zwischen funfzehn und zwanzig Jahren stand. Seine Bildung ist in Jerusalem vollendet worden, er muß aber doch in Tarsus lange genug gelebt haben, um das cilicische Handwerk als Zeltweber, das ihn nähren sollte, auszulernen, ehe er in die Fremde ging. Jesum scheint er nicht von Angesicht gekannt zu haben, so daß er einen Einfluß seiner erhabenen Persönlichkeit nicht hat empfangen können. Wäre er zugleich mit Jesu in Jerusalem gewesen, gleichgültig hätte er nicht bleiben können, entweder er wäre sein entschiedener Anhänger geworden, oder er hätte sich vom Hasse der Parteigenossen mit fortreißen lassen, und dann das „Kreuzige" so gewiß mitgerufen, als er später Verfolger gewesen ist; das aber wäre ihm ein lebenslänglicher Schmerz gewesen, dessen er eben sowohl in seinen Briefen gedacht haben würde als der Verfolgerschaft. Anhänger Jesu ist er sicher *nicht* gewesen, und von diesem Schmerze zeigt in seinen Briefen sich keine Spur; darum sagen wir: er hat ihn nicht gesehn, seine Worte nicht gehört, keinen Eindruck seines heiligen Wesens, wenn auch nur als Keim für künftige Entfaltung, in sich aufgenommen; Alles also, was Christus später für ihn geworden ist, ist er durch innere Lebensentwickelung geworden.

Ob er sich in Tarsus *griechische* Bildung angeeignet habe, ist nicht ganz gewiß, doch kann es für wahrscheinlich gelten; in Jerusalem wurde er, was schon sein Vater gewesen war, *Pharisäer*, und Schüler des berühmten Lehrers *Gamaliel*, welcher nach seinem Leh-

rer Hillel innerhalb der Secte das vertrat, was man die freiere Richtung nennen könnte. Daß er nun hier bedeutende Fortschritte in jüdischer Gelehrsamkeit gemacht, und viele seiner Altersgenossen übertroffen habe, sagt er uns selbst, und wir glauben ihm, da wir in ihm das Wesen eines kräftigen, vorwärts strebenden Geistes, eine beträchtliche Fassungskraft und Schärfe des Denkens nicht verkennen können. Nun pflegt man sich die Pharisäer gern als eine Gesellschaft armseliger Gesetzkrämer und boshafter Heuchler vorzustellen, Viele mögen's auch gewesen sein, und ihr Verhalten Christus gegenüber wirft kein gutes Licht auf sie. Aber wenn man ihnen grundsätzliche Heuchelei Schuld geben und behaupten wollte, Jeder der sich ihnen zuwendete, sei hierdurch schon allein einer schnöden Heuchelei verfallen gewesen, auch Paulus also sei als Pharisäer ein bloßer verächtlicher Heuchler gewesen, so würde das irrthümlich sein, und mehr als dieses, ungerecht. Das Streben dieser Secte ging im Allgemeinen auf Herstellung des vollkommenen Judenthums sowohl nach der gesetzlichen Seite, als nach der der Lehre. Um nun die gesetzliche Vollkommenheit zu erzielen, hatten sie sich in eine Kleinlichkeit verirrt, die unter dem Namen der mündlichen Ueberlieferung eine Menge von Forderungen an den Menschen richtete, die einzig auf das äußerliche Werk abzielend, ihn in eine Aengstlichkeit der Beobachtungen verstrickte, unter deren Leistung er fast nur zum Heuchler werden konnte, dem Dünkel der Werkheiligkeit kaum entging. Die theologische Vollendung aber strebten sie dadurch an, daß sie eine Anzahl von Lehren, welche das ältere einfache Judenthum noch nicht gekannt, sie aber von außen her sich angeeignet hatten, durch eine künstliche, und meistens falsche Auslegung der heiligen Schriften als der ältesten Offenbarung angehörig zu erweisen suchten. Wer nun mit aufrichtigem Sinne Pharisäer wurde, der konnte ein ächter, ein gelehrter, ein vollkommener Pharisäer, und doch kein Heuchler, vielmehr ein rechtschaffener, ja tugendhafter Jude sein. Paulus war ein solcher. Wir können zwar nur schwachen Spuren folgen, Spuren deren Verfolgung hier ausführlich darzulegen der Leser mir erlassen wolle, doch wird durch ihre Benutzung uns unzweifelhaft gewiß, daß das Pharisäerleben des nachmaligen Apostels ein ernstes und strebsames war, in welchem er nicht allein ein reiches Maß von jüdischer Theologie und Schriftgelehrsam-

keit, das ihm nachmals trefflich zu Statten kam, einsammelte, sondern auch in jüdischer Gottesfurcht und Tugend sich auf eine Stufe hob, die ihm die Achtung seiner Umgebungen erwarb, und auf Erlangung einer ansehnlichen Stellung im Pharisäerthum die sichere Aussicht öffnete. Aber, so tadellos er auch in gesetzlicher Tugend war (Phil. 3, 6), die innere Befriedigung fand er nicht. Seine Beschäftigung mit dem Gesetze seines Volks, das als die Gesetzgebung des heiligen Gottes in voller Herrlichkeit vor seiner Seele stand, hatte ihn inne werden lassen, daß um „gerecht vor Gott" zu werden, Mehr erfordert werde als die äußere Befolgung der Gebote, die Darbringung von Opfergaben, die Enthaltung von unreinen Speisen, die Unterlassung von Diebstahl, Ehebruch und Mord, und was dergleichen mehr war, kurz daß nur ein reines Herz Gott wohlgefällig mache. Dies reine Herz aber fand er nicht bei sich. Ihm, dem Jünglinge von starken Trieben, heftigen, tief eingreifenden Leidenschaften (als solchen zeigt ihn noch das spätere, gereifte, durch die Macht des Christenthums geklärte Leben), konnte nicht verborgen bleiben, daß in seinem Innern sich Entgegengesetztes fand, auf der einen Seite Freude am Gesetze Gottes, und der Wunsch, ihm in Reinheit nachzuleben, auf der andern aber eine Macht, die dem Gesetze Gottes widerstrebte, die ihn dahin trieb, wohin sein besseres Ich nicht gehen wollte, ihn anzustreben nöthigte, was sein Gewissen verurtheilte und verabscheute, und daß diese Macht nicht selten die Oberhand in ihm behielt. Er widerstand ihr, aber wurde überwunden, er wollte nicht und mußte, und bei aller äußerlichen Tugend fühlte er sich doch unheilig und befleckt, und je stärker er sich ans Gesetz anklammerte, desto mehr erfuhr er, was er später lehrte, daß das Gesetz Erkenntniß der Sünde, das Gefühl des göttlichen Zornes wirkt. Vor den Menschen achtungswürdig und geachtet, verdammte er sich selbst und fühlte sich verdammt von Gott.

In solchen Zuständen muß er befangen gewesen sein, als ihm auf seinem Wege das Christenthum entgegen trat, angethan mit all den Kräften, die seinen Kämpfen für alle Zeit ein Ende machen, sein banges Sehnen in freudigen Dank umwandeln konnten. Ehe er aber diese Kräfte an sich selbst erfahren konnte, mußte noch Viel mit ihm vorgehn. Hätte er Christum selbst gekannt, es hätte nicht fehlen

können, er hätte dem Manne, der den Mühseligen und Beladenen Ruhe verhieß für ihre Seelen, wenigstens sein Ohr geliehen, und wer weiß ob dann nicht auch sein Herz sich bald ihm zugewendet hätte? Hätte er mit unbefangenem Sinne hinein schauen können in die mächtige Bewegung, von der das erste Auftreten des Christenthums begleitet war, es läßt sich denken, daß sie auch ihn mit fortgerissen hätte. Nun aber — Christum hatte er nicht gekannt, und was er von ihm hörte, das kam aus dem Munde derer welche ihn gemordet hatten; und was er von der neuen Bewegung sah, das sah er mit dem Auge der Partei, wie aber Parteien sehen, wer wüßt' es nicht? Er konnte in Jesu nur den Gegner der Partei erblicken, der er angehörte, den Verstörer des Gesetzes Gottes, für das er eiferte, in seinen Jüngern die Verführer des leichtgläubigen Pöbelvolks, und in der entstehenden Gemeine eine Rotte, deren Emporkommen durch jedes Mittel zu verhindern war. So wurde er was er werden mußte, der Verfolger der Gemeine, der Widersacher des Namens, in welchem Petrus das alleinige Heil verkündete. Er wurde es im Eifer für die Sache Gottes, die er angegriffen wähnte, wurde es mit der ganzen Heftigkeit eines leidenschaftlichen Gemüthes; und wie er viele übertroffen hatte im Pharisäerthum, so übertraf er Viele in der Glut des Hasses, und im Sturme des Verstörungseifers. Aber — wagen wir einmal, obwohl mit Zagen, einen Blick in das verborgene Geistesleben dieses großen Mannes — so geblendet auch sein Auge war durch seinen Zusammenhang mit der Partei, so bereit war er doch, der Wahrheit sich zu beugen, wo er sie erkannte. Und was war das was ihm begegnete? In seinem Herzen Kampf und Unfriede, den all sein Wirken und sein Leisten, all sein Eifern und sein Stürmen nicht beschwichtigte, bei den Verfolgten jener Friede, den er längst gesucht, dem sein Drohen und Schnauben Nichts anhaben konnte; und den Quell desselben mußte er in ihrem Glauben an Den suchen, welchen in seinen Jüngern er verfolgte. Zu welchen Erwägungen das geführt, auf welchen Umwegen, unter welchen innern Kämpfen er allmählich so weit gekommen, daß die Wahrheit mächtiger wurde als der Stolz des Wissens, als der Dünkel gesetzlicher Heiligkeit, und als die Glut des Parteihasses, das weiß kein Mensch, und keiner wird's erfahren; aber endlich ist's dahin gekommen, und sofort hat sich gezeigt, wie Alles was er bis daher

gewesen, und was er gelernt, und was er geleistet, ja wie der Verfolgungseifer selbst nur eine Schule für ihn gewesen war, eine Lehr- und Prüfungszeit, aus der das auserwählte Rüstzeug Christi hervorgehn mußte, das er geworden ist. Der äußerliche Hergang, jener Vorfall bei Damaskus, den die Apostelgeschichte dreimal meldet, und dem sein Uebertritt zum Christenthum unmittelbar nachfolgte, mag sein Dunkel für uns haben und behalten, er ist nicht das worauf es ankommt. Das ist die innere Veränderung, der Umschwung den sein Denken und sein Wollen, sein Lieben und sein Streben nahm, den aber können wir, was das Wesen anlangt, wohl erkennen. Es ist nicht die Umkehr des Lasterhaften zu der Tugend, oder des Gottlosen zu Gott, auch nicht das Erfassen eines bisher nicht gedachten, nicht gewollten Zieles; es ist zunächst nur das Ergreifen eines neuen Weges nach dem längst schon angestrebten Ziele; aber es ist dasselbe wurzelnd auf einer tief eingedrungenen Ueberzeugung, vollzogen mit einer seltenen und unbedingten Entschiedenheit, und verbunden mit einer so vollständigen Umwandlung seines Wesens, daß er, nach Allem was natürlich war der Alte, doch in sittlichem Betracht ein neuer Mensch, eine neue Creatur geworden war*). Ich versuche dies ein wenig näher darzulegen.

Was Paulus von Jugend auf, und die Gesammtheit seines Volks von Altersher, als das höchste sittliche Ziel des Menschen angestrebt, das war, nach seinem eignen Ausdruck, die Gerechtigkeit vor Gott, d. h. eine solche sittliche Beschaffenheit, die nicht nur nach menschlich trüglicher Abschätzung, sondern nach dem untrüglichen Urtheil Gottes dem entspräche, was der Mensch sein soll. Als Jude

---

*) Die gewöhnliche Annahme, daß er seinen jüdischen Namen Saul nach seiner Bekehrung mit dem römischen Paulus vertauscht habe, bedarf der Berichtigung. Zwar bei der hohen Bedeutung, welche der Name für den Morgenländer hat, würde ein Wechsel des Namens nicht undenkbar sein, aber er würde dann einen bedeutsamen Namen angenommen haben, nicht den bedeutungslosen römischen. Diesen, den Namen einer alten römischen Familie, trug er als römischer Bürger ohne Zweifel von seinem Vater her, und seine Familie wird ihn der Sitte nach zu Ehren eines Gliedes jener Familie, von dem sie das Bürgerrecht erhalten hatte, angenommen haben. Aber das war allerdings natürlich, daß bei seinem Eintritt in die griechisch redende Heidenwelt er sich des jüdischen Namens zu bedienen aufhörte, und nur noch den römischen gebrauchte.

hatte er sie, wie alle Redlichen seines Volks, durch treue Befolgung des altväterlichen Gesetzes angestrebt, und nach menschlichem Urtheil auch wohl soweit sich angeeignet, daß er als tugendhafter Jude bei seinen Umgebungen in Achtung stand. Aber das „vor Gott" hatte er nicht finden können; viel zu wach war sein Gewissen, um ihm nicht zu offenbaren, wie groß der Abstand sei zwischen dem was er sein sollte und dem was er war, zu kräftig hatte ja das Gesetz sein Amt, Erkenntniß der Sünde zu bewirken, an ihm geübt, um nicht das Bewußtsein in ihm zu beleben, durch des Gesetzes Werke werde der Mensch nicht gerecht (Röm. 3, 20). So lange er aber einen andern Weg nicht kannte, also nur die Wahl hatte, entweder das Ziel für immer aufzugeben, oder beim bisherigen Wege zu verharren, da, um jenes nicht zu müssen — es wäre ja das Entsetzlichste für ihn gewesen —, hatte er dies gethan. Jetzt hatte ein anderer Weg sich vor ihm aufgethan; wie das gekommen, weiß Gott allein, er selbst würde kaum genaue Kunde geben können, „es hatte Gott gefallen, daß er seinen Sohn in ihm offenbarte" (Gal. 1, 15. 16), das ist das Einzige was er darüber sagt; da hatte er die Herrlichkeit Gottes geschaut im Angesichte Jesu Christi (2 Kor. 4, 6), Gottes Liebe, Gottes Erbarmen, Gottes ewiger Heilsrathschluß war ihm offenbar geworden, die Decke war hinweg genommen von seinen Augen, und mit aufgedecktem Angesichte sah er in dem Tode Christi was wir alle darin sehn, die untrügliche Bürgschaft alles Heils für die sündige Menschheit, und ergriff im Glauben dieses Heil, und eignete sich's an. Und siehe! es war Alles neu geworden, in ihm selbst, aber darum auch die ganze Welt, denn wenn der Mensch ein neues Auge empfängt, da sieht er mit dem neuen Auge eine neue Welt. Das Alte war vergangen, worauf er Werth gelegt, das hatte keinen mehr für ihn, was ihm Gewinn gewesen, das achtete er für Schaden (Phil. 3, 7. 8), worauf er sein Verdienst gebaut, das hatte er hinweg geworfen, todt war er für's Gesetz (Gal. 2, 19), ja die Welt war ihm gekreuzigt, und er der Welt (Gal. 6, 14). Aber auch die Verdammniß die er bis daher gefühlt, sie war hinweg, und der Friede war herein getreten, der Friede mit Gott (Röm. 5, 1), der immer den Frieden in der eignen Brust in seinem Gefolge führt, an die Stelle der Schwachheit war Kraft, an die Stelle des Verzagens war freudige Zuversicht,

an die der Hoffnungslosigkeit eine Hoffnung getreten, von welcher ihm gewiß war, daß sie nicht zu Schanden werden lasse. Nicht nur das Alte war vergangen, es war Alles neu geworden, und nur dadurch neu, daß er in Christus war. In Christus — wir haben zu beachten, daß Paulus eine neue Sprache schaffen mußte, Vorstellungen die nie in der Welt gewesen, in Wörter einer Sprache kleiden, die bisher dem Heidenthum und seiner Lust dienstbar gewesen war. Da war unmöglich, daß nicht Manches dunkel blieb, unvermeidlich daß Alles sich in Bilder hüllte. So dann auch dies; Paulus — und jeder Gläubige — ist in Christus, d. h. in ein geistiges Verhältniß zu ihm eingetreten, für dessen Bezeichnung keine Sprache einen eigentlichen Ausdruck hat, das aber mit dem Eingehn und Einwachsen eines Körpers in den andern sich vergleichen läßt. Und davon ist die Folge gewesen, daß nun Alles was Christi ist, auch sein ist, und alle Kräfte die in Christus wirksam sind, auch auf ihn einwirken. So ist er gestorben mit Christus für die Sünde, und mit Christus auferstanden, um wie Er für Gott zu leben, und Christi ganzes Leben muß sich spiegeln in dem seinigen. Versuchen wir nun einige Blicke in dieses Leben selbst.

Kaum war er Christ geworden, als er auch Apostel wurde. Es war nicht möglich anders. Denn erstlich, Paulus war ein Mann der That, Zuschauen, oder auch Genießen, war nicht seine Sache, arbeiten, schaffen mußte er, und hier gab's zu arbeiten und zu schaffen. Ihm war klar geworden, Christus gehöre nicht dem kleinen Judenvolke, sondern der Menschheit an, mit Beschränkungen, es ist wahr, aber nicht in Geburt und Abstammung begründeten. Gehörte er aber der Menschheit an, so mußte auch die Menschheit von ihm hören, denn „wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden. Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie Nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?" (Röm. 10, 13. 14.) Und groß war das Arbeitsfeld, und Niemand, als er auftrat, in die Arbeit eingetreten; die älteren Apostel beschränkten sich auf ihr Volk. Wie hätte er still sitzen dürfen? Sodann aber, es war ein Stachel in seiner Brust, der ihn nicht ruhen ließ. Er hatte die Gemeine seines Herrn zerstören wollen, so mußte er, den schweren Frevel gut zu machen, alle

seine Kraft aufwenden sie zu bauen. War er doch nicht werth, daß er ein Apostel hieße, war's doch bloße Gnade, daß er es zu sein gewürdigt wurde (1 Kor. 15, 9. 10). Endlich aber, es loderte in ihm ein Feuer, das sich nicht in seinem Inneren einschließen ließ, das ausbrechen und die Welt entzünden mußte. Die Liebe Christi drängte ihn (2 Kor. 5, 14), die Liebe, in deren Kraft Er, der Eine, für Alle gestorben war, und darum für sie gestorben, damit die da leben, nicht ihnen selbst leben, sondern dem der für sie gestorben und auferstanden ist (2 Kor. 5, 15). Die Liebe hatte er erkannt, und sie hatte ihn ergriffen und entflammt, und trieb ihn in die Welt hinaus, um Alles was Mensch hieß zu gewinnen für den der ihn geliebet und sich selbst für ihn dahin gegeben hatte. Er gehörte nicht mehr sich selbst, nur seinem unendlich geliebten Herrn, und er setzte sein Leben an seinen Dienst. Ein mühevolles Leben, mehr als zwanzig Jahre lang in Arbeit und Anstrengung, in Entbehrungen und Kämpfen hingebracht, und durch den blutigen Zeugentod beschlossen.

Die Anfänge dieses Lebens sind in einiges Dunkel eingehüllt. Nach seiner eigenen Angabe, der die Apostelgeschichte wenigstens nicht widerspricht, begab er nach seiner Bekehrung sich nach Arabien, und kehrte von da zurück nach Damaskus, so daß er erst nach drei Jahren Jerusalem besuchte. Wie er die Zeit in Arabien hingebracht, ist gänzlich unbekannt, in Damaskus predigte er Christum, ob nur (nach Apostg. 9, 20—22) den Juden, oder damals schon den Heiden, ist unbekannt; und hier ward er, der bisherige Verfolger, zum ersten Male selbst verfolgt, und rettete sich durch die Flucht. Auch sein Besuch in Jerusalem brachte ihm Gefahr, der er durch Entfernung in sein Heimathland entging. Kein Wunder, seiner bisherigen Partei erschien er als Abtrünniger, und Parteien hassen immer die am bittersten, die zuvor die Ihrigen gewesen, und daß dieser Mann auf der Seite der verhaßten Nazarener ihnen schädlicher sein werde als die Andern insgesammt, das konnte ihnen nicht entgehn. Ueber seinen Aufenthalt in Tarsus wissen wir kein Wort, nicht einmal wie lange er gewährt, doch daß er Gemeinen dort gegründet habe, mögen wir aus Apostg. 15, 41 schließen. Daß er nicht in thatenloser Muße dort gelebt, das würden wir auch ohne Zeugniß zu behaupten wagen, denn dazu war er nicht der Mann.

Inzwischen aber hatte in Antiochia, der Hauptstadt Syriens, eine christliche Gemeine, zum Theil aus Heiden, sich gesammelt, und Barnabas, ein eifriger Christ, von den Aposteln dahin geschickt, mit Paulus aber von früher her bekannt, holte diesen von Tarsus dahin ab. Beide wirkten hier mit großem Erfolg ein ganzes Jahr, und begaben sich darnach, von der Gemeine durch Handauflegung eingesegnet, in Gemeinschaft auf die Reise, mit welcher die große Missionsthätigkeit unsers Apostels, so weit wir sie kennen, ihren Anfang nimmt. Cypern, die Heimath des Barnabas, wurde zuerst durchwandert, dann Pamphylien, Lykaonien, und zur See nach Antiochia zurückgekehrt. Perge, Antiochia in Pisidien, Ikonium, Lystra, Derbe, waren die Hauptorte, in denen sie Gemeinen gründeten, von Antiochia ausgewiesen, in Ikonium zur Flucht genöthigt, in Lystra Paulus erst für einen Gott gehalten, dann gesteinigt und für todt zur Stadt hinaus geschleift. In Antiochia (dem syrischen) wieder längerer Aufenthalt; aber schon begann der Streit, der ihm die fernere Wirksamkeit verbitterte, sein schönes Werk der Heidenbekehrung sehr gefährdete. Seine eigentlichen Feinde waren und blieben zwar die Juden, die ihn als Feind ihres heiligen Gesetzes grimmig haßten, und auch die Heiden gegen ihn verhetzten, wo sie konnten; aber das hatte er voraussehn können, und so schmerzlich es ihm war um ihretwillen, ertragen mußt' es endlich werden. Jetzt aber standen ihm Gegner aus dem Schooße der jungen Gemeine auf, Juden die zwar Christen geworden waren, und vielleicht von ganzem Herzen, die aber den freien Geist nicht hatten, der im Apostel war, die daher sich selbst nicht vom Gesetze gelöst wissen konnten durch die Macht des Glaubens, und den Heiden überhaupt ungern, nimmermehr aber anders als durch Uebernahme des jüdischen Gesetzes Antheil am christlichen Heile zugestehen wollten. Wir haben keinen Grund, also auch kein Recht, ihnen wesentlich unlautere Gesinnung zuzuschreiben, ehrliche Befangenheit behaupten wir von ihnen. Diese traten nun in Antiochia (dem syrischen) mit der Forderung auf, daß die Heidenchristen sich beschneiden lassen müßten; das aber, wie Paulus Gal. 5, 3 vollkommen richtig sagt, zog die Verpflichtung auf das Ganze des Gesetzes nach sich, diese aber konnte er den Heidenchristen nicht auflegen lassen, wenn er nicht der Sache des Christenthums den

empfindlichsten Schaden zufügen lassen wollte. Er widerstand daher mit großem Ernst. Doch wurde für jetzt der Streit durch eine Reise nach Jerusalem und Verständigung mit den älteren Aposteln beigelegt; so daß nun Paulus darauf denken konnte, eine zweite Wanderung zu unternehmen. Da er mit Barnabas über die Person eines dritten Genossen uneins wurde, wählte er zu seinem Begleiter den Silas, ein angesehenes Glied der Gemeine von Jerusalem. Sie wanderten durch Syrien und Cilicien nach Lykaonien (Derbe, Ikonium, Lystra), gründeten die galatischen Gemeinen, zogen von da ohne Aufenthalt in Bithynien und Mysien nach Troas an der Westküste Kleinasiens, dann zur See nach Macedonien, wo sie in Philippi, Thessalonike und andern Städten christliche Gemeinen stifteten, aber auch überall Verfolgung, bis zu Mißhandlungen schreitend, auszustehen hatten. Aus mehreren Städten vertrieben, wandten sie sich nach Athen, wo indeß ihre Predigt wegen des eitelen, auf Wortkünste und Schulgezänk gerichteten Sinnes der Athener wenig Eingang fand. Von hier sandte Paulus den Silas und den von Derbe aus mitgenommenen Jüngling Timotheus nach Macedonien zurück, die jungen Gemeinen zu stärken, und wandte sich nach Korinth, wo Jene nachmals wieder mit ihm zusammen trafen. In dieser Stadt, damals der vornehmsten von Griechenland, verweilte er etwa zwei Jahre lang, wahrscheinlich mit kleineren Wanderungen in größerer oder geringerer Entfernung, und wurde der Gründer der korinthischen Gemeine. Nach Verlauf dieser Zeit ging er zur See nach Ephesus, ohne sich hier aufzuhalten, denn er eilte nach Jerusalem zu einer abermaligen Verständigung mit den älteren Aposteln. Sie kam in der Art zu Stande, daß letztere ihn als gleichberechtigten Heidenapostel anerkannten, während sie selbst sich auf die Judenschaft beschränkten (Gal. 2, 1—10). Es war aber hohe Zeit, ja fast zu spät, wie sich bald offenbarte. Judenchristliche Eiferer — Paulus nennt sie falsche Brüder — hatten, wie es scheint, die lange Abwesenheit des Heidenapostels dazu benutzt, theils die vorher zurückgewiesene Forderung den Heidenchristen von neuem nahe zu legen, theils den Vertheidiger evangelischer Freiheit, den arbeitsamsten und größten der Apostel, als einen Mann zu verdächtigen, der nicht einmal Apostel, vielmehr abtrünniger Apostelschüler sei. Und ihre Bemühungen hat-

ten Erfolg gehabt, größeren vielleicht als wir vermuthen können. In Antiochia sondern sich die Judenchristen, Petrus an der Spitze, von den — für unrein angesehenen — Heidenchristen ab, so daß Paulus ihn ernst zurechtzuweisen genöthigt war (Gal. 2, 11 f.); in Galatien findet Paulus als er hinkommt, traurige Verwirrung, und starke Neigung, sich der Forderung zu fügen, die sie zu Knechten macht; er vermag nicht sie zu überwinden, scheidet in Unmuth, und schreibt bald darauf den Brief an die galatischen Gemeinen, dessen Erfolg wir zwar nicht kennen, der aber fast in jedem Worte sich als letzter Versuch bekundet, eine fast verlorene Sache zu erhalten, und seine Seele von tiefem Weh durchdrungen zeigt. Und Grund war vorhanden, es handelte sich nicht bloß um sein Ansehen oder um die Erhaltung seines eigenen Werks — Paulus war Mensch genug, um den Untergang von Beidem schmerzlich zu empfinden, aber auch Christ genug, um Beides zu verschmerzen, wenn er die Sache seines Herrn gesichert wußte —; es handelte sich seiner Ueberzeugung nach um nichts geringeres als um die Wahrheit und Freiheit des Evangeliums, um die Behauptung der evangelischen Hauptlehre, daß der Mensch gerecht vor Gott nicht werde durch gesetzliche Leistungen, sondern allein durch den lebendigen Glauben an Christus; um die Befreiung oder Freierhaltung der christlichen Menschheit von dem Joche der Gesetzesknechtschaft, und fest stand für ihn der Satz: So ihr euch beschneiden lasset, so ist euch Christus kein nütze; ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid aus der Gnade gefallen (Gal. 5, 3. 4). Dahin aber konnte und durfte er's nicht kommen lassen. Es ist nicht dahin gekommen, aber für Paulus war fortan nur noch ein harter Kampf in Aussicht, und der Siegeslauf seines Evangeliums war gehemmt.

In Ephesus, wohin er sich von Galatien aus begab, blieb er ohngefähr drei Jahre lang, und fand noch einmal mit seinem Evangelium so starken Eingang in der Stadt und umliegenden Provinz, daß hier zum ersten Male auch Heiden von der Besorgniß überfallen wurden, daß der Dienst der alten Götter durch den neuen Glauben gefährdet sei. Auch von hier aus scheint der niemals rastende Diener Christi noch kleinere Reisen gemacht zu haben, von denen eine, nach Korinth, durch zuverlässige Spuren in den Briefen dahin zu unsrer

Kunde kommt. Aber es war auch dies die letzte Zeit seiner freien Apostelthätigkeit, denn die nachfolgende Wanderung durch Macedonien und Griechenland war mehr dem Zwecke der Erhaltung als der Ausbreitung gewidmet.

Blicken wir daher von hier auf die von ihm durchlaufene Bahn zurück, so kann die hier gegebene Skizze bei oberflächlicher Betrachtung leicht den Schein erwecken, als sei die gethane Arbeit nicht so erstaunlich groß, und die so überaus kurze Darstellung der Apostelgeschichte kann denselben noch verstärken. Aber wir haben zu bedenken, erstlich, daß die Apostelgeschichte über bedeutende Abschnitte seines Wirkens mit den kürzesten Worten hinweggeht, z. B. die Gründung der galatischen Gemeinen, die mindestens einige Monate erfordert haben muß, Kap. 16, 6, so versteckt, daß hätten wir nicht den Brief dahin, wir Nichts von ihrem Dasein ahnen würden; vieles Andere aber übergeht sie ganz, wie Jeder sich überzeugen kann, der einen Blick in die Darstellung wirft, die Paulus selbst 2 Kor. 11, 20 ff. von seinen überstandenen Leiden macht, von denen jene so gut als Nichts gemeldet hat. Wir bedenken zweitens, daß er das große Werk allein begonnen, und mit wenigen Gehülfen, die er sich erst heranziehn mußte, bis dahin geführt hat, wo er davon abgerufen wurde, und daß es immerhin ein Großes ist, eine solche Anzahl, wenn auch vielleicht nur kleiner, christlicher Gemeinen in etwa zwanzig Jahren gestiftet zu haben. Wir bedenken drittens, daß er nicht nur allein arbeitete, sondern auch die Mittel zu seinen Unternehmungen meist selbst beschaffen mußte. Da waren keine Missionsvereine, ihm seinen Unterhalt zu geben, er mußte sich ihn selbst verschaffen, und erwarb ihn durch die Arbeit seiner Hände (Tag und Nacht arbeiteten wir, daß wir Niemand unter Euch beschwerlich wären, 1 Thess. 2, 9), bis nach und nach die Gemeinen ihm eine Erleichterung gewährten; und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir ihn reden hören „von Mühe und Arbeit, von vielem Wachen, von Hunger und Durst, von vielem Fasten (d. h. Mangel an Kost), von Frost und Blöße" (2 Kor. 11, 27). Da waren keine Anstalten zum Fortkommen, zu Fuße mußte er, die Seereisen selbstverständlich ausgenommen, die weiten Länderstrecken durchmessen, und daß es auch da Mühsale und Gefahren gegeben, das würde uns einleuchten, auch wenn er's nicht sagte. Wir ehren die

Heidenboten unsrer Tage, und verkennen keineswegs ihre hohe Selbstaufopferung, aber neben Paulus gestellt, wie werden sie verschwinden! Und Paulus war auch keine Riesenkraft, er trug den köstlichen Schatz in sehr gebrechlichem Gefäß (2 Kor. 4, 7), das wohl mehr als einmal unter der Wucht der auf ihn stoßenden Drangsale zu zerschellen drohte; er konnte das Psalmwort auf sich deuten: Um deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe; aber auch hinzufügen: in dem allen überwinden wir weit durch den der uns geliebet hat (Röm. 8, 36); er konnte den Philippern schreiben: Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein, ich bin in alles eingeweiht, in Sättigung und Hunger, in Ueberfluß und Mangel, ich vermag Alles durch den der mich mächtig macht, Christus (Phil. 4, 12. 13); denn er war „gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, weder Hohes noch Tiefes, und keine andere Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn" (Röm. 8, 38. 39).

In Ephesus ereilte ihn noch ein bitteres Leid. Das meine ich nicht, daß er da „viele Widerwärtige" fand (1 Kor. 16, 9), die fand er überall; auch nicht den Aufstand welchen Demetrius erregte (Apostg. 19, 27 ff.), er berührte ihn persönlich nicht; aber eine ihm sehr theure und für das große Werk hochwichtige Gemeine drohte zu verderben. Korinth, wo er zwei Jahre lang gearbeitet, Korinth, das einer der Kern- und Knotenpunkte werden sollte, von denen aus das Evangelium immer weiter um sich griffe, ja von wo es bereits um sich gegriffen hatte, stand am Rande eines tiefen Abgrunds. Parteien zerwühlten es, ein Theil wohl hielt zu ihm, dem geistlichen Vater der Gemeine; aber da waren Einige, denen schien das Wort vom Kreuze, so wie er's gepredigt, zu gering, sie begehrten höherer Weisheit, und meinten sie in der gelehrteren Form zu finden, in der ein gewisser Apollonius das gleiche Evangelium verkündigte; da waren Andere, die wollten Petrus als dem ächten Urapostel angehören; ja selbst die nur Christi Namen führen wollten, wollten es in verkehrtem Sinne als Partei; worin aber alle diese Parteien einig waren, das war die Verachtung Dessen, durch den sie Christo zugeführt worden waren; der sollte kein rechter Apostel sein, in seinem Verhalten fand man Vieles tadelswerth, seinen Anordnungen meinte man widerstehn zu

müssen. Und das genügte nicht, es waren im Gemeineleben Unordnungen eingerissen, und was schlimmer, es buhlten Manche noch mit dem verlassenen Heidenthum, so daß sie selbst an Opfergelagen in den Götzentempeln sich betheiligten; und auch der Lasterdienst der üppigen Handelsstadt war wieder eingeschlichen, wo nicht eingerissen bis zu schwerer blutschänderischer That. Daß alles dies den Apostel schwer betrüben mußte, begreifen wir; wie tief es in seine Seele eingeschnitten, wird nur der begreifen, der mit seinem Herzen die gleiche Erfahrung macht. Nach sichern Spuren ist er einmal von Ephesus aus dort gewesen, ohne Etwas auszurichten, auch einen Brief hat er dahin geschrieben, der nur falsche Deutungen erfahren hatte, und verloren gegangen ist. Da schrieb er, noch von Ephesus aus, den Brief, der in unsrer Sammlung der erste an die Korinther heißt, in Wahrheit aber der zweite ist. Er schrieb ihn in tiefer Erregtheit, und unter vielen Thränen (2 Kor. 2, 4), in großem Ernst, aber mit solcher Selbstbeherrschung, daß, hätten wir sein eigenes Zeugniß nicht, wir kaum eine Spur von diesen Thränen sehen würden, ein wahres Meisterstück in Behandlung der Gemüther; und beauftragte (so scheint es) in gleicher Zeit den Titus, einen seiner bewährtesten Gehülfen, sich der dortigen Angelegenheiten anzunehmen, und ihm persönlich zu berichten. Inzwischen begab er sich von Ephesus auf die Reise nach Macedonien, erkrankte aber noch in Kleinasien fast zum Tode, und setzte unvollständig genesen die Reise fort, in höchster Spannung der korinthischen Angelegenheiten wegen, bis endlich, sehnlich erwartet, Titus in Macedonien zu ihm stieß*). Die Nachrichten die er mitbrachte, scheinen gemischter Art gewesen zu sein, erfreulich was einen Theil, unerfreulich was den Rest der Gemeine anlangte. Ein Theil hatte sich dem treuen Apostel wieder zugewandt, aber die eigentlichen Gegner hoben in der Meinung, Paulus fürchte sich vor ihnen, ihr Haupt nur trotziger empor. Und immer näher kam der Augenblick, wo er hinkommen, immer näher die Zeit, wo er die westlichen Gegenden auf längere Zeit verlassen mußte. Wegbleiben war unmöglich, sogleich hingehen konnte üble Folgen, einen gänzlichen Bruch zur Folge

*) Diese Darstellung muß in Ermanglung einer Erzählung in der Apostelgeschichte, sich an die Spuren halten, die der zweite Korintherbrief uns an die Hand giebt.

haben; da sandte er seinen Titus mit dem Briefe hin, der unser zweiter an die Korinther ist, einem Schreiben, unbegreiflich bis man die Lage der Dinge kennt, unübertrefflich meisterhaft, sobald man diese begriffen hat. Wir wissen nicht, was er damit ausgerichtet, nur daß unmöglich ist, die Dinge besser anzufassen, und daß er von Macedonien aus wirklich hingegangen, und drei Monate in Griechenland geblieben ist.

Hier aber war der Punkt, wo nach dem unerforschlichen Rathschluß Gottes sein muthiger Lauf ein Ende finden sollte. Er selbst hatte Ahnungen solcher Art, um so gedrungen mußte er sich fühlen, Hand an seine letzten Werke anzulegen, daneben immer noch mit kühnen Plänen schwanger, Rom, Gallien, Spanien ins Auge fassend. Zweierlei sollte noch vollendet werden, ehe er entweder unterging, oder weiter nach dem fernen Westen zog. Das erste war, das freie Evangelium, wie es in seinem Geiste stand, auch für den Fall zu sichern, wo er selbst es nicht mehr schirmen könnte, das andere, den Versuch zu machen, die beiden Hälften der Christenheit, die jüdische und die heidnische, zu verketten durch ein Band, das fester hielte als Verträge und Verkommnisse. Jenes vollzog er in Korinth durch Abfassung des Briefes an die Römer, der ein kurzer, auch lückenhafter Inbegriff der christlichen Erlösungslehre, wie er sie faßt, aber ein immerwährendes Denkmal seines Geistes ist. Schwieriger war das Andere, denn es ruhte nicht in seiner Hand allein. Die Gemeinen in Jerusalem und Palästina waren arm, vielleicht von Anfang an, später aber durch den verunglückten Versuch einer Gütergemeinschaft noch mehr verarmt. Zu ihrer Unterstützung hatte er in allen heidenchristlichen Gemeinen Kleinasiens, Macedoniens, Griechenlands eine beträchtliche Summe eingesammelt, die er nun persönlich dorthin bringen wollte, ob vielleicht der Beweis von Liebe, den die eine Hälfte der Christenheit gegeben, das Eis der andern brechen, oder vielmehr die Flamme ihres Grolles löschen möchte. So wandte er denn, begleitet von Einigen der Gehülfen (oder Abgesandten der Gemeinen), sein Angesicht nochmals dem Osten zu, wo einst das Licht ihm aufgegangen, und der jetzt ihm seine Freiheit rauben sollte; über Macedonien, von Philippi nach Troas, zu Lande nach Assos, dann zur See nach Milet, wo er sich mit den Aeltesten von Ephesus verabschiedete, von

hier aber ohne Aufenthalt nach Palästina. Manche Stimme warnte ihn vor einem Besuche in Jerusalem, zu wichtig aber war ihm die Sache der er diente, um nicht auf jede Gefahr bei seinem Vorsatz zu beharren. Nicht lange aber war er dort, als er erkannt und von den grimmigen Juden ergriffen wurde, aus deren Händen nur die römische Wache ihn entriß. Aber Gefangener blieb er doch, vor weiteren Mißhandlungen schützte ihn sein römisches Bürgerrecht, vor Meuchelmord der Juden ihn zu sichern ward er nach Cäsarea gebracht, hier aber, obwohl man bald erkannte, daß er keines Verbrechens schuldig sei, ward er doch nicht frei gelassen. Erst hoffte der Statthalter Felix Geld für seine Freilassung, dann zeigte sein Nachfolger Festus sich geneigt, ihn den Juden Preis zu geben; da blieb — nach zweijährigem Gefängniß, als letzte Rettung ihm nur übrig, Berufung auf den Kaiser einzulegen. Damit aber war gegeben, daß seine Sache in Rom entschieden werden mußte. Auch in der Gefangenschaft legte er zu wiederholten Malen muthig Zeugniß ab von Christus und von seinem Glauben, überzeugte auch den Statthalter von seiner Unschuld, aber der kaiserlichen Entscheidung ließ sich nicht vorgreifen.

So wurde er denn endlich mit andern Gefangenen eingeschifft, litt unterwegs noch einmal Schiffbruch, den vierten in seinem Apostel-dienst, und kam endlich wohlbehalten bis nach Rom, freilich nicht, wie er von Korinth aus angekündigt, auf der Durchreise nach Spanien, sondern als Gefangener, dessen Geschick vom Willen des rasenden Nero abhing, aber er kam doch hin, und zeugte auch hier noch unerschrocken von dem Glauben, für den er nun so lange schon Ketten trug. Es scheint, da seine Kläger sich nicht einstellten, daß er gänzlich frei gelassen worden; die Apostelgeschichte endet mit der Angabe, daß er zwei Jahre lang in eigener Wohnung unverhindert von Christus gepredigt habe, was nicht auf Gefangenschaft hindeutet. Damit verschwindet er für uns, eine alte Ueberlieferung meldet noch, daß in der Neronischen Christenverfolgung er mit dem Schwerte hingerichtet sei; wir haben zum Leugnen keinen Grund, und können uns den Mann wohl denken, wie er, nachdem er ein Vierteljahrhundert seinem Herrn getreu wie Wenige gedient, und oftmals sich nach dem Zusammensein mit ihm gesehnt, sein Haupt dem Henker darbeut, und als Sieger im edelsten der Kämpfe seine Seele dem empfiehlt, dessen

Liebe so lange die bewegende Kraft seines Lebens gewesen war. Für Christus ging er in den Tod, wie einst sein Herr für ihn dahin gegangen war. Aber auch für uns; denn nicht nur daß wir Christen sind, haben wir in sofern ihm zu danken, als er dem Evangelium die Bahn in die Heidenwelt gebrochen hat; auch daß wir evangelische Christen sind. Denn was uns Evangelischen Hauptlehre ist, daß der Sünder entsündigt werde durch den Glauben an Christus den Gekreuzigten, das hat er gelehrt im Briefe an die Römer, und aus diesem hat die evangelische Kirche es geschöpft, und wird es daher schöpfen, so lange sie bleiben wird was sie ist, die Kirche des Evangeliums. Wir vergöttern ihn nicht, aber wir beugen uns in Demuth vor der tief empfundenen Größe dieses Mannes; wir schwören nicht auf jedes seiner Worte, denn wir wollen feststehen in der Freiheit, welche Christus uns erworben hat, aber wir erkennen, daß in seinen Schriften der ächteste Kern des Evangeliums enthalten ist, und opfern ihm den Dank, den er um uns verdient hat, indem wir dahin wirken, diesen Kern immer klarer und reiner aus seinen Hülsen auszulösen, und uns anzueignen für das Leben. Das walte Gott in seiner ewigen Gnade, Amen.

2. Die Selbstbezeugung des Apostels.

Im Obigen haben wir die Lebensgeschichte des Apostels so zur Anschauung gebracht, wie sie nach dem kurzen Berichte der Apostelgeschichte und den in seinen Briefen enthaltenen Angaben und Andeutungen dem gleichsam daneben stehenden Betrachter erscheinen muß. Aber derselbe spricht in eben diesen Briefen auch sein Selbstbewußtsein in so umfassender Weise aus, daß wenn wir die überall verstreuten Aeußerungen desselben in Eins zusammen fassen, uns ein Bild von seinem innern Leben daraus entgegentritt, wie von keiner andern biblischen Person. Ist nun Paulus unzweifelhaft ein großer Mann, unter allen biblischen Personen — Christus selbstverständlich ausgenommen — unzweifelhaft der größeste, und verdient er mehr als tausend Andere, daß wir ihn so genau als möglich kennen lernen, und kann endlich das Bild eines solchen Mannes uns vielfach zur Anregung und Erbauung dienen, so bin ich überzeugt, daß die Zusammenstellung die ich hier-

mit unternehme, dem Leser nicht anders als willkommen sein könne, und in dieser Ueberzeugung biete ich sie dar.

Das Leben des Apostels zerfällt in zwei scharf auseinander tretende Hälften, die Zeit vor seinem Uebertritt zum Christenthum, und die seines Lebens als Christ und als Apostel. Von jener spricht er selten, und mehr in Andeutungen als in eingehender Darstellung. Kein Wunder; nicht nur lag zu der Zeit wo er seine Briefe schrieb, sein vorchristliches Leben schon sehr weit hinter ihm, es war auch für seinen Geist so sehr ein vergangenes, daß, hätten nicht seine Gegner durch ihre Verunglimpfungen ihn genöthigt, er desselben vielleicht nie erwähnt haben würde. Doch weiß er daß er Alles besessen hat, was in den Augen eines Juden Werth besaß, er weiß auch daß es ihm weder an Fähigkeit gemangelt hat, um unter seinem Volke und in seiner Secte, den Pharisäern, sich hervorzuthun und eine ausgezeichnete Stellung zu gewinnen, noch an Eifer um das überlieferte Gesetz, ja daß nur dieser Eifer es gewesen ist, was ihn zur Verfolgung der neu entstehenden Gemeine Christi angetrieben hat; er hat auch das Bewußtsein, daß er in gesetzlicher Tugend tadellos gewesen ist (Phil. 3, 6. Gal. 1, 14), und daß er den Beifall seiner Umgebungen gesucht, bezeugt sein Wort: „wenn ich noch Menschenbeifall suchte, so wäre ich nicht Christ (Gal. 1, 10). Aber er weiß auch, daß er mit all seiner Gesetztugend die gottgefällige Beschaffenheit — er pflegt sie „Gerechtigkeit" zu nennen — nicht gewonnen hat (Gal. 2, 15 f.); ja wenn, wie kaum zu zweifeln, die Beschreibung die er Röm. 7, 7—25. vom innern Leben des Menschen unter dem Gesetze macht, ein Spiegelbild seines eigenen Zustands ist, so hat er noch nach langen Jahren das Bewußtsein, daß dasselbe ein Zustand trauriger Zerrissenheit, eines unseligen Schwankens zwischen einem Wollen des Besseren und dem Thun des ihm verhaßten Schlechteren gewesen ist, ja daß er manchmal lieber todt zu sein gewünscht hat, als in diesem stets fruchtlosen Kampfe des besseren Ich mit der Gewalt der übermächtigen Sünde länger zu verharren. Und sein damaliger Verfolgungseifer hat eine so schmerzliche Erinnerung in ihm zurückgelassen, daß er nach einer zwanzigjährigen großen und gesegneten Apostelthätigkeit sich nicht bedenkt, vor seinen Gemeinen das Bekenntniß abzulegen, daß er des

hohen Apostelnamens gar nicht würdig sei, weil er ein Verfolger der Gemeine Gottes gewesen sei (1 Kor. 15, 9).

Das alles aber ist anders geworden, indem er Christ geworden ist. Alles das, was früher Werth für ihn gehabt, hat ihn verloren, es liegt hinter ihm und ist von ihm vergessen, die ganze Welt mit Allem was sie hat und bieten kann, ist nicht mehr da für ihn noch er für sie; ja selbst das Gesetz, das er als göttliches in gebührenden Ehren hält, und für das er einst so heiß geeifert, es hat so vollständig alle Beziehung zu ihm verloren, daß es nicht anders ist, als hätte gleich der Tod sie aufgehoben (Phil. 3, 7 f. Gal. 6, 14. 2, 19). Ein ganz Neues ist an die Stelle des Vergangenen getreten. Ehe wir ihn dieses schildern hören, legen wir ihm die Frage nach der Ursache der so umfassenden Veränderung vor. Er sagt nicht Viel darüber, doch genug, um seinen Sinn zu fassen. Durch Gottes Gnade bin ich was ich bin, sagt er 1 Kor. 15, 10, und mehrmals faßt er seine ganze Stellung und Befähigung in den Ausdruck: „Die mir verliehene Gnade Gottes" zusammen (Röm. 15, 15. und öfter). Wie nun überhaupt der Begriff der Gnade von ihm in voller Strenge, mithin als Ausschließung alles menschlichen Verdienstes gefaßt erscheint (Röm. 11, 6), so werden wir auch obige Erklärung in dem Sinne fassen, daß nicht irgend welches eigene Verdienst oder eigene Anstrengung die große Veränderung hervorgebracht habe, dieselbe vielmehr eine reine unverdiente Gotteswirkung sei. Etwas bestimmter erscheint seine Anschauung Gal. 1, 15 f. Gott hat ihn von Mutterleibe an ausgesondert d. h. ihm die Bestimmung gegeben, die er durch sein Leben erfüllen soll, und hat durch seine Gnade ihn gerufen. Diesen Ruf als einen besondern göttlichen Einzelact kann er wohl nur als da an ihn ergangen denken, als nach derselben Stelle es Gott wohlgefiel seinen Sohn in seinem Geiste zu enthüllen, d. h. in der Zeit seiner Bekehrung selbst. Das Wesen dessen aber, was in dieser mit ihm vorgegangen, nicht wie es uns den außerhalb stehenden, sondern wie es ihm selbst erschien, wird uns in den eben angeführten Worten, und in der Stelle 2 Kor. 4, 6. angedeutet, doch so daß dem Leser mit einigen erläuternden Worten nur gedient sein kann. Gott hat seinen Sohn in ihm enthüllt. Der Sohn Gottes d. h. Christus wie ihn Paulus denkt und predigt, also in sei-

ner Eigenschaft als der von Gott der Menschheit gegebene Erlöser, der durch seinen Tod am Kreuze die Menschheit mit Gott ausgesöhnt hat, war — wie das „Enthüllen" andeutet, — vor seiner Bekehrung ihm verborgen, er wußte zwar von Jesus, aber nicht daß dieser der Sohn Gottes, und noch weniger daß er der Erlöser, und sein Tod die Erlösung der Menschheit war. Und weil ihm das verborgen war, konnte er auch den Weg, den die ersten Verkündiger des Christenthums zu gehn aufforderten, als den wahren, von Gott selbst der Menschheit eröffneten Weg des Heils nicht anerkennen, mußte vielmehr, je klarer er sein Verhältniß zu dem bisherigen durchschaute, desto entschiedener ihm entgegen treten, wie er denn gethan, aber nicht in böser Meinung, sondern in aufrichtigem Eifer für die Sache Gottes. Gott aber nahm die Decke weg, womit sein Sohn für ihn umhüllt war, daß er ihn erkannte in seinem Wesen und in der Bedeutung seiner irdischen Erscheinung. Ganz ähnlich ist der Sinn der zweiten Stelle: Der Gott, der einst geboten daß aus der Finsterniß das Licht hervorleuchtete, der hat in meinem Herzen geleuchtet für den Zweck der hellen Erkenntniß der Gottesherrlichkeit auf dem Angesichte Christi. Was darin liegt ist dieses: Christus ist das Ebenbild Gottes (V. 4), darum wer ihn erblickt, der schaut (gleichsam) auf seinem Angesichte die Herrlichkeit Gottes wie in ihrem fleckenlosen Spiegel. Das Auge meines Geistes aber, das ist sein Sinn, war vordem gleichsam mit Nacht umgeben, daß ich jene Herrlichkeit nicht schauen konnte. Gott aber, wie er am ersten Schöpfungstage in die Finsterniß hinein rief: es werde Licht, und es ward Licht, so hat er in meine Geistesnacht das gleiche Wort hineingerufen, und da ist Christus meinem Geiste klar geworden, was er ist, und was er für die Menschheit ist. So also sieht er das Gotteswirken zu seiner Bekehrung an: Gott hob sein irriges Meinen von Christus auf, und machte ihm innerlich sein wahres Wesen und die Bedeutung seiner Erscheinung klar. Bis dahin also ist Gott allein der Wirkende, und Paulus verhält sich leidentlich. Aber nicht schlechthin. Vielmehr ist er dem Rufe gefolgt, er hat den bisherigen Weg verlassen, hat weggeworfen was bis dahin ihm werthvoll schien, und den neuen Weg ergriffen, den er nun in voller Entschiedenheit verfolgt, und strebt sowohl für sich mit Eifer dem wahren Heile zu (Phil. 3,

7—12), als auch ist er sofort, ohne sich erst mit Menschen zu berathen, zu einem der neuen Erkenntniß angemessenen Handeln als Verkündiger des neuen Heilswegs an die Menschheit übergegangen (Gal. 1, 16 f.). So lebendig also sein Bewußtsein ist, daß Gottes Gnade ihn zu dem gemacht hat, was er gegenwärtig ist, so weit ist er doch entfernt, dessen unbewußt zu sein, was von seiner Seite hat geschehen müssen, damit er wirklich würde, was er nach Gottes Gnadenrathschluß werden sollte.

So sparsam aber als die Selbstaussagen des Apostels in Bezug auf die Zeit sind, welche nur noch der Vergangenheit angehörte, so zahlreich sind sie in Hinsicht derjenigen, welche wir als seine apostolische Gegenwart bezeichnen mögen. Theils lag wohl in der Natur des Mannes selbst, daß er nicht unterlassen konnte, seinen Gemeinen gegenüber sich offen darzustellen wie er war, theils lag in seinen Kämpfen mit den Gegnern, deren Angriffe ja doch zu großem Theile auf seine Person als Mensch und als Apostel gerichtet waren, nur allzuviel Veranlassung sich über das was ihn persönlich anging auszusprechen. Unsre Aufgabe muß nun sein, was er in Zerstreutheit, und für keinen Lehrzweck, dargeboten hat, so zu ordnen, daß es nur weniger Erläuterungen bedarf, damit ein klares Bild des großen Mannes aus seinen eigenen Andeutungen sich gestalte.

Am wenigsten spricht er über das Verhältniß als ein für ihn persönliches, in welchem doch sein ganzes inneres und äußeres Leben als Christ und als Apostel wurzelte, nemlich zu Christus und zu Gott. Einen Mangel aber leiden wir deshalb nicht, denn das Wenige was er sagt, ist uns genug, weil wir daraus erkennen, daß er dasselbe eigene Verhältniß denkt wie aller seiner Genossen im Christenthum. wie er aber das denke, wissen wir. Er lebt im Glauben an den Sohn Gottes (Gal. 2, 20). Nun ist der Glaube an Christus, wie ihn Paulus denkt, als einmalige That betrachtet, diejenige That des sündigen Menschen, durch welche er geistig Eins mit Christus wird, sich so gleichsam versenkt in Christi heiliges Wesen, daß sein eigenes unheiliges Wesen in ihm gleichsam untergeht, und das heilige Wesen Christi auf ihn übergeht, in Folge davon aber das unselige Verhältniß zu Gott, in welchem er als Sünder stand, aufgehoben und in das selige Verhältniß, worin Christus zu Gott steht, umge-

wandelt wird, als Glaubenszustand aber, gleichsam als die stete Wiederholung jener ersten That, sowohl die Geisteseinheit mit Christus, vermöge welcher die erlösenden und heiligenden Kräfte die von Christus ausgehn, in der Person des Gläubigen wirksam sind, das alte sündige Wesen immer völliger in ihm auszutilgen, und das heilige Wesen Christi immer vollkommener ihm anzueignen, so daß er, obwohl noch „im Fleische" lebend, doch „in das gleiche Bild (Gottes, welches Christus ist) verwandelt wird, und von Herrlichkeit zu Herrlichkeit fortschreitet, als nothwendige Wirkung davon, daß der Herr (d. h. Christus) der Geist ist" (2. Kor. 3, 18); als auch das daraus sich ergebende Verhältniß zu Gott, das ähnlich dem Verhältniß Christi das des (angenommenen) Sohnes zu seinem Vater ist. Wenn also Paulus von sich aussagt, daß er in diesem Glauben lebe, so sagt er alles dies nach seinem ganzen Umfang und nach seiner ganzen Tiefe und Höhe von sich aus, und wenn er auch kein weiteres Wort über sich ausgesprochen hätte, würden wir doch sein ganzes Selbstbewußtsein zu erfassen vermögend sein; wir dürften nur durchdenken, was in diesem einen Gedanken enthalten ist, und zur Bestätigung das hinzufügen, was er über das Wesen der Christen aussagt; denn wie er Nichts für sich in Anspruch nimmt, was nicht Allen gemein sein soll, so denkt er Nichts von dem was er den Christen beilegt, ihm selbst als Solchem fremd. Hier indeß ist davon abzusehn, wiefern doch unser Zweck nur auf seine wirkliche Selbstbezeugung geht. Spuren von seiner Selbstanschauung finden sich einige. Unmittelbar vor der so eben besprochenen Stelle lesen wir die Worte: Nicht ich lebe mehr, vielmehr Christus lebt in mir (Gal. 2, 20), und zwar so daß die folgenden: was ich aber jetzt im Fleische lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, dem ersten Satze zur Beschränkung dienen sollen. Dieser enthält den Zustand der Vollendung, der zweite geht auf die Wirklichkeit zurück. Wäre die Vollendung eingetreten, so lebte gar nicht mehr er selbst, das einzige Lebende in ihm wäre Christus, der Herr welcher der Geist ist, er also wäre nur noch Geist. Nun aber lebt er noch im Fleische, ist noch Erdenmensch, der nicht im Schauen sondern im Glauben lebt (2. Kor. 5, 7), da kann es nur zum Glaubensleben d. h. zu jenem sich immer erneuernden Wiederergreifen der nie vollkommen besessenen Geisteseinheit kommen, in wel-

chem seine Wirklichkeit sich bewegt. Was aber sagt er damit, daß nicht er selbst, sondern Christus in ihm lebe? In streng eigentlichem Sinne kann er das nicht meinen, denn wenn er nicht lebte, könnte er auch kein Bewußtsein von sich haben, das er doch unleugbar hat; und was wäre denn das Ich, in welchem Christus lebte, und das doch selbst nicht lebte, und was das Leben Christi in ihm, buchstäblich aufgefaßt? Vollkommen seinen Sinn zu fassen wird Niemand vermögen, da er selbst ihn nicht erklärt; was wir dabei denken können, wird das Bewußtsein sein, nicht niedere Kräfte der Seele seien das Bewegende und Regierende in ihm, sondern die geistige Kraft in ihm, die von Christus neu belebt und gekräftigt worden sei. Aber ein herrliches, ein hoch erhebendes Bewußtsein ist es, von sich sagen zu können: Christus ist das eigentlich Lebendige in mir, es sagen zu können, und sich nicht zu täuschen. Eine Spur desselben ist auch, wenn er 2 Kor. 13, 3. Christus als Denjenigen bezeichnet, welcher in ihm rede, so daß also die Worte die aus seinem Munde oder aus seiner Feder gehn, nicht seine sondern Christi Worte sind. Und so ist es denn auch Christus der ihn stark macht und selbst das Schwerste das ihm begegnet überwinden läßt (Röm. 8, 37. Phil. 4, 13). Sein persönliches Verhältniß zu Christus bezeichnet er als das der Dienstbarkeit, indem er sich einen Sclaven Christi nennt, der die von seinem Herrn empfangenen Maalzeichen an seinem Leibe trage (Röm. 1, 1. Gal. 1, 10. 6, 17), die letzten Worte wohl in dem Sinne, daß die Spuren der mancherlei um Christi willen erduldeten Mißhandlungen ihn genug als das was er ist, Christi Knecht, beglaubigen. Wenn aber das Wort, das er da braucht, sein Verhältniß als ein rein äußerliches, durch fremde Gewalt ihm auferlegtes zu bezeichnen scheint — 2 Kor. 11, 23. braucht er das mildere des Dieners —, so dürfen wir uns dadurch nicht täuschen lassen. Es ist wahr, er denkt eine solche Machtstellung Christi, vermöge welcher er Herr ist über Lebendige und Todte (Röm. 14, 9), und dieser ist er unterworfen, wollend oder nicht; aber das ganze Verhältniß wird dadurch daß er es will ein anderes. Er will Christi Knecht, will mit allen seinen Kräften ihm unterthänig sein, und würde sich's zur tiefsten Schande rechnen, wenn er's nicht sein dürfte, wie er sich's denn gewiß zur höch-

sten Ehre rechnet es zu sein. Er spricht sich nicht darüber aus, aber man wird es überall gewahr.

Im Verhältniß zu Christus wurzelt nun für Paulus das zu Gott. Durch Christus, sagt er ja Röm. 5, 2. von allen Christen, haben wir Zugang zu Gott erlangt, und Gott ist, wie er Christi Gott und Vater ist, so auch der Gläubigen Gott und Vater (Gal. 1, 4), d. h. Gottes Verhältniß zu den Gläubigen ist das zweifache, daß er ihr Gott und zugleich ihr Vater ist. Und so nennt er zwar, von sich persönlich sprechend, Gott niemals seinen Vater, obwohl er es thun könnte, da er ihn unsern Vater nennt, so daß wir den Nichtgebrauch dieser Bezeichnung nur als zufällig ansehn können, wohl aber mehrmals seinen Gott (Röm. 1, 8. Phil. 4, 19), und wir sehen darin den unverkennbaren Ausdruck eines Bewußtseins, dessen wesentlicher Inhalt dieser ist, daß er sich nicht nur in der allgemeinen Beziehung zwischen Gott und Welt mit eingeschlossen, sondern in einer besonderen, ihm persönlichen Beziehung zu Gott weiß, vermöge deren Gott das was er für die Welt und für die Menschheit ist, auch für ihn selbst ist, und was die Welt von Gott erwarten kann, er für sich selbst erwarten darf. Sein ganzes Gemüth aber ist auf Gott gerichtet. Er dient Gott in seinem Geiste (Röm. 1, 9). Das Wort das er von seinem Dienste braucht, ist dasselbe das sonst vom priesterlichen Dienste im Gebrauche ist, und wir werden später sehn, daß er seine gesammte apostolische Thätigkeit als einen solchen heiligen Dienst betrachtet. Der Beisatz aber: in meinem Geiste, zeigt uns seinen wahren Sinn. Der äußerliche Dienst, dessen die Heiden Viel für ihre Götter hatten, und die Juden für ihren Gott, hat in seinen Augen sehr geringen Werth, der rechte Dienst muß im Geiste des Menschen seine Wurzel haben, und jede Thätigkeit, die vom Geiste ausgehend sich nach außen kehrt, und Gottes Zweck zum eigenen Zwecke macht, ist ihm ein Gottesdienst d. h. hat in höherem Sinne die Bedeutung, welche der äußere nur in Ermangelung von jenem und in niederem Sinne haben kann. So sucht er denn nicht Menschenbeifall, wie er wohl ehedem gethan, sondern Gottes (Gal. 1, 10), aber er weiß auch, daß er mit seinem ganzen Wesen Gott bekannt und offenbar ist (2 Kor. 4, 11). So soll denn auch von Allem was er schafft und was ihm widerfährt, nicht er die Ehre haben sondern Gott (1 Kor. 2, 5.

2 Kor. 1, 9. 4, 7). Eine der vornehmsten Kundgebungen seines ganz auf Gott gerichteten Sinnes ist das unaufhörliche Gebet, das er oft von sich bezeugt, und das zum Gegenstande Alles hat, was ihm am Herzen liegt, es betreffe ihn selbst oder die Gemeinen die er gegründet hat, bald als Bitte sich gestaltend bald als Danksagung; wogegen er auch von der Fürbitte der Gemeinen Viel für sich erwartet (Röm. 15, 30 f. 2 Kor. 1, 11).

Wir wenden uns seinem allgemeinen sittlichen Selbstbewußtsein zu. Da lag nun in der Natur der Verhältnisse, lag namentlich darin daß eine gehässige Verkleinerung ihm gegenüber stand, daß man in Galatien und wie es scheint noch mehr in Korinth gerade sein sittliches Wesen angegriffen, ihn als einen unzuverlässigen, wankelmüthigen, zweizüngigen Menschen, einen treulosen Apostelschüler, anmaßenden und doch feigen Eindringling darzustellen gesucht, und wenigstens bei Manchen Glauben gefunden hatte, die Ursache, daß die Seite seiner Demuth wenig, und desto mehr die seines Selbstgefühls zum Vorschein kommen mußte. Jene sehen wir da erscheinen, wo er seiner christusfeindlichen Vergangenheit gedenkt (s. oben), und wo er der treu gebliebenen ihm eng befreundeten Gemeine zu Philippi gegenüber sein Herz offenbart. Da, nachdem er erzählt, wie er Alles, was im Judenthum ihm Gewinn gewesen, weggeworfen habe um Christus zu gewinnen und in seiner Gemeinschaft Gottgefälligkeit und Seligkeit zu erstreben, fühlt er sich gedrungen die beschränkenden Worte folgen zu lassen: Die Meinung ist nicht, daß ich das Ziel bereits erlangt habe oder schon vollkommen geworden sei; doch laufe ich, ob ich es wohl ergreifen möchte, nachdem ich ja auch von Christus ergriffen worden bin. Meine Brüder, ich maße mir nicht an es schon ergriffen zu haben; nur das Eine (darf ich von mir behaupten), vergessend was dahinten liegt, und nach dem mich streckend was vor mir liegt, eile ich, wie der Renner nach dem Ziele, dem Ehrenpreise des göttlichen in Christus ergangenen Rufes nach Oben zu (Phil. 3, 12—14). In solchen Worten dürfen wir sein wahres Herz erkennen, denn so stellt ihn sein Leben dar; schon weniger in einer Stelle wie 1 Kor. 9, 26 f., und gar nicht 1 Kor. 4, 8—12., wo der Unmuth über die Anmaßung der über ihn sich erhebenden Korinther ihn Worte sagen läßt, die er nicht denkt, bittere Worte, die er durch die folgende freund=

liche Rede zu vergüten sich bemüht. — Sein Selbstgefühl erscheint als Gefühl der Kraft, der tadellosen Rechtschaffenheit, und der Unabhängigkeit von fremdem Urtheil. Das Gefühl der Kraft spricht sich theils im Kampfe mit den Gegnern, theils in Betreff der Anstrengungen und Entbehrungen aus, die sein Apostelbienst ihm auferlegt. Dort spricht er von den Waffen seines Kriegsdienstes, die nicht fleischlich und daher schwach, sondern geistig und daher mächtig seien Bollwerke zu zerstören, mit denen er stolze Gedanken niederwerfe, und jede Höhe die der Erkenntniß Gottes entgegen errichtet werde, und alles Denken dem Gehorsam gegen Christus gefangen nehme (2 Kor. 10, 4 f.); hat also die feste Zuversicht, daß im geistigen Kampfe nur Er, und nicht die Gegner, überwinden könne; hier sagt er, er habe gelernt in jeder Lage sich selbst genug zu sein, er verstehe niedrig und hoch zu sein, in Alles sei er eingeweiht, satt zu werden und zu hungern, Ueberfluß zu haben und Mangel zu leiden, Alles vermöge er in seiner Verbundenheit mit Christus, der ihn mächtig mache (Phil. 4, 11—13). Ob dies letztere Bewußtsein ihm in jedem Augenblicke gegenwärtig war, ob nicht bisweilen Zeiten auch für ihn eintraten, wo seine Kraft matter und sein Muth geringer wurde, wir wissen's nicht genau, doch einzele mehr zufällig hingeworfene Worte wie 1 Kor. 15, 19. lassen uns das Letztere vermuthen; aber wer das zu erdulden hatte, was er, und doch ein solches Kraftbewußtsein, ob auch mit Unterbrechung in sich trug, wird um solcher Unterbrechungen willen uns kein geringerer Mann erscheinen, und Viel wird fehlen, daß wir ihn erreichen. Das Bewußtsein der Rechtschaffenheit spricht sich in verschiedener Weise aus, als das der Treue, die er einmal als den Grund seiner Befähigung zu gutem Rathe erkennen lehrt (1 Kor. 7, 25), ein andermal als seine Haushaltereigenschaft durchblicken läßt (1 Kor. 4, 2), wieder einmal als das der Entferntheit von aller Unredlichkeit im Dienste oder im Verkehr (2 Kor. 4, 2); und er hat den Muth sich als das Muster darzustellen, dem in christlicher Entschiedenheit und jeder Tugend nachzustreben er seine Gemeinen auffordern kann (Gal. 4, 12. 1 Kor. 11, 1. Phil. 4, 8 f.). Seine Unabhängigkeit vom Urtheil der Menschen ist nicht die der Verachtung; wäre sie das, so würde ihm gleichgültig sein, ob man so, ob anders von ihm dächte, er würde unbekümmert um ihr Urtheil seinen Weg fortsetzen, wie ihm recht er-

schiene, welche Folgen es auch hätte. Aber das kann er schon deshalb nicht, weil er erkennt, wieviel für die Beförderung der großen Sache, der sein Leben angehört, davon abhängig ist, daß man kein schiefes Urtheil über ihn fälle, und weil die Liebe die bewegende Kraft seines Lebens ist — von beidem werden wir weiter unten die Beweise finden —; darum sucht er in Allem so zu handeln, daß er Beifall finden kann (1 Kor. 10, 33), sucht die Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit und Lauterkeit seines Wesens und Handelns zu erwecken (2 Kor. 5, 11), ja er läßt sich nicht verdrießen, den ihn verkennenden Korinthern gegenüber seine Selbstvertheidigung mit großer Ausführlichkeit zu führen — der ganze zweite Brief an sie ist eine solche, und als solche mit wahrer Meisterschaft gearbeitet —; aber als seinen Richter erkennt er keinen Menschen an, sondern Gott allein, und Christus, den er als den künftigen Richter aller Menschen denkt. „Mir ist ein sehr Geringes," schreibt er 1 Kor. 4, 3—5, „daß ich von Euch beurtheilt werde, oder von irgend menschlichem Gericht; beurtheile ich doch mich selber nicht. Zwar bin ich mir Nichts bewußt, aber darin ist meine Rechtfertigung noch nicht vollendet; der mich beurtheilt aber ist der Herr (d. h. Christus, den er bei diesem Namen immer meint). Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr gekommen sein wird, welcher auch das in der Finsterniß Verborgene ans Licht bringen und die Anschläge der Herzen offenbar machen wird; dann wird einem Jeden das ihm gebührende Lob — oder auch Tadel — von Gott her zu Theil werden." Und nachdem er im zweiten Briefe seine Selbstrechtfertigung zu Ende geführt, schließt er mit diesen Worten: Da meint ihr nun die ganze Zeit, ich rechtfertige mich vor Euch. Vor Gott rede ich in Christus, und alles für den Zweck Eurer Förderung (2 Kor. 12, 19). Die Selbstrechtfertigung die er nothgedrungen unternommen hat, würde, wenn er sie vor ihnen als seinen Richtern geführt hätte, ihn in eine Stellung zu ihnen gebracht haben, in der er als Apostel nicht stehen kann und darf. Nun hat er sie aber doch geführt, und gleichsam in ihrer Gegenwart geführt, da mußte er nach den Erfahrungen die er gemacht erwarten, daß sie jene Meinung hegen würden. Die schneidet er nun mit einem Male dadurch ab, daß er ihnen den wahren Richter nennt, neben den sie sich zu stellen doch nicht wagen werden, und dadurch sie in die Stellung der bloßen Zuhörer

herabdrückt, in deren Gegenwart er zwar seine Sache gehandelt hat, aber nicht um aus ihrem Munde sein Urtheil zu empfangen, sondern weil er gehofft hat, daß es ihnen nützen, sie im Guten fördern werde. Und sofort nimmt er die Stellung wieder ein, die durch ihr Verhalten und sein Bedürfniß der Vertheidigung fast verloren war.

Ein wahres Prachtbild von seinem innern und äußern Leben ist das, womit Paulus eine der Gedankenreihen schließt, in welche der zweite Brief an die Korinther sich zerlegt, in hohem rednerischen Schwunge ausgemalt, und daher nicht mit der Schärfe der strengen Abhandlung aufzufassen und zu beurtheilen. Ich theile es hier vollständig mit, damit es dem Leser sofort gegenwärtig sei: In allen Stücken stelle ich mich als Gottes Diener dar, unter vielen Erduldungen, unter Drangsalen, unter Nöthen, unter Aengsten, unter Schlägen, Gefangenschaft, Aufruhr, Arbeit, Nachtwachen, Nahrungslosigkeit, in Lauterkeit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, in heiligem Geist, in ungeheuchelter Liebe, in Verkündigung der Wahrheit, in Kraft Gottes; durch die Waffen der Gerechtigkeit zum Angriff wie zur Vertheidigung; in Ehre und Schande, in gutem und bösem Ruf; als Verführer betrachtet und doch wahrhaft, als unbekannt und doch erkannt, als Sterbender und siehe ich lebe, als Gezüchtigter und doch nicht Getödteter, als Trauernder und doch immer froh, als Bettler und doch Viele bereichernd, als Nichts Besitzender und doch Alles inne habend (2 Kor. 6, 4—10).

Ganz besonders stark spricht sich das Bewußtsein des Apostels aus in Beziehung auf sein Amt. Er hat ein starkes Gefühl einer auf ihm ruhenden Verpflichtung. Gott hat ihn von Mutterleibe an für den Zweck der evangelischen Verkündigung ausgesondert, und dann später durch seine Gnade berufen (Röm. 1, 1. Gal. 1, 15), deshalb ist er nun ein Schuldner gegen Alle, Griechen und Nichtgriechen, Gelehrte und Ungelehrte, er muß predigen und Wehe ihm, wenn er es unterließe (Röm. 1, 14. 1 Kor. 9, 16); und zwar sind es vorzugsweise die Heiden, zu denen er gesendet ist, er ist Apostel der Heiden (Röm. 11, 13. 15, 16. Gal. 1, 16), doch so daß die Juden von seiner Wirksamkeit nicht ausgeschlossen sind. Und predigen ist die Leistung, zu der vorzugsweise berufen ist (1 Kor. 1, 17). So durchdrungen er aber von der Nothwendigkeit ist, die auf ihm ruht, so wenig erscheint

sie ihm doch als Last, im Gegentheil, das Gefühl seiner Schuldigkeit ist die Quelle seines freien Eifers, wie er selbst Röm. 1, 14. sein Bestreben nach Rom zu kommen aus dieser Schuldigkeit herleitet. Ja die Sache der er dient ist so sehr Sache seines Herzens, daß mit ihrem Gedeihen sein eigenes Wohl und Weh aufs engste zusammenhängt (2 Kor. 2, 13. 7, 5). Wie das zugehe, lehrt er uns selbst. Zuerst: ich glaube, darum rede ich (2 Kor. 4, 13) d. h. das Heil dessen Verkündigung ihm obliegt, ist so sehr Sache seiner Ueberzeugung, und daher auch ihm so theuer und so werth, daß er nicht schweigen, es nicht selbstsüchtig für sich behalten kann. Sodann: die Liebe Christi drängt mich (2 Kor. 5, 14). Nicht die Liebe zu Christus ist gemeint, obwohl der Satz auch so noch seine Wahrheit haben würde, sondern die Liebe, welche Christus der Sünderwelt erwiesen hat, indem er zu ihrem Heile in den Tod ging. Das aber sagt er, um sich wegen des ihm vorgeworfenen wahnsinnigen Eifers zu rechtfertigen. Bin ich wahnsinnig, sagt er V. 13, so bin ich's für Gott, bin ich bei gesundem Verstande, so bin ich's für Euch. Denn die Liebe u. s. w. Der Eindruck dieser Liebe hat ihn so ergriffen und überwältiget, daß er nicht anders handeln kann als wie er handelt, eine Schwächung seines Eifers ihm unmöglich ist. So ist es denn ein Eifer um Gott, der ihn in seinem Amte treibt (2 Kor. 11, 2).

Dem Sollen und Wollen geht aber auch ein Können zur Seite. Derselbe Gott, der ihn gerufen hat, der hat ihm auch die Befähigung dazu gegeben, die er sich selbst nicht hätte geben können (2 Kor. 3, 5). Das ist, was er bisweilen die ihm verliehene Gottesgnade nennt (Röm. 15, 15. 1 Kor. 3, 10. 15, 10). Wir denken darunter Alles was er an Gaben und Fähigkeiten zur Ausübung des ihm übertragenen Dienstes besitzt. Er selbst denkt wohl vornehmlich an den Geist den er empfangen hat, und die durch ihn verliehene Offenbarungsweisheit und Wundergabe; wenigstens erwähnt er dieser beiden Stücke als der Bewährung seines Apostelthums (1 Kor. 2, 6 ff. 2 Kor. 14, 12. Röm. 15, 19). Seine apostolische Stellung faßt er in dreifacher Beziehung auf, zu Gott, dessen Diener und Mitarbeiter oder Gehülfe er ist (1 Kor. 3, 9. 2 Kor. 6, 4), zu Christus, dem er sich als Diener und Botschafter unterordnet (1 Kor. 4, 1. 2 Kor. 5, 20), und zur Gemeine, deren Knecht und Mithelfer ihrer Freude er ist (2 Kor.

1, 27. 4, 5). Dabei aber hat er auch ein Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit für das Gedeihen der Gemeine, stark genug um ihn zu überzeugen, daß seine Gefangenschaft nicht mit seinem Tode enden werde (Phil. 1, 2 f.), und ein Gefühl der Würde, die aus der Erhabenheit seines Amtes auf ihn selbst übergeht (2 Kor. 3, 6.). Dies hängt auch zusammen mit der Betrachtung dieses Amts als eines heiligen Priesterdienstes, die sich Röm. 15, 16. Phil. 2, 17. angedeutet findet. Aufgewachsen und ausgebildet in den theologischen Anschauungen seines Volkes, betrachtet er die neuen christlichen Verhältnisse zwar als das was sie wirklich sind, ein Neues das bisher nicht dagewesen, aber doch unter Bildern aus dem alten hergenommen, d. h. so daß er in jenen Aehnlichkeiten mit diesen sucht und findet. Der Priester vermittelte das Verhältniß des Volks zu Gott, indem er die Opfer des Ersteren Gott darbrachte; er vermittelte ebenfalls das neue Verhältniß der Heidenwelt, das auf ihrer Seite im Glauben, auf Seiten Gottes in der Vergebung der Sünde sein Wesen hat. So vergleicht er denn sich mit dem Priester, der Gott Opfer darzubringen hat. Als das Opfer denkt er das eine Mal den Glauben, das andre Mal die Heiden selbst. Das Evangelium ist gewissermaßen sein heiliges Geräth, seine Sorge aber muß diese sein, daß das Opfer rein und gottgefällig sei. Das sind schöne, fromme, wohlthuende Bilder; wenn aber Jemand daraus schließen wollte, daß er den Diener des Evangeliums als Priester in eigentlichem Sinne denke, so würde der Schluß durchaus verkehrt sein; vielmehr eben weil er sich mit dem Priester *vergleicht*, und Opfer nennt, was keine Opfer sind, kann er sich nicht als wirklichen Priester denken.

Das allgemeine apostolische Bewußtsein spricht sich wie natürlich noch in mancher besondern Beziehung aus: Zuerst auf den Gegenstand seiner Verkündigung. Er weiß daß dieser nicht von ihm selbst ersonnen, sondern durch Offenbarung Christi selbst sein Eigenthum geworden ist, und fühlt durch diese Offenbarung seine geistigen Bedürfnisse so voll befriedigt, daß unbedingte Voraussetzung für ihn ist, eine andere Heilsbotschaft sei unmöglich, und was etwa als solche sich darbieten möchte, das müsse Irrthum und fluchwürdiges Blendwerk sein. Nun stellte sich in den Bemühungen seiner Gegner, das Christenthum mit dem Judenthum zu verbinden, namentlich in ihrer Be-

hauptung, daß für die gläubigen Heiden Annahme der Beschneidung unerlaßlich zur wirklichen Heilserlangung sei, Etwas entgegen, was seiner Lehre vom Heilsgewinn durch den Glauben ohne Zuthat von Gesetzwerk so sehr widersprach, daß es wirklich als ein anderes Evangelium, als solches aber ihm nothwendig falsch erscheinen mußte. Daher kann er denn nicht umhin den Korinthern zuzurufen: Wenn Der, welcher zu Euch kommt einen andern Jesus predigt den ich nicht gepredigt habe, oder Ihr einen andern Geist empfangt, den ihr nicht empfangen habt, oder eine andere Heilsbotschaft, die ihr nicht angenommen habt, so laßt Ihr's Euch mit Recht gefallen (2 Kor. 11, 4). Die von ihm nicht ausgesprochene, aber aus Zusammenhang und Verhältnissen hervorspringende, daher auch seinen korinthischen Lesern sofort verständliche Vollendung seiner Rede ist: nun aber ist das alles eine Undenkbarkeit, es giebt keinen andern Jesus, als den ich Euch gepredigt habe, keinen andern Geist, als den Ihr in Folge des Glaubens an diesen empfangen, keine Heilsbotschaft, welche abweichend von der von Euch früher angenommenen, und doch eine wahre Heilsbotschaft sei; so folgt daß Ihr groß Unrecht thätet, wenn Ihr einer andern Euch zuwenden wolltet. Darum bedenkt er sich denn auch nicht, seine Gegner als Verfälscher des Wortes Gottes (2 Kor. 2, 17. 4, 2), ja als falsche Apostel, als Diener des Satans, die sich betrüglicher Weise in Boten Christi und Diener der Gerechtigkeit umgestaltet haben, zu bezeichnen (2 Kor. 11, 13—15), und im Briefe an die Galater einen Jeden, und ob er gleich ein Engel vom Himmel wäre, der ein von dem durch ihn empfangenen abweichendes Evangelium verkündigen möchte, mit schwerem Fluche zu belegen (Gal. 1, 7. 8).

Ferner in Bezug auf die Erfolge seines Wirkens: In seiner frommen Demuth weiß er zwar, daß „weder der Pflanzende Etwas ist noch der Begießende, sondern Gott, welcher das Wachsthum giebt" (1 Kor. 3, 7); aber er ermangelt doch auch nicht eines gewissen Selbstgefühls, sowohl überhaupt als in Vergleich mit Andern. Bei der Gründung der korinthischen Gemeine hat er als „weiser Baumeister" den rechten Grund gelegt (1 Kor. 3, 10), überall wohin er kommt ist er ein Geruch Christi, den Einen zum Tode den Andern zum Leben (2 Kor. 2, 15. 16) d. h. wie es duftende Pflanzen giebt, deren Geruch je nach der verschiedenen Beschaffenheit der Einathmenden auf die Ei-

nen heilsam auf die Andern betäubend oder auch todbringend einwirkt, so ist er mit seiner Verkündigung von Christus niemals wirkungslos, aber die Wirkung entgegengesetzt, heilbringend bei Denen welche zum Empfang des Heils geeignet, verderblich Denen, welche unempfänglich sind, und daher der Wahrheit nur widerstehn, und dadurch sich ins Unheil stürzen können. Kommt er aber zu christlichen Gemeinen, da hat er die Gewißheit, daß er mit einer Fülle christlichen Segens kommen wird (Röm. 15, 29), und hegt die Hoffnung, daß er ihnen irgend welche geistige Gabe mittheilen können wird, doch so daß er nicht nur an sie mittheilen, sondern auch von ihnen empfangen, und so eine gegenseitige Glaubenskräftigung aus ihrem Zusammensein erwachsen wird (Röm. 1, 11 f.). Seine Gemeinen sind ihm das Zeugniß, sowohl in der Gegenwart als bei der Ankunft Christi zum Gericht, daß er ein rechter Apostel, und seine Arbeit nicht fruchtlos gewesen ist (1 Kor. 9, 2. 2 Kor. 3, 1 ff. Phil. 2, 16). Und er hat viel gearbeitet, und — hier treten wir mit ihm in die Vergleichung ein — mehr als die Andern alle, oder wie er's lieber ansieht, die Gnade Gottes die mit ihm ist, oder Christus durch ihn (1 Kor. 15, 10. Röm. 15, 18). So hat er denn den Muth zu sagen, daß er in keinem Stücke Denen nachstehe, die man für die hohen Apostel ausgebe (2 Kor. 11, 5), und so sehr ihm zuwider ist, seiner Thaten und der für Christi Sache bestandenen Erduldungen sich selbst zu rühmen, so entschließt er sich doch aus Noth dazu, und überschüttet seine Gegner mit einem langen Verzeichniß dessen, was er gethan und gelitten, offenbar in dem Bewußtsein, daß ihm Niemand werde eine Gegenrechnung stellen können (2 Kor. 11, 16 ff.). Und was er da erwähnt, ist in der That geeignet, den Mann zu bewundern, der Soviel arbeiten, Soviel erdulden konnte, und nach so ungeheuren Anstrengungen, nur getrieben vom Gefühl der Liebe Christi, unermüdlich weiter strebte.

Da diese Darstellung das Ganze der Selbstbezeugung des Apostels zu umfassen wünscht, so darf sie nicht versäumen, auch das hier vorzuführen, was er über sein Verhalten unter Heiden und Juden ausgesprochen hat. Zwei Punkte sind es vornehmlich, über die er sich erklärt. Der erste betrifft seinen Unterhalt. Aus 1 Thess. 2, 9. Apg. 18, 3. wissen wir, daß er denselben durch Handarbeit selbst zu

beschaffen suchte; über die Gründe die ihn dazu bestimmten, erklärt er sich in beiden Korintherbriefen. Im ersten (Kap. 9) begründet er zuerst von verschiedenen Seiten her sein Recht, von Denen deren Geistesbedürfnisse er befriedige, die Mittel des leiblichen Bestehens zu empfangen, erklärt aber dann seinen Entschluß, von seinem Rechte, wie bisher, so auch fernerhin keinen Gebrauch zu machen. Warum nicht? Er giebt hier zwei Gründe an, den einen, um der Sache keine Hinderung zu schaffen, den andern, um durch diese Entsagung sich ein Verdienst zu erwerben, indem die apostolische Thätigkeit an sich selbst nur seine Pflicht sei, der er sich nicht entziehen dürfe. Den ersten dieser Gründe fassen wir sofort. Hätte er an den Orten, wo er zu predigen begann, seinen Unterhalt begehren wollen, er hätte nicht einmal gewußt, von Wem; aber auch von den neuen Christen ihn zu fordern, war bedenklich, und hielt wohl Manchen vom Beitritt ab, aus Furcht sich Lasten aufzulegen. Das wollte er vermeiden, und that wohl daran. Ueber den zweiten Grund wollen wir nicht mit ihm streiten, wir meinen doch den tieferen und besseren hindurch zu erblicken, daß seine Liebe zur Sache groß genug war, ihn zu jedem Opfer zu bewegen; nur ist dies streng genommen wieder der erste Grund. Im zweiten Briefe kommt er auf diesen Gegenstand noch zwei Mal zurück (11, 7—12. 12, 10—15), erzählt wie er beim ersten Dortsein lieber Mangel gelitten habe als sie beraubt, von Macedonien aus aber unterstützt worden sei, und erklärt seinen festen Entschluß, in Bezug auf sie von diesem Verhalten nicht zu weichen. Wenn er es hier wieder sein Verdienst nennt, so erkennen wir darin den Grund des ersten Briefes. Er fügt aber einen neuen hinzu: er will seinen Gegnern keinen Anlaß geben, damit sie ihm gegenüber keinen Vorzug haben. Dies also ein bloßer Klugheitsgrund, nur bestimmten Verhältnissen angepaßt; so werden wir wohl berechtigt sein, was er im ersten Briefe angegeben, als das allgemein und überall Geltende anzusehen. Was er an der letzten Stelle sagt, sind nicht sowohl Gründe für sein Handeln als Beweggründe für sein Gefühl und Mahnungen für das ihrige. Er ist ihr Vater, Väter nehmen nicht von ihren Kindern sondern sammeln ihnen Schätze. So will er denn mit Freuden für sie aufwenden, ja sich aufzehren lassen, gesetzt auch daß sie ihn nicht eben so brünstig lieben als er sie. Daran er-

kennen wir sein Herz, obwohl uns weh thut, daß die Korinther ihn zu dieser Sprache nöthigen.

Der zweite Gegenstand ist die mißliche Lage, in welche Paulus als geborner Jude im Verkehr mit den Heiden kam. Wollte er nach Judenweise leben, so stieß er die Heiden ab, ja konnte streng genommen nicht einmal mit ihnen umgehn; wollte er der Freiheit brauchen, die er nach seiner Ueberzeugung hatte, so stieß er bei den Juden an, galt als Abtrünniger, Unreiner u. s. w. Wir untersuchen hier nicht, was das klügste oder das beste war, wir hören nur von ihm, wie er gehandelt und warum? Das führt er 1 Kor. 9, 19—22. aus. Er hat sich selbst zu Aller Knecht gemacht, um möglichst Viele zu gewinnen, den Juden ist er geworden wie ein Jude, den Heiden wie ein Heide, um die Einen wie die Andern dem Heile zuzuführen. Was er meint, scheint nur das sein zu können, daß er in seinem äußeren Thun sich denen angepaßt habe, mit Denen er jedes Mal gelebt, nur aus dem einen Grunde, weil er so ihr Heil am sichersten fördern zu können meinte. Die Klugheit eines solchen Verhaltens ist sehr zweifelhaft, aber die Gesinnung ist ehrwürdig. Er kennt sein Recht, er weiß sich frei; gilt's aber Menschenseelen Christo zuzuführen, da weiß er von Recht und Freiheit Nichts, giebt Alles hin um eines Zweckes willen, der ganz außerhalb seiner selbst, allein in den Andern liegt.

Das führt uns auf die Frage, von welchen Gesinnungen gegen Andere er in seinen Briefen Zeugniß gebe? Und da begegnet uns zuerst eine verneinende Erklärung, die betrachtet werden muß. Er versichert Niemand mehr zu kennen nach Fleisches Weise (2 Kor. 5, 16). Was will er damit sagen? Zunächst ist das „Kennen" nicht als ein bloßes leidentliches Wissen von Jemands Dasein, Namen, Gestalt und dergl. aufzufassen, es ist vielmehr ein thätiges Kenntnißnehmen, ein Bekümmern um Jemand, das einen Einfluß auf das Handeln haben kann, und seine Wurzel in dem Werthe hat, den ich ihm beilege. Weiter bedeutet „Fleisch" bei Paulus die niedere, nicht nur sinnliche Seite des Menschen im Gegensatz der höheren, der Geistseite, und „nach Fleischesweise" hat den Sinn: so daß die Regel des Thuns von jener Seite ausgeht, also das niedere Seelenwesen den Werth des Menschen für mich bestimmt, und mir die Regel des Verhaltens angiebt, zu ehren oder zu verachten, zu lieben

oder zu hassen u. s. w. Wo aber das niedere Seelenwesen die Regel giebt, da bestimmt sich der Werth des Andern nach seinem Verhältnisse zu meiner Lust, nach äußeren Vorzügen, nach gesellschaftlicher Stellung und dgl. Was also Paulus mit dieser Verneinung sagt ist dieses: seit ich Christ bin, bestimmt der Werth anderer Personen sich für mich nicht mehr nach dem was sie in weltlichem Verhältniß sind, nach dem Vergnügen oder Vortheil den sie mir gewähren können. Was aber als Gegensatz daraus zu folgern ist, muß dieses sein: Vielmehr ist es der Geist, welcher den Werth bestimmt und die Regel des Handelns giebt, also, was Jeder in sittlicher Beziehung, was er ins besondere im Verhältniß zu Christus ist, darnach gilt er mir viel oder wenig, darnach richtet sich die ganze Lebensstellung die ich zu ihm nehme. Dürfen wir aber dies als den wahren Ausdruck seines Selbstbewußtseins ansehn, und das dürfen wir, so erkennen wir sofort daß auch in dieser Beziehung Paulus auf einer hohen Stufe des sittlichen Lebens stand, und würden auch ohne ein Wort von seiner Seite anzunehmen haben, daß er in seinem Verhalten gegen seine Umgebungen sich nicht durch Laune oder Neigung, sondern allein durch jene geistige Richtung auf das Gute, die er selbst die Liebe nennt, habe leiten und bewegen lassen! Doch er legt auch ausdrückliches Zeugniß ab. In zweifacher Beziehung, auf sein Volk, und auf die Genossen des Glaubens. Sein Volk setzte, wie bekannt, dem Evangelium einen starren Widerstand entgegen, Einzele ließen sich dafür gewinnen, die Mehrzahl schloß sich feindselig dagegen ab, und Niemand wurde bitterer von ihr gehaßt, als eben Paulus, der als ein Feind des Volks und seines heiligen Gesetzes angesehen wurde, und viel Verfolgung von dieser Seite hatte er bereits erfahren. Er weiß das alles, und sieht darin ein göttliches, verstockendes Verhängniß. Aber sein Herz ist nicht nur fern von Haß, ein tiefer Schmerz und unablässiges Weh ruht über seiner Seele, der Wunsch seines Herzens und sein Gebet ist ihrer Rettung zugewendet, um deren willen er ja auf den vollen Gebrauch seines Christenrechts verzichtet, ja mit Freuden wollte er selbst vom Heile ausgeschlossen bleiben, wenn er die Rettung seiner „Brüder" dadurch wirken könnte (Röm. 9, 1—5. 10, 1); auch indem er seinen Beruf als Heidenapostel aufs eifrigste verfolgt, geschieht es doch mit der Absicht, sie wo möglich zur Nacheiferung zu reizen und

Einige aus ihnen zu retten (Röm. 11, 13 f.). Gegen die Genossen seines Glaubens aber spricht er eine brünstige Liebe aus. Die Christen in Rom hat er zum großen Theile nie gesehn, aber er gedenkt ihrer unabläßig, und sehnt sich sie zu sehen, und hört nicht auf zu Gott zu flehen, daß er ihm den Weg dahin ebene (Röm. 1, 9 f. 15, 23). Die Gemeine zu Philippi die er gegründet hat und die ihm treu geblieben ist, nennt er seine Geliebten und ersehnten Brüder, seine Freude und seine Krone (Phil. 4, 1), trägt sie in seinem Herzen, und gedenkt ihrer mit Freuden in allen seinen Gebeten (1, 3—7). Aber auch die Gemeinen die ihm Kummer machen wie die in Galatien und in Korinth — wie eine Mutter ihr Kind nur um so brünstiger liebt, je mehr sie Schmerzen mit seiner Geburt und Sorge mit seiner Pflege gehabt, so auch er. Die Galater sind seine Kindlein, die er einmal schon mit Schmerzen geboren hat, und nun zum zweiten Male in Wehen ihrethalben begriffen ist (Gal. 4, 19. Die ganze Stelle V. 12—20 ein vollkräftiges Zeugniß seiner Liebe). Mit den Korinthern ist er scharf gespannt, sie haben ihn schwer gekränkt, und sind weit abgewichen von dem was sie sein sollten, aber ist er doch, was alle die Andern nicht sind, ihr Vater, der in Christus durch das Evangelium sie gezeugt hat (1 Kor. 4, 14 f. vgl. 2 Kor. 6, 13. 12, 14); darum trägt er sie in seinem Herzen, bereit mit ihnen zu leben und zu sterben (7, 3), weit öffnet sich, wenn er mit ihnen spricht, sein Herz (6, 11). Und weit entfernt ihr Herr sein zu wollen, begehrt er nur Mithelfer ihrer Freude zu werden (1, 24). Er hat im ersten Briefe sie betrüben müssen, aber sein Wille ist nicht darauf gerichtet gewesen, und nun freut er sich, daß die Trauer die er ihnen zugefügt ihre heilsame Frucht getragen hat (2, 1 f. 7, 8 ff.). Das haben wir zu beachten, wenn wir an einzelen Stellen bittere, ja tief einschneidende Worte lesen. Paulus ist auch ein Mensch, und die erlittenen Kränkungen haben ihn nicht allein nicht gleichgültig lassen können, sie haben ihn auch geschmerzt. Das bricht denn in einzelen Augenblicken aus, aber nur in Augenblicken, und immer ist's der Zorn der Liebe, und kaum ist das harte Wort heraus, so tritt die Liebe allein in ihrem wohlthätigen Wesen wieder in den Vordergrund.

Nun zum Schluß noch einen Blick auf die Art wie er die mancherlei Schicksale trägt, von denen er betroffen wird, und wie er in

seine Zukunft schaut. Wir fragen ihn hier nicht um allgemeine Belehrungen über Glück und Unglück, Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit; aber wir wissen, daß ihn Viel betroffen hat, und daß er so zu sagen jeden Augenblick auf der Schwelle des Todes steht. Da wünschen wir zu wissen, wie er, er selbst sich dazu stellt. Im allgemeinen gehört wohl das Bild das er Röm. 8, 18—39. entwirft, seinem eigenen Leben wenigstens eben so sehr als dem der Christen überhaupt, und namentlich die Worte V. 36—39: „Wie geschrieben steht, deinetwegen werden wir getödtet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe; aber in dem allen überwinden wir weit durch den der uns geliebet hat. Denn ich bin überzeugt daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften, weder Gegenwärtiges noch Künftiges, weder Hohes noch Tiefes noch sonst ein Geschaffenes uns von der Liebe Gottes in Christus Jesus unserm Herrn scheiden wird", wollen gewiß auf ihn selbst angewendet sein, und sprechen aus was ihm für's eigene Leben fest stand. Doch wichtiger für unsern Zweck ist das was er den Korinthern im zweiten Briefe und den Philippern mitten heraus aus seinem Leben schreibt. In jenem steht die Sache so: in Kleinasien hat er eine schwere Krankheit zu bestehn gehabt, die ihn dem Tode so nahe gebracht hat, daß er sein Leben aufgegeben. Halb genesen ist er weiter gereist, und noch zu der Zeit wo er von Macedonien aus den Brief schreibt, haben die Reste und Nachwehen der Krankheit ihn nicht ganz verlassen, noch ist nach seinem Ausdruck der Tod wirksam in ihm (4, 12). Darüber spricht er sich denn aus. Er denkt die Leiden die ihn treffen als die Leiden Christi, als die Tödtung Jesu die er an seinem Leibe umherträgt. Der nicht ganz klare Sinn scheint der zu sein, daß zwischen Christus und den Gläubigen, sowohl den einzelen als der Gesammtheit, eine solche Gemeinschaft bestehe, vermöge welcher Alles was Christi sei der Gläubigen sei, also auch Christi Leiden die der Gläubigen, und so auch umgekehrt ihre Leiden Christi Leiden. Dadurch hören sie denn auf ein bloßes Mißgeschick zu sein, und bekommen eine Beziehung zu dem was ihm das Höchste ist, ja sie werden sogar Bedingung der vollen Theilnahme an Christus; doch sagt er dies nicht in besonderem Bezug auf sich. Nun drücken sie ihn freilich schwer, so daß er sie sogar mit Faustschlägen vergleicht, welche Satan ihm ertheile, und er hat den Herrn gebeten

sie von ihm zu nehmen, dieser aber — wir wissen nicht in welcher Weise — ihm geantwortet, seine Gnade habe ihm zu genügen, denn die Gnade vollende sich in Schwachheit; das ist Ursache daß er sie getrost erträgt. Hiezu kommt noch ein Anderes, die Gewißheit, daß, was ihm widerfahre, ihm um der Gemeinen willen widerfahre, damit er lerne sie in den Trübsalen welche sie betreffen aufzurichten. Und endlich sieht er auch darin den göttlichen Zweck, daß er lerne nicht auf sich selbst sondern allein auf Gott den Erwecker vom Tode zu vertrauen. Doch aus dem gegenwärtigen Leiden hofft er zuversichtlich die Errettung. Trägt er die Tödtung Jesu mit sich herum, so wird auch das — majestätische und wirkungskräftige — Leben Jesu sich an seinem Leibe offenbaren, und der Gott welcher Christus auferweckt hat wird auch ihn emporrichten und gesund nach Korinth bringen, um so gewisser, je sicherer er auf die Fürbitte der dortigen Gemeine rechnen darf. Aber wenn auch nicht, wenn auch vielleicht sein äußerer Mensch — also das leibliche Leben — zu Grunde geht, so bleibt ihm dennoch die Gewißheit, daß der innere — das geistige Leben — nicht mit untergeht, vielmehr von Tag zu Tag sich erneuert, und dem ewigen und seligen Leben der künftigen Welt entgegenreift (vgl. 2 Kor. 1, 3—11. 4, 7—18. 12, 7—9. Es ist in diesen Stellen Vieles dunkel, und der angegebene Sinn tritt nicht sofort ans Licht, und wird auch nicht von Allen anerkannt. Den Beweis seiner Richtigkeit kann ich hier nicht führen, dem Leser genüge die Versicherung, daß Nichts leichtfertig ersonnen, Alles reiflich erforscht und oft geprüft ist). — Im Briefe an die Philipper steht die Sache anders. Er befindet sich in der Gefangenschaft, von welcher die Apostelgeschichte uns berichtet; von den Juden heftig angeklagt, weiß er nicht ob die gebietenden Römer ihn losgeben oder dem Hasse seiner Feinde opfern werden. Sieht er nun auf seine Persönlichkeit, da möchte er gern abscheiden, um ewig bei seinem theuern Herrn zu sein, eine Sehnsucht die er auch 2 Kor. 5, 1 ff. ausspricht. Sein Leben ist Christus d. h. es ist so ganz sein eigen und ihm geweiht, daß es gleichsam in ihm aufgeht, und ihm wäre das Sterben ein Gewinn. Sieht er aber auf das Bedürfniß der Gemeinen, so erkennt er die Nothwendigkeit eines längern Verweilens auf der Erde; darum hat er die feste Zuversicht, daß er zu ihrer geistigen Förderung noch ferner bleiben, und auch zu ihnen

zurückkehren werde. Wie es aber auch komme, Eins ist ihm gewiß, daß er nicht zu Schanden werden, sondern Christus an ihm verherrlicht werden wird, sei es durch sein Leben sei's durch seinen Tod. Darum ist er fröhlich und wünscht daß auch seine Gemeine es mit ihm sei (Phil. 1, 19—26. 2, 17 f.). Jene Zuversicht hat sich nicht erfüllt, er ist nicht frei geworden, aber verherrlicht hat er Christus auch durch seinen Tod.

Das nun ist das Bild des Paulus das er von sich selbst hinterlassen hat, um so werthvoller, je mehr das Meiste darin aus bloßen Herzensergüssen, die keinem eigenthümlichen Darstellungszwecke dienten, zusammengestellt werden konnte. Und nun noch eine Bitte an Dich, mein Leser. Ich habe das Bild zusammen gestellt so gut als ich gekonnt. Für seine Treue kann ich bürgen. Aber betrachte es nicht nur einmal oberflächlich, sondern wiederhole die Betrachtung, und vertiefe Dich hinein; lies namentlich die angeführten Stellen selbst an ihrem Orte und in ihrem Zusammenhange, und wenn Du dann Dich nicht erbaut fühlst, und nicht zur Bewunderung und Nachahmung des großen Apostels angetrieben bist, dann suche die Schuld nicht bei ihm, sondern entweder bei mir, der ihn zu mangelhaft gezeichnet, oder — bei Dir selbst.

14.

Der Philosoph und der Christ*).

Als am heutigen Morgen eine reiche Frau, der manche meiner Aeußerungen in den vorhergehenden Tagen ungewohnt erschienen sein mochten, mich einen Philosophen genannt hatte, da hatte ich ihr zwar geantwortet, ich sei es nicht, bestrebe mich aber es zu werden, hatte aber schon da gefühlt, daß diese Antwort nicht die rechte wäre, mein Bestreben vielmehr darauf gerichtet sein solle, ein Christ zu sein. Kaum war ich daher in meine Einsamkeit zurück gekehrt, als meine Aufmerksamkeit sich der Frage nach dem Unterschiede des Philosophen und des Christen zuwendete. Was ich nun da gefunden, das, lieber Leser, auch dir mitzutheilen hat mir kein unnützes Werk erscheinen mögen. Nimm es hin als eine kleine Gabe guten Willens, als ein Mitgebrachtes gleichsam von der Reise an einen guten Freund. Nur erlauben mußt du mir, daß ich etwas weiter aushole, um desto sicherer an mein Ziel zu kommen.

Was ist denn eigentlich ein Philosoph? Um darauf zu antworten, ist in die Geschichte einzugehn. Das griechische Wort „Sophos", das man durch „weise" zu übersetzen pflegt, bedeutet eigentlich nicht dies, wie denn das eitele Griechenvolk sich um die wahre Weisheit

*) Ich gebe diesen Aufsatz ganz so wieder, wie ich ihn im August 1859 auf die angezeigte Veranlassung zu Reichenhall in Baiern für den Sonntagabend niedergeschrieben habe. Er ist zu sehr das Erzeugniß jener Veranlassung und das Ergebniß meines Nachdenkens darüber, um nicht fürchten zu müssen, daß ein Verwischen jenes Ursprungs auch auf die Darstellung selbst nachtheiligen Einfluß üben möchte.

nie bekümmert hat; es entspricht vielmehr am besten unserem „gescheut". Das aber war, was der Grieche ganz besonders schätzte, ein gescheuter oder auch pfiffiger Mensch zu sein, sei's um als Dieb, wie die Spartaner, nicht erwischt zu werden, sei's um den Gegner sonst zu überlisten, oder sei's auch, ihn durch Scheingründe und Trugschlüsse hinter's Licht zu führen. Dadurch wurde möglich, daß der grausame Tyrann Periander von Korinth neben dem weisen Staatsmann Solon unter den „sieben Weisen" zu stehen kam, und daß ein Anderer, Chilon, um des einzigen Ausspruchs willen: erkenne dich selbst, immerwährenden Ruhm erwarb. Diese Sieben gehören zumeist einer früheren Zeit. Darnach kamen Solche, die über die Geheimnisse der Natur, die Entstehung der Welt, u. dgl. nachforschten, und was sie erforscht d. h. meist nur was sie sich eingebildet hatten, öffentlich vortrugen, und dadurch die Bewunderung der sehr leichtgläubigen Nation erwarben. So war nun ein solcher „Weiser" derjenige, welcher die Meinung für sich hatte, zu wissen was nicht Alle wüßten, zu können was nicht Alle könnten. Auf den persönlichen d. h. sittlichen Werth des Mannes kam dabei gar Nichts an, ja es war möglich, den Schlechtesten als den „Weisesten" zu bezeichnen, weil ja doch die Schlechten so häufig die Gescheuten, die Guten aber die Einfältigen sind, einfältig aber, oder gar „gutmüthig" zu sein bei Griechen eine Schande war. In Unteritalien trat durch Pythagoras und seine Schule eine Richtung auf das Sittliche zuerst herein, doch war es mehr das Sittliche in seiner Beziehung auf den Staat, die Bürgertugend, als das Sittliche im engsten und reinsten Sinne, was man anstrebte; auf dem Gebiete der eigentlichen Forschung aber vermied auch diese Schule nicht, sich manchem Fantasiespiele hinzugeben.

Nun aber fehlt's doch nie an Solchen die gescheut sein möchten, sei's um dadurch zu glänzen, sei's um anderer Vortheile willen. Wo sich aber ein Bedürfniß zeigt, da folgt ihm das Gewerbe nach. Eine Klasse von Menschen kam empor, die nannten sich Sophisten d. h. Gescheutmacher, und ihr Gewerbe war, den griechischen Jünglingen zur Gescheutheit zu verhelfen d. h. sie zu lehren, wie sie nicht nur über alle Dinge mit einem Schein von Einsicht sprechen, sondern auch so darüber sprechen könnten, daß die gute Sache schlecht und die

schlechte gut erschiene. Daß sie großen Beifall fanden war natürlich, aber eben so auch, daß unter ihren Händen das gesammte staatliche und sittliche Leben der Griechen in Grund und Boden faulen mußte, wie denn geschehen ist. Ihrem Treiben stellte sich ein Mann entgegen, der ohne Philosoph im üblichen Sinne zu sein, ohne es zu ahnen oder zu wollen der Vater alles dessen geworden ist, was bis auf diesen Tag den Namen der Philosophie getragen hat. Sein Name ist Sokrates, ein Name der nun schon weit über zwei Jahrtausende einen schönen Klang gehabt hat, und ihn nie verlieren wird. Wer war der Mann? Ein schlichter Bürger von Athen, nicht arm, nicht reich, nicht gelehrt, nicht glänzend durch die Künste die in Geltung standen, nicht Staatsmann, nicht Volksredner, nicht weitgereist, um aus Aegypten Schätze einer eingebildeten Wissenschaft zu holen; sein öffentliches Leben beschränkte sich auf Kriegsdienste, die er als Bürger schuldig war, und einmal wenigstens ist er Richter gewesen, und hat allein gewagt, sich einem ungerechten Urtheilsspruch zu widersetzen; endlich hat man ihn als Verführer der Jugend vor Gericht gestellt, verurtheilt und getödtet. In seiner Jugend ist er Wollüstling gewesen, darnach hat ihn, kein Mensch weiß wie, ein anderer Geist, wir Christen werden sagen, Gottes Geist erfaßt, und er ist geworden, was unter den Griechen Keiner vor ihm und Keiner nach ihm war. Von da an aber bis zum Ende seines Lebens hat er eine Thätigkeit ausgeübt, die freilich seinem Volke die Rettung nicht gebracht hat, welches sich von ihm nicht retten lassen wollte, aber doch durchaus den Namen einer rettenden Thätigkeit verdient. Das Orakel zu Delphi hat ihn für den weisesten Mann Griechenlands erklärt, er selbst bekannte aller Weisheit (sophia) zu entbehren, und gestand nur eine Liebe zur Weisheit (philosophia) zu; und beide hatten Recht, jenes unwissend, er in seinem Sinne. Denn was man damals Weisheit nannte, das entbehrte, oder verschmähte er, die Geheimnisse der Natur zu ergründen vermaß er sich nicht, aber an den ewigen Urheber des Ganzen glaubte er fast wie der Christ, und sein höchstes Streben war, seine Bürger für die Tugend zu gewinnen. Daher richtete sein Augenmerk sich vornehmlich auf die Jugend seiner Stadt, deren Dünkel er herab zu stimmen, deren Leichtsinn er zu zügeln, deren Herz er für das Gute zu begeistern suchte. Und so anregend wirkte er auf sie

ein, daß nicht nur all die Tüchtigsten sich um ihn schaarten, sondern auch die ihm nicht folgen mochten, ja denen seine Tugend ein Aergerniß war, wie ein Alcibiades, doch nicht von ihm lassen konnten. So hat er denn kein System hinterlassen, keine neuen Entdeckungen gemacht, ja keine Zeile als Schriftsteller hervorgebracht. Aber eine Saat hat er gesäet, die nicht vergangen ist, eine verborgene, die Niemand kennt als Gott, eine stille Tugendsaat in Manchem seiner Bürger, und eine offenbare in den Strebungen derer die wir seine Schüler nennen mögen, obwohl sie weit mehr durch ihn als von ihm gelernt hatten, und die nun alle Philosophen, Liebhaber der Weisheit heißen wollten, obwohl sie meist in andern Bahnen wandelten. Denn bald wandte das Streben sich wieder einzig der verständigen Forschung zu, und darum vom lebendigen Leben ab, man lernte denken über die Natur der Dinge wie nie zuvor, und reden über die Tugend schöner und erhabener als Sokrates, aber man übte die letztere nicht wie er. Entweder man verirrte sich in unheilvolle Bahnen wie Aristippus und Epikur, die Lust als höchstes Ziel auffassend und die Tugend als Mittel für die Lust, oder man spann Systeme aus, und wähnte die höchste Weisheit darin zu finden, daß man sich selbst lebte, und die Dinge draußen gehen ließ wie sie gehen wollten. Und bald wurde die Philosophie wieder ein Gewerbe, wie sie gewesen war. Schulen tauchten auf, worin die Einen lehrten und die Andern lernten, nicht wie man denken und das Gedachte in das Leben einführen, sondern was man denken und wie man das Gelernte gegen Jedermann verfechten sollte. Und so ist's geblieben. Einzele haben wohl noch das Leben dem bloßen Denken vorgezogen, aber Sokrates Geist haben sie nicht gehabt, sie haben alle sich selbst gelebt. Von den Griechen haben die Römer die Philosophie gelernt, die platonische, die peripatetische, die epikurische, die stoische, aber Philosophen sind sie nicht gewesen. Nach dem Untergange der alten Völker hat die Philosophie eine lange Zeit fast ganz geruht, darnach hat man Aristoteles, am Ende des Mittelalters Platon hervorgesucht; die Neuzeit hat gewaltige Denker und schöne Systeme hervorgebracht, die Namen von Kant, Fichte, Hegel, Schelling u. s. w. sind mit Recht in Aller Munde, aber die Philosophie gehört nur noch der Schule an. Der Meister denkt, die Jünger denken dem Meister nach, man studirt sich in die vorhandenen Systeme

ein, oder baut ein neues auf, das bald von einem neueren überflügelt wird; im Leben unterscheidet der Philosoph sich durch Nichts mehr von den andern Menschen.

Fragst du nun, mein Leser, wer der Philosoph sei, so darfst du dich nicht wundern, wenn ich keine feste Antwort habe. Blickst du in das Alterthum, da tritt dir Sokrates entgegen, der Mann der kein System hat, aber in kräftigem Wirken lebt und stirbt; aber neben ihm Andere, die mit System wie ohne solches nur sich selber leben; in der Neuzeit findest du nur System, nach allem anderen fragt man nicht; und diese alle, so ungleich unter einander, nennst du Philosophen. Suche das Wesen in der Lebensweise, so ist entweder Sokrates oder die andern alle, suche es im Besitze eines Systems, so ist Sokrates und alle Systemlosen ausgeschlossen. Siehst du auf das was sie lehren, du findest Schulen, deren jede alle übrigen bekämpft, und keine Einheit als die Eine, daß alle Philosophen Denker, alle heutigen Philosophen Nichts als Denker, und was sie sonst sind, nicht als Philosophen, sondern vermöge irgend welcher andern Eigenschaft sind. Siehst du sie aber mit christlichem Auge an — und das sollen Christen mit Allem thun —, da wirst du bald entdecken, daß, was sie gemein haben, weit mehr das ist was ihnen fehlt als was sie haben. Zuerst: sie haben keinen Gott. Das lautet hart, denn was mag trauriger sein als keinen Gott zu haben? Aber wahr ist's doch. Die Philosophen des Alterthums, abgesehen von Sokrates, hatten schlechthin keinen Gott, entweder eine durch sich selbst wo nicht gar durch Zufall entstandne Welt, in der sich alles vermöge einer blinden Kraft bewegt, oder Götter, die in ewigem Lustgenuß sich um die Welt da drunten und die Menschen nicht bekümmern, oder einen Weltbaumeister, der Alles zwar auf das herrlichste eingerichtet, hierauf aber sich selbst überlassen hat; aber auch dieser ist nicht Gott, nicht der Gott dessen der arme Mensch bedarf, um durch die Lebensnacht sich durchzuglauben. Auch von den neuern haben Viele durch ihr Denken Gott verloren, und die ihn nicht verloren haben, die haben durch dies Denken zwar den Begriff von Gott gewonnen, aber nicht den Gott des Herzens, den das Denken des Verstandes nicht erwerben kann; oder hatten sie ihn doch, so hatten sie ihn nicht als Philosophen, sondern aus anderm Quell. Sodann: die Philosophen ken-

nen die Sünde nicht, und weil diese nicht, auch das Bedürfniß der Erlösung nicht. Das ganze Alterthum hat von der Sünde Nichts gewußt. Befehlungen hat es gekannt, die es vom Menschenleben unzertrennlich dachte, und bald so bald anders zu erklären suchte, immer aber so, daß die Schuld derselben auf das Schicksal oder auf den Stoff des Körpers fallen mußte; daß ihre Wurzel ein unheiliges Wollen sei, von welchem die Schuld allein dem Menschen angehöre, und daß durch dieses sein unheiliges Wollen er in Widerspruch eintrete mit der heiligen Ordnung Gottes, und mitten im sogenannten Glück unselig sei, davon fehlte jede Ahnung, kein philosophisches Denken des Alterthums hat dahin geführt, und auch die Neuzeit hat, so hoch sie auch in sittlicher Beziehung über der alten stehe, doch in diesem Stücke nicht den rechten Punkt gefunden. Wo aber die rechte Erkenntniß und das rechte Bewußtsein von der Sünde fehlt, da fehlt auch das Verlangen nach Erlösung, oder ist nicht auf den rechten Punkt gerichtet. Man merkt wohl daß nicht Alles in rechter Ordnung ist, man fühlt das Ungenügende, Unerquickliche des Lebens, man seufzt wohl unter der Last der Uebel, die es mit sich bringt, man sucht auch wohl nach Mitteln der Abhülfe; aber weil man den Wurzelpunkt nicht kennt, so sucht man immer falsch, hat falsch gesucht von der ältesten bis in die neuste Zeit. Ja ob man auf den rechten Punkt gekommen wäre, die Kräfte der Erlösung kann man durch das bloße Denken nicht gewinnen, hat sie nie gewonnen. Man erwirbt Erkenntniß — und wie Wenige finden sie! — aber die Erkenntniß bessert nicht, man spricht von Tugend, ringt nach Tugend, aber erringt sie nicht, man strebt nach Freiheit, aber wird nicht frei, nicht von sich selbst, und darum auch nicht von den Menschen; am Ende des Lebenslaufes hat man Viel gewonnen, wenn man erkannt hat, daß man Nichts gewonnen hat. — Das ist die Philosophie. Meine nicht, geliebter Leser, daß ich sie verachte. Ich achte sie hoch an ihrem Orte, aber nur an diesem, ich weiß daß wenn im rechten Sinne sie gepflegt wird, und aus dem Denken ins Leben übergeht, sie denen die sie pflegen können, eine treffliche Leuchte wird, sie vor Irrthum zu bewahren, und ihr Meinen in Erkennen umzuwandeln; aber ich weiß auch, daß nur Wenige sie pflegen können, und daß wo jener rechte Sinn fehlt, sie mehr verderben als gut machen kann, und endlich daß sie unvermögend

ist, die Befriedigung des tiefsten Bedürfnisses, der Erlösung, zu gewähren.

Nun sieh dagegen den Christen an. Wo? Ist's möglich, im Spiegel deines eigenen Lebens, des inneren wie des äußeren; wenn aber nicht, erkenne ihn im Bilde des Apostels Paulus, oder auch des einfältigsten Bruders, der einfältigsten Schwester um dich her, es macht keinen Unterschied, denn erstlich, Philosophen können Wenige, Christen können Alle sein; sodann aber, mögen die Christen als Denker, als Bürger, als Reich und Arm, und worin sonst immer, noch so verschieden sein, in dem, daß sie Christen, sind alle einander gleich. Die Gestalt in welcher sie erscheinen ist eine sehr manchfaltige, das Wesen in allen Gestalten eins. Welches ist das Wesen? Laß mich dir's kurz darstellen, aber von der Wurzel aus. Wo liegt die Wurzel? Im Herzen. Die des Philosophen im Verstande, in der Denkkraft; das Herz sei beschaffen, wie es wolle, ist nur die Denkkraft scharf, und wird sie nur den Dingen zugewendet, auf die sich die Philosophie bezieht, so kann's nicht fehlen, du wirst ein Philosoph. Dagegen sei deine Denkkraft so beschaffen oder anders, hast du das Christenherz, so bist du ein Christ. Du kannst es sein als Philosoph, aber auch als ungelehrtes Mütterlein, im Herzen, d. h. im Willen. Der Wille des Menschen kann sich nach zwei Seiten wenden, entweder auf Gott oder auf ihn selbst. Ist er auf den Menschen selbst gerichtet, so ist der Mensch nicht allein kein Christ, er kann auch keiner werden, bis diese Richtung aufgehoben ist, denn diese ist die Sünde. Ist aber der Wille auf Gott gewandt, dann bist du zwar noch nicht ein Christ, aber kannst es werden. Nun aber lehrt uns alle unser Selbstbewußtsein, daß unser Wille von Kindheit an auf uns selbst und nicht auf Gott gewendet ist. Daraus folgt, daß jedes Christen Anfang der sein muß, daß diese Willensrichtung, welche wie gesagt die eigentliche Sünde ist, aufgehoben, und in die andere, die Richtung auf Gott, umgewandelt werde. Frage jetzt nicht, wie das möglich sei, nimm an, es sei geschehen. Sofort wird dir ein Zweifaches vor Augen stehn, das Erste daß jeder Christ die Sünde kennt, er hat sie ja an sich erfahren; das andere aber, daß er ihr gleichsam den Rücken zugewendet hat. Aber darin ist er noch nicht Christ, es ist das nur der Anfang, der tiefste Punkt gleichsam der neuen Bahn, von wo aus

Alles aufwärts geht. Aber was sie zu Christen macht, das ist, daß sie an Christus glauben. Darin ist Zweierlei enthalten. Zuerst, daß mit dem Auge ihres Geistes, mit dem allein das möglich ist, sie in Ihm den Einzigen erkennen, dessen Wille ganz und ungetheilt auf Gott gerichtet war, so daß in jedem Augenblicke seines Lebens er mit voller Wahrheit sagen konnte: ich und Er sind Eins, und der dies Einssein mit Gott am Kreuze mit seinem Blute besiegelt hat. Sodann aber, daß du mit der Inbrunst eines sehnsuchtvollen Herzens dieses Einssein Christi mit dem Vater auf dich überträgst, als wäre es dein eigenes, dir von Gott durch ihn geschenkt. Denn wirklich schenkt dir's Gott durch ihn, wie solch ein geistiges Gut sich schenken läßt, d. h. er bietet dir es an, und verbürgt es dir, indem er ihn für dich zum Tode hingiebt, damit du's nicht nur schauen, sondern gewiß sein mögest, daß du das alles werden sollest, was er ist, und alles haben was er hat. Indem du aber an Ihn glaubst, nimmst du es von ihm hin, und eignest dir es an. Da siehst du, daß dein Glaube nicht deinem Verstande, sondern deinem Willen angehört, daß er eine That ist, eine Geistesthat, eine schwere und hohe That, die aber der Anfang eines neuen Lebens werden muß, eine Urthat, welche die Mutter einer unabsehbaren Reihe von Geistesthaten wird. Die That vermag kein Philosoph als solcher, nicht daß der Mensch welcher Philosoph ist, sie nicht auch vollziehen könne; das kann er wohl, aber nicht mit seinem Denken, das ihm nur Erkenntniß davon geben kann, sondern nur mit seinem Herzen, und in keiner andern Weise als das allereinfältigste Gemüth.

Da hast du denn den Christen seinem wahren Wesen nach als den der sich mit seinem Willen von der Sünde ernstlich und entschieden abgewendet, durch die That des Glaubens aber das in Christi Tod von Gott verbürgte heilige Wesen, das er in seiner Person anschaut, ergriffen und angeeignet hat. Hast du aber das wohl aufgefaßt, so wirst du auch erkennen, welche Güter und welche Eigenschaften die der Christen sind. Zuerst: die Christen haben Gott. Philosophen wissen höchstens, wie sie von ihm denken sollen, die Christen kennen ihn. Woher? Sie haben ihn geschaut, und schauen ihn unablässig an. Nicht unmittelbar, aber mittelbar in seinem reinen Bilde, welches Christus ist. Nicht den Schöpfer und Gebieter sehn

sie da, den zeigt ihnen die Natur, nicht den Gesetzgeber und Richter, der spricht zu ihnen im Gewissen; die ewige Liebe und Gnade schauen sie in diesem Bilde, und was mehr ist, sie fühlen und erfahren sie. Weil sie aber Gott als ewige Liebe fühlen und erfahren, darum haben sie ihn, haben ihn als ihren eignen Gott, den sie lieben, zu dem sie beten, auf den sie vertrauen, dem sie mit rechter Herzensfreude dienen können. Sodann, die Christen sind frei. Die Philosophen wären's gern, aber sie gelangen nicht dahin, weil sie's nicht auf dem rechten Wege suchen. Sie begehren — und noch nur solche, die ihre Philosophie in's Leben einzuführen streben — frei zu werden von der Welt, aber kommen von sich selbst nicht los. Sie meinen, wenn sie ihre Bedürfnisse so weit beschränken, daß sie Niemands Unterstützung brauchen, wenn sie alle Bande der Liebe, der Freundschaft, des Familienlebens lösen, das macht sie frei, sie wollen nicht lieben nicht hassen, nicht hoffen nicht fürchten, Nichts haben um Nichts zu verlieren. Arme Leute! Sie entziehn sich selbst das Beste was das Leben bietet, und kaufen dafür eine selbstsüchtige Gleichgültigkeit und Erstorbenheit, ein thatloses Leben, freilich frei von manchem Leid, aber auch entkleidet von jedem Reiz. Sie leben sich selbst, damit leben sie der Sünde, indem sie der Tugend zu leben wähnen. Die Christen leben nicht mehr sich selbst, denn sie haben der Sünde den Rücken zugekehrt; sie leben für Gott, und ihr tiefster Kummer ist, nicht so für Gott zu leben wie sie sollten und gern möchten, nemlich unbedingt. Indem sie aber für Gott leben, leben sie für das Gute, denn Gott ist der schlechthin Gute, der nur Gute, in dem alles Gute der Welt seinen Ursprung und sein Urbild hat. Leben sie aber für das Gute, so wollen sie das Gute, und je völliger jenes, desto unbeschränkter dieses, wollen sie es aber, so schaffen sie es auch. Darum trennen sie sich nicht von der menschlichen Gesellschaft — das war ein schwerer Irrthum, der mönchische Abgeschiedenheit für christliche Vollkommenheit zu nehmen trieb —, sie lösen sich nicht von den Banden der Liebe und des Blutes, sie nehmen Theil an allen Verbindungen welche Menschen mit einander eingehen können; ja sie dienen einander mit aller Beflissenheit und Treue, deren sie fähig sind, und nicht nur einander, sondern Jedermann, und können nur beklagen, daß sie's nicht so sehr vermögen wie sie möchten. Sie die-

nen, fragst du, und sind doch frei? Gerade so. Aber wie ist's möglich, zu dienen und doch frei zu sein? Nichts löst sich leichter als dies Räthsel. Die Sache ist schwer, und Wenige möchten zur Vollkommenheit darin gelangen, aber sie einzusehn ist leicht. Ich frage dich: wer ist frei? Du wirst antworten: der den eigenen Willen thut, und durch keine Gewalt daran gehindert werden kann. Und wer ist unfrei? Der einem fremden Willen zu folgen genöthigt ist. Darum ist Niemand frei, der sich selbst leben will, denn allenthalben stehn die Strebungen der Menschen ihm entgegen, denen er auszuweichen oder entgegen zu wirken hat, und daher unaufhörlich thun muß, was er nimmermehr thun würde, zwängen die Menschen ihn nicht dazu. Auch die Philosophen sind nicht frei, denn eben dadurch, daß sie allein sich selbst leben wollen, werden sie zu so Vielem gezwungen, was ihrer Natur, und noch mehr, was ihrem bessern Wollen entgegen ist, daß man wohl sagen könnte, es mache sie Nichts mehr zu Knechten als ihr Bestreben frei zu sein. Die Christen aber sind frei. Das alles was sie sollen in der Ordnung Gottes, das wollen sie, sie haben das Gesetz das über ihnen waltet, gleichsam in sich selbst herein genommen, und zum eigenen Gesetz gemacht. Sie wollen allen Menschen dienstbar sein zu allem Guten, thun daher aus reinem freien Triebe Alles was sie für sie thun; nur Eins ist, was sie niemals wollen, das ist das Böse, zu dem aber zwingt sie auch keine menschliche Gewalt, denn sie können, und sie allein, was sie mächtiger macht als alle Menschen, das Böse überwinden durch das Gute, weil sie Alles hingeben und doch Nichts verlieren können.

Aber die Christen wirken nicht nur für das Gute, sie schaffen's auch. Geh einmal hin, mein Leser, und stelle die Werke der Philosophen auf einen Ort, so will ich die der Christen ihnen gegenüber stellen. Du wirst bald fertig sein, denn geredet haben die Philosophen Viel, geleistet Wenig oder Nichts; ich würde, wenn ich Alles einzel darzustellen unternähme, nie zum Ende kommen. Um dir nur Einiges zu nennen, wer hat dem Weibe seine Ehre verschafft, als der gleichberechtigten Genossin, der Hausehre des Mannes, die Philosophen, die das Weib verachteten, oder die Christen, die da wußten, daß da nicht ist Mann und Weib, sondern alle zumal Einer sind in Christus (Gal. 3, 28)? Wer hat der Sklaverei ein Ende gemacht,

die Philosophen die selbst Sklaven hielten, oder die Christen, die gedachten wie Christus für Alle gestorben ist, ohne Unterschied ob Juden oder Heiden, Freie oder Knechte? Wer hat Waisenhäuser, Rettungshäuser, Kinderbewahranstalten u. dgl. erbaut, Rousseau der Philosoph, der die Tugend predigte und die eigenen Kinder dem Findelhause übergab, oder Christi Jünger, die der Verlassenen jammerte, wie ihren Herrn einst ihrer gejammert hat? Wer nimmt sich der Gefangenen, der Verkommenen, der Verbrecher an, und müht sich sie dem guten Hirten zuzuführen? Du wirst schwerlich Philosophen finden, die so gethan, aber Christen wirst du finden, die um Christi willen es zur Arbeit ihres Lebens machen, zu suchen und zu retten was verloren ist. Wer geht hinaus in die Eiswüsten der Polarländer, in die Gluten Westindiens, zu den Negern Afrika's, in die Pestsümpfe von Suriname, unsäglichen Beschwerden, einem raschen Tode gerad' entgegen, ohne einen Lohn, Philosophen, um von der Tugend zu reden, oder Christen, um das Evangelium zu verkündigen? Doch genug; du kannst nicht in Ungewißheit bleiben, wer der kräftigere Arbeiter, der größere Wohlthäter der Menschen, Jener oder dieser.

Endlich aber, Christen sind auch selig. Sie haben nicht immer Viel, aber erstlich, was sie haben, dafür sind sie dankbar, denn sie denken es als Gabe ihres Gottes, sodann aber, sie können Alles entbehren, und doch Alles inne haben. Einige Philosophen haben auch gemeint, sie besäßen diese Kunst, Diogenes, die Stoiker, und Andere — die heutigen beschäftigen sich nicht damit —; aber was ist's gewesen? Verachtung der Lebensgüter haben sie's genannt, oder im sogenannten Unglück „Resignation" d. h. eine grollende Unterwerfung unter das Unvermeidliche. Nicht so die Christen; die verachten keine Gabe Gottes, weil sie jede für Gott anzuwenden wissen; die sind nicht gleichgültig gegen die Schmerzen des Lebens, aber wie sie nehmen, was Gott giebt, mit Dank, so wissen sie auch zu preisen, wenn er's wieder nimmt. Sieh dort unter den Weiden jene Mutter; der Tod hat ihr ihr einziges Kind geraubt. Ist sie eine Heidin, da zerschlägt sie sich die Brust, zerrauft ihr Haar, hebt die geballte Faust zum Himmel, den feindlichen Gewalten fluchend, welche ihr das Liebste raubten, und begehrt nicht mehr zu leben. Ist sie Philosophin, da bekämpft sie ihren Schmerz, hält sich vor, wie sie ja gewußt, daß sie

einen Sterblichen geboren, belehrt sich selbst, wie thöricht sei, der Natur zu widerstreben, wie unwürdig des Weisen, über ein verlornes Gut zu trauern, und dergleichen Viel; aber hat sie ein Mutterherz, so hilft's ihr alles nicht. Ist sie aber Christin, da schämt sie sich der Thränen nicht, sie sind die Thränen der verwaisten Liebe; da bekämpft sie nicht ihr Herz, sie bringt es Gott zum Opfer dar; da hat sie das Geliebte nicht verloren, Gott hat es in dem Schooße ewiger Liebe ihr geborgen; da ist das Leben ihr nicht eine Last, sie glaubt sich durch, und endlich wird an ihr zur vollen Wahrheit jenes schöne Psalmwort: die mit Thränen säen, die werden mit Freuden ärndten, sie gehn dahin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben.

Hier hast du, Leser, meine Reisegabe. Mir hat sie einsame Augenblicke versüßt, du sollst nun einsehn, was ich jener Frau zu antworten gehabt, ob: ich begehre Philosoph zu sein, oder: ich möchte mit Gottes Hülfe gern ein Christ sein. Mit Gottes Hülfe, sage ich, denn wahr ist und bleibt, was jenes Lied sagt:

Es kostet Viel ein Christ zu sein,
Und nach dem Sinn des reinen Geist's zu leben;
Denn der Natur geht es gar sauer ein,
Sich immerdar in Christi Tod zu geben;
Und ist hier gleich ein Kampf wohl ausgericht't,
Das thut's noch nicht.

Doch darüber, so Gott will, ein ander Mal.

15.

Es kostet Viel ein Christ zu sein.

Im vorstehenden Aufsatze gab ich dir, mein Leser, das Versprechen, über diesen Ausspruch eines schönen, aber leider in wenig Gesangbüchern anzutreffenden Liedes mich etwas ausführlicher mit dir zu besprechen. Das will ich gegenwärtig lösen; ich könnte freilich sagen: was thut es Noth? Entweder du bist noch kein Christ, dann liesest du dies kaum, oder wenn doch, glaubst du's nicht; oder du bist schon einer, dann weißt du's hundertmal besser aus Erfahrung, als ich dir's werde sagen können. Aber versprochen ist versprochen, dazu kommt, daß ich wirklich meine, es könne dir auch in dem Falle, daß du's schon erfahren habest, nützlich sein es noch einmal mit mir gemeinsam durchzudenken; und so will ich thun wie ich versprach.

Es kostet Viel ein Christ zu sein. Zu sein; du siehst wohl, daß auf diesem Sein der meiste Nachdruck liegt. Dem Sein gegenüber steht das Heißen, und das Scheinen, und das Werden. Das Heißen ist das leichteste, das gar Nichts fordert, aber auch gar Nichts ist. Das ist umsonst zu haben in unsrer sogenannten Christenheit, die leichtfertig genug ist, den edelsten aller Namen, den des Christen, einem Jeden beizulegen, der nur als Kind einmal getauft ist, und sich vom Christenthum nicht förmlich losgesagt hat, ja thöricht genug, um bis auf diesen Tag die unveräußerlichen Rechte des Staatsbürgers an dieses bloße Nichts zu knüpfen, und von ihrem Besitz einen Jeden auszuschließen, der diesen Namen nicht an sich trägt. Und noch — für wie Viele ist dieser Name schon eine Last, der sie sich

gern entledigten, und unbedingt entledigen würden, hinge nicht so großer Vortheil dran, inzwischen aber wenigstens Alles thun, daß Niemand sie für Christen halten könne. Da ist nun schon das Scheinen um ein Großes schwerer, und kostet manchmal Viel. Das ist des Heuchlers Sache. Der ist kein Christ, manchmal meint er's wohl zu sein, sich selbst damit belügend, wenn er aber bis ins Tiefste seines Herzens hinab steigen, und da, wo nicht nur kein anderer Mensch, wo auch sein Verstand und sein Begehren ihn nicht mehr hört, ein offenes Bekenntniß ablegen wollte, würde er sich eingestehen müssen, daß ihm am Christsein wenig oder nichts gelegen sei, so daß wenn er es nicht schon — wenigstens nach dem Namen — wäre, und wenn damit Nichts zu gewinnen wäre, er sich wohl hüten würde es zu werden. Immer aber ist sein Streben darauf gerichtet, daß man ihn für einen Christen halte. Das aber nöthigt ihn zu Manchem was ihm sauer wird, bald zu thun, was er nicht thäte, bald zu unterlassen, was er thäte, wenn's ihn nicht um seinen Christennamen brächte. Da gilt's wohl manchmal, eine Neigung unbefriedigt zu lassen, einer andern geradehin zuwider zu handeln, aber es geschieht doch immer nur im Dienste des eignen Ich, der Hauptzweck wird dadurch gefördert, ein Opfer wird gebracht, aber nicht der Tugend, nicht dem Guten, nicht der heiligen Ordnung Gottes, nur dem Götzen „Selbst", welchem der Heuchler dient. Dagegen, um ein Christ zu werden, muß der Götze ausgeworfen, um „nach dem Sinn des reinen Geistes zu leben", muß der Sinn des reinen Geistes angenommen werden. Es genügt nicht, daß du heute diesen, morgen jenen sogenannten Fehler ablegst, heute diesen, morgen jenen guten Vorsatz fassest, heute dieses, morgen jenes sogenannte gute Werk verrichtest, auch nicht, daß du heute dieser, morgen jener Versuchung widerstehst. Selten wird's gelingen, aber ob es auch einmal gelinge, unser Lied hat Recht mit seinem Worte: ist gleich ein Kampf wohl ausgericht't, das thut's noch nicht; ja ob dir's tausendmal gelänge, es thäte es noch immer nicht, es wäre ja doch nur die Arbeit dessen, der die Dornen und die Disteln und die giftigen Unkräuter seines Ackers abschnitte und die Wurzeln in der Erde ließe. Er müßte immer wieder schneiden kommen, würde stete Mühe haben, und wenn er den ganzen Sommer durch sich abgemüht, im nächsten Frühling doch die

gleiche Arbeit haben, und zuletzt ermatten und den Acker liegen und vom Unkraut überwuchern lassen, es wäre denn daß noch zu rechter Zeit ihm die Erkenntniß käme, daß dasselbe nicht abzuschneiden sondern auszurotten sei mit Stumpf und Stiel, und nicht ein Fäserchen zurück zu lassen, darnach aber „ein Neues zu pflügen" (Jer. 4, 3), und in den neu zugerichteten Boden neuer, guter Same auszustreuen. Ja das ist, lieber Leser, was geschehen muß, damit der Mensch zum Christen werde; mit der Wurzel muß der alte Sinn heraus, oder er bleibt was er war, ein wilder Acker, der Dorn und Disteln trägt. Der alte Sinn, d. h. die ganze Art zu denken und zu wollen und zu streben; was du bisher für wahr, für schön, für gut, für wünschenswerth gehalten, das sollst du fortan für falsch und irrthümlich, für unschön und häßlich, für unwerth deiner Wünsche und deiner Liebe ansehn lernen, worauf du bisher dein Augenmerk gerichtet, dem sollst du den Rücken kehren, wonach du begehrt, verabscheun, hassen was du geliebt, fliehn und meiden, was du mit Anstrengung gesucht. Meinst du, das sei leicht? Es soll dir wahrlich leichter werden, die Kugel, die getrieben von des Pulvers Kraft in voller Schnelle gen Norden fliegt, in ihrem Laufe aufzuhalten und zum Stillestehn zu bringen, als dein eignes Herz zur Umkehr zu bewegen, nicht allein die alte Richtung seines Strebens aufzugeben, sondern auch in die ganz neue einzutreten, daß statt in deinem Ich in Gott der Zielpunkt alles Lebens für dich liege. Der Philosoph sagt freilich: Du sollst, darum kannst du auch, und in sofern haben wir ihm Recht zu geben, als, wenn du unbedingt nicht könntest, auch die Forderung des Unmöglichen der Berechtigung entbehren würde. Aber wenn du in die Erfahrung deines Lebens blickst, da kann dir nicht entgehen, daß es mit jenem Können wenig auf sich hat. Damit die fliegende Kugel zum Stillstehn komme, muß eine Kraft gegeben sein, der treibenden Kraft des Pulvers entgegen gesetzt und gleich, um sie zurück zu treiben, muß die Gegenkraft noch größer als die des Pulvers sein. Aber die eine wie die andre werden äußere Kräfte sein, in der Kugel selbst ist keine Bewegungskraft, weder nach dieser noch nach jener Seite, und darum auch die Kugel ohne Schuld, sie ruhe oder bewege sich, sie fliege gen Mittag oder gen Mitternacht. Nicht so bei dir, die Kraft die dich zur Lust hintreibt, und Ursach ist, daß all dein Leben und Streben

allein dir selbst und deiner Lust gehört, ist in dir selbst. Der Apostel Paulus im Briefe an die Römer schildert sie wie eine zwar in dem Menschen wohnende, aber von seinem Wesen geschiedne Kraft, von welcher er getrieben werde, die er „die Sünde" nennt. Das ist eine Form, deren er für seine lebensvolle Darstellung (Kap. 7) kaum entbehren konnte, aber irren würden wir, hielten wir das Bild für die Sache selbst, und schöben das sündliche Streben in uns auf eine unserm Wesen fremde Kraft, von der wir fortgetrieben würden wie die Kugel von der Kraft des Pulvers, oder wie die Maschine von der Kraft des Dampfs in ihrem Schooße. Die Kraft ist nicht nur in uns, sie ist unsre eigne Kraft, die Kraft des Willens, welche die eigenste Kraft unsers Geistes ist. Wird nun diese Kraft sich selbst zum Stillstand bringen, aus sich selbst den neuen, den entgegen gesetzten Lauf beginnen? Sie soll, das ist kein Zweifel, aber wird sie können? Fragen wir nicht die Theorien, denn was helfen Theorien, denen die Erfahrung widerspricht? Die Erfahrung aber, was sagt die, nicht nur die unsere, nein die Erfahrung aller derer, denen kein Mensch abstreiten wird, daß sie in hohem, vollem Sinne Christen waren, eines Paulus, eines Augustinus, eines Luther, und noch manches Andern, dessen Namen du nicht kennst? Du kannst nicht aller Zeugniß hören, weil dir die Bücher fehlen, in denen es verzeichnet ist. Ein Buch aber hast du, mußt du haben, deine Bibel. Die nimm her, und lies das siebente Kapitel an die Römer, wo Paulus uns den Zustand schildert, worin er selbst gewesen, ehe er Christ geworden, und halte dagegen deine eigene Erfahrung. Frage dich, ob Gottes heiliges Gesetz dein eigenes Gesetz gewesen von Anfang an, und immerdar geblieben? Und wenn das Gegentheil, wenn auch für dich eine Zeit gewesen, wo du nicht Gotte lebtest, sondern dir selbst und deiner Lust, und wenn die Zeit vorüber, ob dir's leicht geworden, zu Gott umzukehren und ein völlig Neues anzufangen, oder ob du Grund hast, mit dem Apostel auszurufen: ich danke Gott durch Jesum Christum meinen Herrn? Wenn aber vielleicht noch nicht, wie manchmal du es schon versucht, und Nichts gewonnen hast? Wie manchmal du dich aufgerichtet hast, und bald von neuem gefallen bist? Wie oft es schon bei dir gelautet hat: Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht, ja wie das sogenannte Wollen schärfer an=

gesehen kaum ein mattes Wünschen war? Ja wie manchmal du gesagt hast: von heut an muß Alles anders werden, und bist doch morgen gewesen der du gestern warst, und Alles geblieben wie es war, im Denken, im Wollen, und im Handeln? Ja ob nicht Stunden gekommen sind, worin du, an dir selbst verzweifelnd, gewünscht hast lieber nicht zu leben, als noch länger so fruchtlosen Kämpfen ausgesetzt zu bleiben? — Es kostet Viel ein Christ zu werden, viel mehr als Mancher denkt, der längst ein Christ zu sein vermeint, und hat noch nicht den ersten Schritt dazu gethan. Es hat noch Keiner es vermocht, ohne durch die Gnade Gottes, durch welche, was Menschen unmöglich ist, möglich wird. Du wirst's auch nicht vollbringen ohne sie. Und doch ist's nur der erste Schritt. Der zweite heißt: an Christum glauben. Hältst du das für leicht? Es ist ganz unmöglich, ehe du jenen Schritt gethan, aber auch wenn du durch Gottes Gnade ihn vollbracht, ist es ein schweres Werk, und Manchem gelingt es nicht. Ja hieße an Christum glauben weiter Nichts als für wahr halten was die Bibel, oder auch was die Kirche von ihm lehrt, es hat auch das seine Schwierigkeiten, aber nur für den denkenden Verstand, und wenn die überwunden, ist dieses sogenannte Glauben leicht, so leicht, daß in langen Jahrhunderten man hätte durch die ganze Christenheit hin gehen können, ohne Einen zu finden, der es nicht geleistet hätte. Aber an Christum glauben heißt ganz etwas anderes, und umfaßt so viel, daß ganz unmöglich ist, den ganzen Inhalt in ein kurzes Wort zu fassen. Es heißt: an die Gnade Gottes glauben, die in Christus offenbar geworden und verbürgt worden ist, an die ewige Gnade, in welcher die alleinige Bürgschaft liegt, daß der Sünder nicht Sünder bleiben und verloren gehen, sondern ein geheiligtes Kind Gottes und selig werden soll; an die Gnade, von der Christus durch sein ganzes Leben zeugte, und in seinem Kreuzestode sie besiegelte, von der er eine lebendige, thatsächliche Predigt ist; an sie glauben d. h. sie erfassen aus innerstem Herzenstrieb, um an ihr festzuhalten bis zum letzten Athemzuge, und von ihr allein sein ganzes Leben und Hoffen abhängig zu machen. Warum ist das so schwer? Erstlich weil so Viele auch jenen ersten Schritt nicht thun, den Schritt der Umkehr, der sie um zu Gott zu kommen, zu ihm dem Wege zum Vater führen würde; sodann aber weil auch die ihn thun,

noch Viel zu überwinden haben, daß der rechte, volle Glaube ihnen möglich werde. Um der Gnade sein Heil verdanken zu wollen, muß das Gefühl des Heilsbedürfens stark geworden, und das Vertrauen auf die eigene Kraft ganz untergegangen sein, jenes aber erfordert ein tiefes und lebendiges Bewußtsein der Sündigkeit, dieses ein demüthiges Herz, zu beiden aber läßt's der Stolz des Herzens, das dort sich seine wahre Gestalt verbirgt, hier lieber selbst wirken, selbst verdienen, sich selbst sein Heil verdanken will, nur sehr schwer und bei Manchem niemals kommen; der Natur, sagt unser Lied, geht es gar sauer ein, sich — auch nur einen Augenblick — in Christi Tod zu geben. Um aber der Gnade Gottes zu vertrauen, d. h. alles Heil in unerschütterlich fester Zuversicht von ihr zu erwarten, muß man so zu sagen festen Grund unter seinen Füßen haben. Aber wo könnte man, sagst du, festeren Grund haben als in Gott, dem schlechthin Guten, dem Wahrhaftigen, dem Unveränderlichen? Ja freilich hat man ihn, aber es genügt nicht ihn zu haben, man muß auch wissen daß man ihn hat. Aber, sagst du, weiß man das denn nicht? Der Verstand, mein Leser, weiß es allerdings, dem hat man's in der Schule beigebracht, oder auch er selbst durch Denken sich davon belehrt. Aber das Wissen des Verstandes nützt im Leben wenig oder nichts; so lange von keiner Seite her, weder von außen noch von innen ein Widerspruch erfolgt, hältst du es fest, oder vielmehr, es liegt in deiner Seele unangetastet da, wenn's aber zum Bedürfen kommt, da läßt es dich im Stich, es ist ein fremder Gast in deiner Seele, der im Augenblick der Noth entweicht. Es giebt ein anderes Wissen, das dem Herzen angehört, wenn du das hast, das hält dir fest in aller Noth. Das aber ist so leicht nicht zu gewinnen, das Herz ist ja nicht nur ein trotziges, auch ein verzagtes Ding, verzagt auf jedem Punkte, wo Muth und Vertrauen hingehört. Darum bedarfst du, um der Gnade Gottes schlechthin zu vertrauen, noch einen besondern Grund. Du hast auch den; Gott könnte von dir fordern daß du ihm vertrautest, schlechthin weil er Gott ist, und mehr noch weil er dir's in seinem Worte sagt, aber er fordert's deshalb nicht weil er die Verzagtheit deines Herzens kennt, er hat dir einen gewissen, felsenfesten Grund gegeben, da er in Christus dir die Tiefe seiner Gnade offenbarte und verbürgte, es bedarf nur, daß du den Grund auch unter

deinen Füßen habest; unter deine Füße aber bekommst du ihn nur dadurch, daß du dich darauf stellst, d. h. was dir Gott in Christus offenbart, in dein Bewußtsein aufnimmst, was er dir verbürgt, als verbürgt erkennst und der gegebnen Bürgschaft trauest, als läsest du gleich an Christi Kreuze Gottes eigne Hand und Unterschrift, und empfingest ihn am Kreuze als das Unterpfand, das Gott nicht unterlassen könne einzulösen. Erst wenn du bis dahin gelangt bist, glaubst du in der That an Christus. Wie schwer aber das sei, laß dich Paulus' Beispiel lehren. Hatte Paulus von der Gnade Gottes Nichts gehört? Soviel wie du. Oder Nichts gelesen? Mehr vielleicht als du, so belesen und bewandert er im heiligen Buche seines Volkes war. Oder war Christus ihm ganz unbekannt geblieben, oder die Heilsverkündigung die von ihm ausging? Unmöglich, war's doch sie die er bekämpfte und verfolgte. Aber das Bewußtwerden der Gnadenoffenbarung, das Erkennen der Bürgschaft Gottes im Gekreuzigten, das demüthige Hinnehmen der Heilsverbürgung in der Thatsache des Kreuzes, das war, was ihm Jahre lang nicht möglich war, wogegen sein noch stolzes Herz sich lange sträubte und verhärtete, und was nicht eher ihm gelang, als bis „Gott wohl gefiel, daß er seinen Sohn in ihm offenbarete" (Gal. 1, 15). Von da an aber glaubte er in der That an ihn, wollte Nichts mehr wissen als nur ihn, und erkannte in ihm die von Gott gegebene Weisheit; ich glaube, darum rede ich, hieß es nun bei ihm, und nun war er ein Christ geworden.

Schwer ist, ein Christ zu werden, aber schwer auch es zu sein. Bist du, mein Leser, in alten guten Liedern wohl bewandert, so kennst du außer dem, dessen erster Vers uns bis daher beschäftigt hat, auch noch ein anderes, welches anfängt: es ist nicht schwer ein Christ zu sein, und nach dem Sinn des reinen Geists zu leben. Da hast du denn wohl schon gefragt, ob die zwei Lieder nicht einander widerstreiten, was das eine setze, durch das andere aufgehoben werde, und wie nun du dich zu den beiden stellen, welchem von ihnen du Glauben beimessen sollest, da ja doch unmöglich beide wahr sein können? Du meinst wohl gar, es habe der Dichter des einen Liedes den des andern widerlegen wollen. Aber sieh! Die Unterschriften zeigen dir, daß ein Mann (Chr. Fr. Richter, Arzt in Halle) beide gedichtet hat. Hat er, was er früher geirrt, durch das spätere gut machen wollen?

Ich glaube nicht. Er hat in beiden Wahrheit geben wollen, ich möchte meinen, er habe beide fast zugleich gedichtet. Denn es ist in beiden Wahrheit. Denke einen Christen, der in der Buße der Sünde völlig abgestorben sei, die „Natur" vollständig „in Christi Tod gegeben" habe, und mit unbedingter Wahrheit von sich sagen könne: So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir (Gal. 2, 20); du wirst bekennen müssen, daß dem nicht schwer sein könne ein Christ zu sein, denn so sehr sei das christliche Wesen sein eigenes geworden, daß wie ein edler Baum nur edle Früchte tragen könne, so auch als Christ zu leben ihm nicht eine schwer zu erfüllende Pflicht, sondern eine solche geistige Nothwendigkeit geworden sei, daß ihm das Gegentheil auch wenn er's wollen könnte, unmöglich sei. Und das ist die freudige Zuversicht, welche Paulus im ersten Theile des sechsten Kapitels an die Römer ausspricht, und von welcher das zweite Lied ein herrlicher Ausdruck ist, ein Lied von dem ich gar sehr wünsche daß du es kennest und beherzigest, aber noch weit mehr, daß du die eigene Erfahrung darin wieder findest. Dieser Christ aber, der vollkommene Christ, in dem das eigene Leben ganz im Leben Christi aufgegangen ist, findet in der Wirklichkeit sich nicht, weder die vollkommene Buße noch der vollkommene Glaube; das sündige selbstsüchtige Wollen ist noch nicht vollkommen aufgehoben, das Herz noch nicht ganz an Gott hingegeben, der neue Mensch zwar in der Geburt begriffen, aber noch nicht ausgeboren, geschweige zum vollkommenen Manne heran gereift. Da giebt es denn noch immer eine „Natur", die „immerdar in Christi Tod gegeben" d. h. durch innigere Hingabe an Christus den für die Sünde der Welt gestorbenen ertödtet werden muß, und welcher das „gar sauer eingeht", es giebt noch manchen, und manchmal harten Kampf, die Lüste des Fleisches zu dämpfen, Alles abzulegen, was noch übrig ist vom alten, Alles anzulegen, was noch fehlt zum neuen Menschen; es heißt noch manchmal: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht; hier möchtest du dich gern von jeder Befleckung rein erhalten, aber die Reinheit des Herzens, die dir das leicht machen würde, fehlt, dort begehrtest du ein Werk der Liebe zu vollbringen, aber der Drang der Liebe ist nicht da, jetzt dem Beleidiger zu verzeihen, aber der Stachel der beleidigten Selbstsucht steckt zu tief im Herzen, ein andermal dich ganz empor ins Göttliche und Himm=

lische zu erheben, aber die Last des Irdischen hängt sich an die Flügel deines Geistes, und drückt ihn herab; kurz immer Mangel, immer Unvollkommenheit. Auch Paulus wußte wohl, daß er's noch nicht ergriffen hatte, und noch nicht vollkommen war, er jagte ihm aber nach, ob er's ergreifen möchte, nachdem er von Christo ergriffen war (Phil. 3, 12); das brachte ihn dem Kleinod immer näher, welches ihm vorhielt die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu (das. V. 14). Und das wird auch deine Aufgabe sein, der du durch Gottes Gnade ein Christ geworden bist; schwer wird's noch bleiben, ein Christ zu sein, und nach dem Sinn des reinen Geists zu leben;

Doch ist es wohl der Mühe werth,
Wenn man die Herrlichkeit erwäget,
Die ewiglich ein Gotteskind erfährt,
Das es aufs Himmlische hat angeleget.
Es hat wohl Müh, die Gnade aber macht,
Daß man's nicht acht't.

Das sei denn auch was wir uns gegenseitig wünschen wollen, nicht vergessen, daß es noch Mühe giebt, ja daß des Christen Leben ein steter Kampf sein muß, aber auch stets frohen Muthes sein, als die nicht aufs Ungewisse laufen, und einen Quell der Kraft besitzen, dessen Fluthen nie versiegen. Also denn nach unserm Liede:

Auf, auf, mein Geist ermüde nicht,
Dich durch die Macht der Finsterniß zu reißen,
Was sorgest du, daß dir's an Kraft gebricht?
Bedenke, was für Kraft uns Gott verheißen!
Wie gut wird sich's doch nach der Arbeit ruhn,
Wie wohl wird's thun!

16.

Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.

Jerem. 31, 3.

Wessen Rede ist das? Es ist Gottes Rede. Woher weiß ich das? Es sagt es der Prophet, und er gewiß aus dem innersten Bewußtsein seiner Seele; aber damit auch ich es glaube, d. h. damit es auch meiner Seele zur Thatsache werde, die ich mir aneignen, und allen Zweifeln zu Trotz festhalten könne, dazu bedarf es doch noch eines andern Grundes, eines inneren, für mich unwandelbaren Grundes. Aber ich habe diesen Grund. Ich bin ein Christ, als Christ habe ich in Christus gleichsam Gott ins heilige Angesicht geschaut, und was ich da gelesen, ist nichts anderes als daß Gott Liebe ist (1 Joh. 4, 8. 16). Er ist Liebe — die Menschen haben auch bisweilen Liebe, oft nur Anwandlungen von der Liebe, aber sie sind nicht Liebe, d. h. die Liebe kann in ihnen entstehen und vergehen, ohne daß in ihrem Wesen sich Etwas verändere, heute brennen sie vor Liebe, morgen ist die Flamme ausgelöscht, aber sie selbst sind die sie waren, so unentbehrlich ihnen die Liebe ist, so wenig gehört sie doch zu ihrem Wesen. Nicht so Gott; dächte ich die Liebe aus ihm hinweg, einen weisen Schöpfer, einen mächtigen Herrscher könnte ich behalten, aber Gott würde ich verloren haben. Gottes Liebe ist eine ewige, wir können sagen, wo Gott sei, da sei immer auch die Liebe, und wo die Liebe nicht sei, sei Gott nimmermehr. Darum, wenn Einer, sei's in der Bibel oder außerhalb, im Namen Gottes spräche, aber die

Liebe wäre nicht in seiner Rede, da möchte er sein, wer er auch wäre, wir könnten ihm nicht Glauben schenken, wenn er aber von Liebe, von ewiger Liebe spricht, da wird's für uns unzweifelhafte Rede Gottes. Das ist der innere Grund, weshalb wir dem Propheten glauben, wenn er im Namen Gottes spricht: ich habe dich je und je geliebt, oder nach dem Hebräischen: mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt; denn das ist, was sich nur von Gott mit voller Wahrheit sagen läßt.

Ich habe dich geliebt. Wer ist die angeredete Person? Im folgenden Verse erscheint als solche die „Jungfrau Israel", d. h. das israelitische Volk, bildlich, wie sehr häufig im alten Testament, als Person bezeichnet. Der Prophet also denkt als Gegenstand der Liebe Gottes dieses Volk, und wohl nur dieses Volk, und nur als Volk. Wir stehen nemlich hier vor einem der wichtigsten Unterschiede der zwei Verfassungen, der in den beiderseitigen Schriftwerken sich vielfältig kund giebt. Im alten Bunde war der Blick beschränkt, es konnte nicht anders sein, wiefern ja doch das Licht der Offenbarung da zwar dämmerte, aber noch keinesweges aufgegangen war und leuchtete. Da war denn noch nicht möglich eine allgemeine Liebe Gottes ins Gemüth zu fassen, man dachte sie auf das eine Volk beschränkt, das allerdings der Beweise seiner Liebe Viel erfahren hatte; im Volke aber dachte man wenig oder gar nicht an die Einzelen aus denen es bestand, die verschwanden gleichsam in dem Ganzen, und nur als Angehörige des Volks konnten sie sich in einem Verhältnisse zu dessen Gott wissen. Auch bei unserm Propheten war das wohl nicht anders, aber wir dürfen ihn deshalb nicht geringer achten, die Offenbarungsstufe der er angehörte brachte es so mit sich. Wenn aber wir auf diese Stufe treten wollten, das würde ein Rückschritt, und als solcher sehr zu tadeln sein. Denn im neuen Bunde ist ein anderer Gesichtskreis aufgethan, die Schranke ist gefallen, die Gottes Liebe auf ein Volk zu beschränken schien, in Christus kennen wir den Gott, der ein Vater sein will alles dessen was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden; und damit ist denn auch das Andere eingetreten, daß wir uns der Liebe Gottes theilhaftig wissen können, ohne Unterschied, wir gehören diesem oder jenem Volke, dieser oder jener Gemeinschaft an, daß Jeder für seine Person zu Gott hinzugehn kann, Jeder sich

selbst als ein Kind Gottes denken darf, sobald er nur das mitbringt, was zum Kinde Gottes macht, den Glauben an den eingebornen Sohn des Vaters. Das aber wirkt nun weiter auch auf unsre Auffassung von solchen Aussprüchen wie der ist, bei welchem eben unsre Betrachtung steht. Ihren ursprünglichen Sinn verändern kann es nicht, der steht, ein Zeugniß für das Denken jener Tage, unverändert fest; wenn aber wir ihn für uns selbst benutzen wollen, so schaun wir ihn im Lichte der christlichen Offenbarung an, mit aufgedecktem Angesicht (2 Kor. 3, 18), und das hat die Wirkung, daß nicht mehr Israel die Person ist, die da Gott anredet, nein daß ein Jeder der durch Christus zu Gott gekommen ist, das Wort auf sich anwenden, sich selbst als den betrachten kann, zu dem Gott spreche: ich habe dich geliebet.

Geliebet. Der wäre ein armer beklagenswerther Mensch, der in seinem Leben nie empfunden hätte, welche Wonne das Bewußtsein in sich schließe, geliebt zu sein, geliebt von einem liebewerthen Wesen, geliebt von dem Geliebten! Und doch was ist die höchste Liebenswürdigkeit der Menschen gegen Gott den einzig unsrer Liebe Würdigen? Also auch das Bewußtsein, von ihm geliebt zu werden, wie unendlich höher und erquickender muß es sein als Alles was wir je genossen haben von der Menschen Liebe! Dies Bewußtsein aber, ist's auch zu gewinnen möglich? Steht nicht Gott viel zu hoch über uns, und sind nicht wir neben ihm viel zu gering, als daß er sich in Liebe zu uns neigen, unser Gefühl der Ohnmacht, ja der Nichtigkeit sich in das des Geliebtseins umgestalten könne? Ist's doch von Königen eine Seltenheit, wenn sie mit einem ihrer Unterthanen sich in Freundschaft eng verbinden, die doch als Menschen ihres Gleichen sind; und Gott —? Hinweg, Unglaube, der mir durch sein Erwägen und Vergleichen das heiligste aller Gefühle rauben will, hinweg, ich halte fest an dem was mir so unentbehrlich als verbürgt ist. Glaube ich an Gott, so glaube ich an Den dessen Wesen Liebe ist, ist aber sein Wesen Liebe, so ist im Himmel und auf Erden Nichts so arm, Nichts so gering, ja Nichts so unwerth, das von seiner Liebe nicht getroffen werde, aus dem Heilsborn seiner Liebe nicht ohn' Ende schöpfen könne. Glaube ich an Gott, so glaube ich an Den, dessen Wesen sich auf Christi Antlitz spiegelt, auf Christi Antlitz aber ist sonst Nichts zu

lesen als des Vaters Liebe, die Liebe, die den Heiligen, den Eingebornen in den Tod gab, um eine Welt voll Sünder zu erlösen. Darum kann ich glauben, kann das lebendige Bewußtsein in mir tragen, ich bin von Gott geliebt, wahrer, völliger, brünstiger als je von meinem Freunde, als von Vater und Mutter, als von der Geliebten meiner Seele. Mangelt mir's an dem Bewußtsein? Dann ist's nicht seine, es ist meine Schuld, die Schuld meiner Kälte, meiner Liebelosigkeit. Denn freilich die Wonne geliebt zu werden, kann ich nur empfinden in dem Maße als ich liebe. So im Verhältnisse zu Menschen, wo ich's oft erfahre, daß ich nur deshalb ihrer Liebe so gewiß nicht werden kann als ich sollte, weil ich selbst zu wenig liebe; es kann in meinem Verhältnisse zu Gott nicht anders sein. Aber das muß besser werden, und durch seine Gnade wird es besser werden.

Ich habe dich je und je geliebet. Ich habe mir schon vorhin vorgehalten, daß die Uebersetzung hier die Herrlichkeit der Urschrift nicht erreicht hat. Allerdings hat Gott mich je und je geliebt, aber der Grund liegt darin, daß Gott mit ewiger Liebe liebt. Ewige Liebe, das ist eine Liebe, die immer gegenwärtig ist, und immer gegenwärtig bleiben wird. Ehe ich geboren wurde, ja ehe die Welt und die Berge wurden, ehe diese Sonne ihre ersten Strahlen auf die neu geschaffene Erde sendete, hat Gott mich schon geliebt, und wenn ich einst nicht mehr auf dieser Erde walle, wird er mich noch lieben; ja ob es je geschähe, daß die Sonne nicht mehr schiene, und die Sterne ihren Kreislauf nicht mehr liefen, Gottes Liebe würde nicht erlöschen, würde mir noch eben so zugewendet bleiben, wie sie im Anfang war. Was aber mag tröstlicher als eine solche Gewißheit sein! Aber mehr noch, eine ewige Liebe ist auch eine solche, die durch Nichts gemindert oder aufgehoben werden kann. Auch durch die Sünde der Menschen, auch durch meine Sünde nicht. Unwerth der Liebe Gottes macht die Sünde, aber sie zu stören vermag sie nicht. Und den Beweis hat er gegeben, den thatsächlichen, vollgültigen Beweis. In Christus hat er ihn gegeben, in dem Einen in dem Er Alles giebt, ich Alles habe. Tief versunken in die Sünde war die ganze Menschenwelt, jämmerlich entkleidet der Aehnlichkeit mit Gott, zu welcher sie geschaffen war, und lebte in Entfremdung von Gott, in Empörung und Feindschaft wider Gott. Aber Gottes Liebe waltete über

ihr, wie sie gewaltet hätte, wenn die Sünde nicht gekommen wäre, nur der Unterschied war eingetreten, daß die Liebe, welche die sündlose Welt schlechthin beseligt haben würde, sich nun aufmachte, um die sündige zu retten. Gott war in Christus, wie die Schrift sagt, und versöhnte die Welt mit ihm selber, und stiftete eine ewige Erlösung d. h. verlieh ihr die ewige Möglichkeit zu ihm zurückzukehren, von der Sünde befreit, geheiligt, auf ewig mit Gott vereint zu werden. Das will ich meinem Herzen tief einprägen, nicht mir einen falschen Trost daraus zu bilden, als möge ich muthwillig sündigen, weil ja doch die Liebe Gottes mir unverloren sei, nein, ich bin ein sündiger Mensch, wie alle meine Brüder, und das Bewußtsein meiner Sündigkeit will das Gefühl der Liebe Gottes manchmal nicht aufkommen, mich nicht mit der Freudigkeit zu Gott hinzugehn lassen, ohne welche ich mich niemals wohlbefinden kann; da will ich denn auf Christus hinsehen, als auf das von Gott errichtete Heilspanier, will an seinem Kreuze lesen wie eine heilige Flammenschrift das unschätzbare Wort: mit ewiger Liebe hat mich mein Gott geliebt, mit ewiger Liebe liebt er mich.

Darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Zu mir gezogen — Wen pflegen wir zu uns zu ziehn? Die nach deren Gemeinschaft uns verlangt, sie aber halten sich fern von uns, der Eine aus Blödigkeit, der Andere aus Mißtrauen, Viele weil sie keine Liebe zu uns haben. Und häufig sind wir Schuld an ihrem Fernestehn, haben sie wohl zurückgeschreckt durch unsre Kälte, unsre Strenge, unsern Hochmuth, ja wohl selbst durch unsern Liebemangel, fordern von ihnen Liebe und Vertrauen, und haben jene nicht, verdienen dieses nicht. Und auch daß wir sie zu uns ziehn, geschieht oft nicht aus reiner Liebe, jetzt aus berechnendem Eigennutz, ein andermal aus blinder Leidenschaft. Gott aber ist immer der höchsten Liebe werth, hat von seiner Liebe uns den höchsten möglichen Beweis gegeben, will uns allein um unsertwillen in seiner Gemeinschaft sehn. Da sollte niemals Noth thun, daß er uns zu sich zöge, da sollten wir zwar begreiflich, ja in gewissem Betracht entschuldbar finden, daß in der Zeit des alten Bundes, die doch immer nur eine Zeit der Vorbereitung war, und obwohl sie von Gottes Güte manchen herrlichen Beweis empfangen, doch die unendliche Liebe, die erst in Christus

offenbar geworden, noch nicht geschaut hatte, Israel noch eines Zugs zu Gott bedurfte, dem es nur zu oft widerstand; uns aber sollte nicht mehr Noth thun, daß uns Gott erst zu sich zöge, nein wie rechte Aeltern nicht erst nöthig haben, daß sie ihre Kinder zu sich rufen, locken, ziehen, vielmehr die Kinder sich durch einen mächtigen innern Zug, durch eine unwiderstehliche Gewalt des eignen Herzens zu denen hingetrieben fühlen, deren Liebe sie vom ersten Tage ihres Daseins an erfahren und genossen haben, so sollten auch wir von Kindheit auf einen Liebesdrang in uns empfunden haben, der uns mit allen Kräften unsers Wesens zu dem Gott hinführte, der uns mit ewiger Liebe geliebet hat und liebt. Hat doch diese Liebe uns umfangen und geleitet von unserm ersten Pulsschlag an, ist doch das Evangelium von seiner Gnade in Christus an uns heran getreten von dem Augenblicke an, wo menschliche Rede uns vernehmbar wurde, hat man uns doch als Kindern schon den milden Freund der Kinder bekannt gemacht, der in die Welt gekommen ist, um alle Kinder ihrem rechten Vater zuzuführen, hat doch dieselbe Stunde, die uns unsrer Sündigkeit inne werden ließ, auch Den uns vor das Auge gestellt, der all unsre Sünde von uns nehmen, all unsre Schuld ins Meer der Gnade versenken will, haben doch all die Kräfte der Erlösung, die von Christus ausgehn, unablässig auf uns eingewirkt, so daß es fürwahr nur unsre Schuld sein könnte, wenn wir der Erlösung noch nicht theilhaft wären. Und doch — hier sind Welche, an denen ist von Jugend auf alles das vorbeigegangen, als ob's nicht vorhanden wäre, sie haben davon gehört, aber nicht darauf geachtet, es ist ihnen vor die Augen gemalt worden, aber sie haben Nichts davon gesehen, gepredigt von Jahr zu Jahr, aber sie haben's nicht vernommen, beweglich vorgehalten, aber es hat sie nicht gerührt, in der Mitte, wo nicht gar am Ende ihrer Laufbahn stehn sie noch so fern von Gott, als sie am Anfang standen; dort sind Andere, die in ihrer Kindheit einen Eindruck in ihr Herz empfingen von der Liebe ihres Gottes, aber darnach ist die Welt gekommen mit ihren Arbeiten und Sorgen und Entwürfen, mit ihrer Lockung und ihrer Lust, und all die Gluthen ihrer Liebe sind verloschen, daß nicht ein Fünklein übrig geblieben ist, im wüsten Treiben haben sie zuerst sich selbst, dann ihren Gott verloren, und irren nun umher, wie Schafe auf der dürren Haide, da keine Weide

ist, die lebendige Quelle haben sie verlassen, und graben sich löchrige Brunnen die kein Wasser geben; wieder Andere haben sich einer Weisheit hingegeben, welche nicht aus Gott ist, haben ihrem Verstande die Macht über ihr Herz gegeben, und der hat ihnen durch den Nebel thörichten Grübelns ihren Gott geraubt, daß ob sie ihn auch suchten, sie ihn nicht mehr finden können, daß Christus ihnen eine Thorheit, der Glaube ein eitler Wahn, das Evangelium ein Aergerniß geworden ist. Die alle sind fern von Gott, und bleiben fern, wenn nicht Er aus lauter Güte sie wieder zu sich zieht. Doch er zieht sie, mit Seilen ewiger Liebe zieht er sie zu seinem Sohne, damit in ihm sie ihren Vater wieder finden mögen. Er hat tausend Wege, Wege die kein Mensch ihm vorschreibt und kein Mensch erfindet, und selig Alle die sich ziehen lassen! Viele, ach wie Viele sind, die sich nicht ziehen lassen, an denen all das Mahnen und Wecken seines Geistes vergeblich, all die Züchtigung des Lebens in Freude und in Schmerz verschwendet ist, Solche von denen der Herr einst unter Thränen zeugen mußte, er habe sie sammeln wollen wie die Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, aber sie haben nicht gewollt. Die muß er freilich hingehn lassen auf der breiten Straße die zum Verderben führt. Die aber seinem Zuge folgen — ihrer sind bald Viele bald Wenige, immer aber Etliche —, die wenden sich zu seinem Sohne, und der Sohn faßt sie an ihrer Hand, und führt sie als die verirrten aber wiederkehrenden Kinder dem himmlischen Vater zu, löst sie von ihren Banden und macht sie frei, tilgt ihre Schuld und kleidet sie mit Gerechtigkeit. Und aus tiefstem Herzensgrunde bekennen sie, daß Gott aus lauter Güte sie zu sich gezogen habe.

Zu welcher Zahl aber gehöre nun ich selbst, zu denen die da fern stehn, oder zu denen welche nahe gekommen sind? Daß ich zu denen gehöre, die Gott je und je geliebet hat, ist mir gewiß, denn ich glaube an die allgemeine Liebe Gottes zu der Menschen- und Sünderwelt, daß er mich zu sich ziehe, aus lauter Güte zu sich ziehe, kann und will ich nicht bezweifeln; wie aber, lasse ich mich ziehen? Folge ich dem Zuge seiner Liebe? Bin ich ihm bisher gefolgt? Ich will mich ernstlich prüfen, daß ich nicht in Selbstgefälligkeit mich täusche; aber wie auch das Ergebniß falle, das Eine soll mir feststehn: ich will fortan ihm kindlich, treulich folgen, ich will den Undank nicht auf meine

Seele laden, daß ich solcher Liebe mich entzöge, ich will mein tägliches Gebet sein lassen:

Zeuch mich, o Vater, zu dem Sohne,
Damit dein Sohn mich wieder zieh' zu dir;
Dein Geist in meinem Herzen wohne,
Und meine Sinnen und Verstand regier';
Daß ich den Frieden Gottes schmeck' und fühl',
Und dir darob im Herzen sing' und spiel'.

(Aus dem Liede: Dir, dir, Jehovah will ich singen ꝛc.)

17.

Ueber Joh. 9, 39—41.

„Und Jesus sprach: Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden.

Und solches hörten Etliche der Pharisäer, die bei ihm waren, und sprachen zu ihm: Sind wir denn auch blind?

Jesus sprach zu ihnen: Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprechet: Wir sind sehend, bleibt eure Sünde."

Unser Herr hatte in Jerusalem einem Blindgebornen das Gesicht verliehen. Je größer das Wunderbare dieser That, desto eher hätten die Zeugen derselben sich bewogen finden sollen, den Mann der in unvergleichlicher Geistesgröße unter ihnen wandelte, als das anzuerkennen, was er war, als den Einzigen der gekommen war, die von Gott getrennte Menschheit zu der Einheit mit Gott zurück zu führen, in welcher auch seine Wunderkräfte ihre Wurzel hatten. Aber so kam es nicht. Die Häupter der Juden*), vermöge der Nothwendigkeit, daß immer die Finsterniß das Licht zu hassen pflegt (Joh. 3, 19, 20), schon längst gegen ihn erbittert, fanden in dem Umstande, daß Jesus den Blinden am Sabbat hergestellt, und dieser eine geringfügige Handarbeit dabei verrichtet hatte, die erwünschte Veranlassung, nicht nur ihm die Anerkennung als Sohn Gottes (Messias) zu versagen, sondern auch das Wunder selbst zu leugnen, und für bloßen Betrug — den Geheilten als nicht wirklich blind gewesen — zu erklären. Wunder, das

*) An diese hat der Leser im Evangelium Johannis fast an allen den Stellen zu denken, wo der Ausdruck „die Juden" angetroffen wird, wie er bei Beachtung des Zusammenhanges und der Umstände sich an den einzelen Stellen leicht belehren kann.

ist ihre in der Erzählung nur angedeutete, aber damaligen Hörern und Lesern allgemein verständliche Beweisführung, Wunder geschehen nur durch Gottes Kraft. Wem Gott diese Kraft verleiht, verrichtet sie, wem nicht, kann Nichts der Art vollbringen, geschweige eine so große, ja unerhörte Wunderthat. Seine Kraft aber verleiht Gott nur Denen an denen er Wohlgefallen hat, und die er eben dadurch als seine Freunde und Boten beglaubigen will; Wohlgefallen aber hat er nur an Denen die seinem Gesetze gehorsam sind, die Uebertreter desselben, die sein Zorn trifft, kann er mit solchen Kräften nicht begaben. Dieser Mann hat eben jetzt das heiligste Gesetz, und wiederholt, gebrochen, indem er am Sabbat Handarbeit verrichtete; so kann er kein Prophet, kein Wunderthäter, also auch der Andere nicht blind gewesen sein. Dieser dagegen, der vermöge seiner angebornen Blindheit und seiner Armuth — er war ja Bettler gewesen — bis dahin durchaus unwissende, der aber das Wunder an sich selbst erfahren hat, und wie sich zeigt ein für die Wahrheit empfängliches Gemüth besitzt, hält sich einfach an die für ihn unbestreitbare Thatsache, daß er blind geboren war, jetzt aber sehend ist, und führt von ihr aus den — so muß er urtheilen — unwiderleglichen Beweis, daß Jesus fromm und ein Prophet sein muß. Wunder, so heißt's bei ihm, geschehen allein durch Gottes Kraft, Gott aber verleiht dieselbe nur den Frommen, um sie als seine Freunde und Boten an die Menschheit zu beglaubigen. Wo also Wunder zur Erscheinung kommen, da sind sie ein untrüglich Zeichen, daß der sie verrichtet ein Freund und Bote Gottes sei. Hier ist ein Wunder eingetreten, ein so großes wie noch keins zuvor; so muß der Mann der es vollbracht ein frommer Mann und ein Prophet sein. An diesem Glauben hält er fest Trotz allem Widerspruch und allem Unglimpf welcher ihm begegnet; ja als der Herr sich ihm als den Sohn Gottes kund giebt, erkennt er ihn freudig als solchen an. So hat sich denn das Wunderliche zugetragen: Die Gelehrtesten, die durch ihre Bildung unter Allen die Geeignetsten sein sollten, Jesum in seiner wahren Würde zu erkennen, die haben durch den Haß sich so verblenden lassen, daß keine Erweisung seiner Herrlichkeit, weder in Worten noch in Werken, ihre Augen öffnen, sie zum Glauben bringen kann, ja daß sie lieber die Thatsachen selber leugnen, als von ihrem Vorurtheile weichen. Ihnen gegenüber ein Einfältiger

aus dem Volke, dem Nichts zu Gebote steht als dieselben Sätze, deren Jene sich bedienen, und die Thatsache die er erfahren hat, und der auf diesen Grundlagen sich von Stufe zu Stufe höher hebt, und rasch dahin gelangt, wohin Jene mit all ihrer Gelehrsamkeit nicht kommen können. Und eben diese Erscheinung ist es, welche der Herr so ausdrückt, daß die da nicht sehen sehend werden, und die da sehen blind werden, aber nicht nur ausspricht, sondern auch unter einen höheren Gesichtspunkt stellt, indem er sie ein Gericht nennt, zu dessen Herbeiführung er auf diese Welt gekommen sei. Der Vorgang von dem er spricht gehört dem innern Leben an, die Ausdrücke deren er sich bedient sind Bilder, zu denen das äußere Begegniß die Veranlassung gegeben hat. Die er als die Sehenden bezeichnet, sind die Häupter und Stimmführer der Nation, die Schriftgelehrten, die ihres höheren Wissens halber Anspruch darauf machen, über die Fragen des Gesetzes und der Religion ein richtigeres Urtheil zu haben als die kenntnißlose Menge, ein Anspruch, der in sofern wohlgegründet ist, als sie wirklich Alles haben, was zum richtigen Urtheil führen kann. Aber blind sind sie geworden, weil die Sünde ihren Verstand verfinstert, die Leidenschaft des Hasses ihnen die Unbefangenheit entrissen hat, die sie zum richtigen Urtheil führen könnte, wie überhaupt, so ins besondere über ihn. Diese ihre geistige Blindheit ist ja eben jetzt recht augenscheinlich an das Licht getreten. Die aber nicht sehen, das sind die Einfältigen im Volke, die Unwissenden und Ungelehrten, denen was den Verstand anlangt, die Befähigung zum Urtheil fehlt, so daß sie wie die Blinden sich von Andern leiten lassen müssen, und in ihrem Urtheil abhängig von fremder Einsicht sind. Wenn aber unter diesen Solche sind, die ein empfängliches Gemüth und ein Verlangen nach der Wahrheit haben, und sie mit Jesu in Berührung kommen, seine Worte hören, seine Thaten sehen, da übt die Wahrheit die ihr eigne Macht an ihnen aus, und ohne die Vorbereitung des Wissens und der Gelehrsamkeit werden sie des Göttlichen das in ihm ist gewahr, und auf der bloßen Grundlage des Gehörten und Gesehenen und Erlebten lernen sie ihn kennen, und glauben an ihn als den von Gott geschenkten Heiland, und werden so aus Blinden geistig Sehende. Das trug sich im Leben Jesu manchmal zu, das hatte sich jetzt eben mit dem Blindgebornen zugetragen, und das wie-

derholt sich alle Tage in der Christenheit. In welchem Sinne aber nennt er das ein Gericht, zu welchem er gekommen sei? Wir würden ihn gröblich mißverstehen, wenn wir es in dem Sinne fassen wollten, daß irgend Jemand durch sein Kommen und Wirken blind werden d. h. an ihm irre und ungläubig werden sollte; nein wir wissen zu was er gekommen ist, zu suchen und selig zu machen das verloren ist, wir wissen daß der Liebesrathschluß Gottes und sein eigner Niemand ausschließt, daß Alle an ihn glauben, Alle durch den Glauben an ihn selig werden sollen. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit der biblischen Darstellungsweise, daß sie Erfolge die aus gewissen Handlungen Kraft einer innern Nothwendigkeit hervorgehen, obwohl sie nicht daraus hervorgehen sollen, doch als solche darstellt, die zu jenen Handlungen sich verhalten wie der Zweck zu seinem Mittel. So auch hier. Wo etwas Ungewöhnliches in die Erscheinung tritt, insbesondere wo eine neue Wahrheit in der Menschheit auftritt, und sich eine Bahn zu brechen sucht, da werden die Herzen der Menschen offenbar, da scheiden sich die Menschen, auf die eine Seite treten die welche offene Herzen für die Wahrheit haben, und nehmen sie freudig auf, und leben sich in sie hinein, auf die andere aber die, denen es nur um sich selbst zu thun ist, und die Gefahr für ihr Selbst fürchten, wenn das Neue Aufnahme fände und sich gleichsam einbürgerte. Die schließen sich vor ihr zu, stoßen sie von sich ab, stellen ihr allerlei Zweifelsgründe und noch mehr Widrigkeit entgegen, die ihnen die Annahme unmöglich macht, und hindern ihre Umgebungen wo und wie sie können, daß sie ihrer nicht theilhaftig werden. Und das muß so kommen, es soll nicht, denn Alle sollen auf der einen Seite stehen, auf der Seite derer die Sinn für das Gute und die Wahrheit haben, aber es kann nicht anders kommen, so lange die Sünde Sünde bleibt und die Selbstsucht Selbstsucht und der Hochmuth Hochmuth. Und da nun einmal die Ursache da ist in den Herzen, so ist auch gut daß ihre Wirkung sie ans Tageslicht bringe, daß Scheidungen erfolgen, die Liebhaber des Guten durch die Widrigkeit der Andern gedrängt sich enger an einander schließen, und eine feste Masse bilden, tüchtig und bereit zu Kampf und Sieg. In sofern will auch Gott daß es so komme, denn so wenig er die Sünde will und die Widrigkeit gegen das Bessere, so gewiß will er daß das wahre Verhältniß an den Tag kom-

me und das Bessere freie Bahn gewinne. Nun, in Christus war nicht nur ein Ungewöhnliches, auch nicht nur irgend eine neue Wahrheit aufgetreten, ein Mensch war in die Welt gekommen, wie noch niemals einer dagewesen, ein unbedingt Sündloser, Heiliger, und die Gesammtfülle der Wahrheit, und zwar der Wahrheit welche ewig ist und zum ewigen Leben führt. Da sollte nun Niemand gleichgültig bleiben, es sollten Alle sich an ihn anschließen, um, Eins mit ihm, ihm gleich zu werden. Aber es konnte auch nicht anders kommen, als daß an ihm wie sonst an Keinem der Herzen Gedanken offenbar, und Er ein Fall und Auferstehen Vieler wurde, und ein Zeichen, dem widersprochen wurde (Luc. 2, 34. 35). Wenn Paulus, der doch nur von Christus zeugte, den Einen ein Geruch des Todes zum Tode, den Andern ein Geruch des Lebens zum Leben werden mußte (2 Kor. 2, 16), wieviel mehr er selbst, der zu Jenem sich verhielt wie das Urbild zu seinem Abbilde! Und so gewiß Niemand ihm widerwärtig werden sollte, denn das war das Verderben derer die es wurden, so nothwendig war doch, daß eine Scheidung eintrat, daß offenbar wurde, wer für sein Heil empfänglich, wer unempfänglich war, daß die kleine Schaar der Empfänglichen und Dankbaren erfuhr, wessen sie zu ihren bisherigen Lehrern und Führern sich versehen könnte, und um so enger sich mit ihm und unter einander zusammen schloß. Das aber ist, was er hier ein Gericht nennt, ein Verhältniß das zwar in der Sünde seine Wurzel hat, aber doch weil die Sünde da ist, unvermeidlich und nothwendig, ja zum Gedeihen der guten Sache heilsam, in sofern also auch von Gott geordnet und ein Theil des in der Welt ihm aufgetragenen Werkes ist. In ähnlichem Sinne und aus gleichem Grunde preist er sogar ein andermal Gott, daß er die Wahrheit die er bringt den Weisen und Klugen verborgen, und den Unmündigen geoffenbaret habe (Matth. 11, 25), nicht daß wirklich Gott den Verständigen die Wahrheit mißgönne und verberge, oder er sich über ihre Blindheit freue, er beklagt sich schmerzlich, er weint über das Jerusalem das ihm sein Ohr verschließt, aber da es nun doch so ist, so dankt er dafür, daß dies traurige Verhältniß doch dazu gedient hat, den Unmündigen d. h. Einfältigen aber Empfänglichen das nahe zu bringen, was Jene von sich weisen.

Nun meldet der Evangelist noch, daß Etliche der Pharisäer, die bei ihm waren, das obige Wort gehört, und zu ihm gesprochen haben: sind wir denn auch blind? Die hier erwähnten Pharisäer können solche gewesen sein, die noch nicht entschieden waren, Jesum noch nicht aufgeben wollten, und darum auch noch begleiteten, entweder um durch näheren Umgang zur Entscheidung zu gelangen, oder um bei der Hand zu sein, wenn etwa von seiner Seite eine entscheidende That ausginge. Doch möglich auch, daß sie sich schon wider ihn entschieden hatten, und nur deshalb in seiner Nähe waren, um aus seinen Worten oder Handlungen einen Stoff zu sammeln für seinen Sturz. Wissen können wir das nicht. Aus ihren Worten aber erkennen wir, daß sie sich getroffen fühlen. Daß der Herr sie nicht zu Denen rechne, die blind gewesen und sehend geworden sind, ist ihnen wohl gewiß, nur darüber können sie etwa noch in Zweifel sein, ob zu Denen die noch blind sind, aber sehend werden sollen, oder zu Denen die, ursprünglich sehend, nun blind geworden sind. Und ihre Frage ist, vielleicht absichtlich, so gefaßt, daß sie nach beiden Seiten gedeutet werden kann. So meinen sie wohl ohne sich selbst bloß zu stellen, eine bestimmte Antwort von ihm zu erzwingen. Betrachten wir nun die welche er ihnen giebt. Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprechet: wir sind sehend, bleibet eure Sünde. Um sie richtig zu verstehen, haben wir zweierlei zu beachten. Zuerst, daß wir nicht jeden Satz, der unter gegebenen Verhältnissen und in Bezug auf solche ausgesprochen wird, als einen allgemeinen, überall geltenden Satz annehmen, und nach Belieben auf ganz andere Verhältnisse anwenden dürfen, sondern einen jeden zunächst nur so verstehen müssen, wie er zu jenen Verhältnissen sich bezieht, und darnach erst uns zu fragen haben, ob er auch noch weiter Geltung habe. In jener Beziehung wird oft gefehlt, und manches Bibelwort findet einzig darum Anstoß, weil man seinen Inhalt weiter auszudehnen sich erlaubt als es geredet ist, und auf Gebiete überträgt, auf denen es keine Wahrheit hat. Die zweite Vorbemerkung bezieht sich auf den Gebrauch des Wortes Sünde in der Bibel. Unsre Sprache hat zwei Wörter die Verschiedenes bedeuten. Das eine, Sünde, bedeutet sowohl das innere unheilige, Gott entfremdete Wollen des Gemüths, und kann in diesem Sinne stets nur

in der Einzahl angewendet werden, weil dies Wollen immer eins, eine Gesammtrichtung des Willens ist; als auch die Einzelhandlungen, welche aus dem sündigen Wollen wie aus ihrer Quelle hervorbrechen, dies sowohl in der Einzahl (eine Sünde d. h. sündliche Handlung) als in der Mehrzahl (Sünden). Das zweite, Schuld, bezeichnet weder ein Wollen noch eine Handlung, sondern das Verhältniß des einen wie der andern zum Gesetze Gottes (dem Sittengesetz), wiefern dasselbe aus dem freien Willen des Menschen hervorgegangen ist. Zum Beispiel, wenn Jemand bei gesundem Verstande einen Mord begeht, so ist das seine Schuld, die That wird ihm zur Schuld gerechnet und als seine Schuld bestraft; wenn aber in einem Zustande, worin er seiner selbst nicht mächtig ist, so kann dieser Zustand selbst von ihm verschuldet sein, aber die That kann ihm als Schuld nicht angerechnet werden. Die Bibel hat in ihren Ursprachen ein Wort für den Begriff der Schuld zwar auch, bedient sich aber dessen so gut als nie, und setzt das Wort das Sünde bedeutet auch da wo von der Schuld die Rede ist, die deutsche Uebersetzung aber hat nicht auf den Unterschied geachtet, so daß dem Leser darauf zu achten überlassen bleibt. So denn hier. Den Gedanken, daß Jemand keine Sünde habe in dem Sinne unsrer Sprache, daß er sündlos und heilig sei, denkt die Bibel nie, kann ihn nicht denken, weil Nichts ihr fester steht als daß alle Menschen ohne Ausnahme Sünder sind (Röm. 3, 23. 5, 12), den aber kann sie denken, daß Einer ohne Schuld bei einer Sache sei, d. h. Etwas zwar thue, was er nicht thun solle, weil aber das Vermögen ihm abgehe, es aus freiem Willen nicht zu thun, so könne sein Handeln ihm nicht als wirkliche Sünde angerechnet werden. So will denn auch der Herr den fragenden Pharisäern keineswegs sagen, daß sie unter irgend welchen Bedingungen heilig und sündenrein sein würden, vielmehr steht die Sache so: erstlich, er spricht nicht allgemeine Sätze aus, sondern was er sagt, das steht in engster Beziehung zur Hauptfrage jener Tage, ob die Leute an ihn glaubten oder nicht. Der Blindgeborne glaubte an ihn, und war in sofern ein Sehender geworden, die Pharisäer glaubten nicht an ihn, und waren in sofern blind. An ihn zu glauben aber, das war was Alle sollten, nicht an ihn zu glauben, das konnte eine schwere Sünde sein, mußte aber nicht. Wer gar Nichts von ihm wußte, konnte auch nicht an

ihn glauben, aber ein Ungläubiger war er nicht, Schuld hatte er seines Nichtglaubens wegen nicht. Wer zwar Etwas von ihm wußte, aber entweder nicht das woran er als Sohn Gottes zu erkennen war, oder zwar dies, aber nicht was es bedeutete, der glaubte gleichfalls nicht an ihn, aber auch dieser hatte keine Schuld. So der Blindgeborne so lange er blind war, und auch nachher noch bis zu dem Augenblicke, wo der Herr ihm sagte: Der mit dir redet, der ist es (V. 37). Bis dahin also war er ohne Schuld; hätte er aber nach dieser Eröffnung immer noch nicht an ihn geglaubt, da hätte er Schuld gehabt. Dagegen die Pharisäer unsrer Stelle, erstlich waren sie Zeugen seiner Worte und seiner Werke gewesen wie die Uebrigen, hatten also die Erweisungen seiner Herrlichkeit selbst gesehen und gehört; sodann aber als Schriftgelehrte mußten sie das Wissen haben, daß er die Zeichen des Messias that und seine Rede göttliche Wahrheit war. Da sie nun doch nicht an ihn glaubten, waren sie nicht mehr ohne Schuld, sie waren wirkliche Ungläubige, und ihr Unglaube war ihre Schuld, und diese Schuld blieb so lange auf ihnen ruhn, als sie Trotz besserem Wissen in ihrem Unglauben verharrten. Wenn wir dies bedenken, so werden seine Worte an sie uns nicht mehr unverständlich oder anstößig sein. Wäret ihr blind d. h. fehlte wirklich Euch das Wissen, das Euch über mich belehren könnte, so hättet ihr deshalb, daß ihr nicht an mich glaubet, keine Schuld. Ihr könntet nicht, und darin läge eure Entschuldigung. Führe er nun einfach so fort: Nun ihr aber sehend seid, so habt ihr Sünde d. h. Schuld, so wäre das genau der Ausdruck des Verhältnisses das hier wirklich Statt fand. Er spricht aber nicht genau in dieser Weise, es sind noch Worte da, die nicht unmittelbar durch den Zusammenhang gefordert werden, und die sind auch noch zu erklären. Zuerst, er sagt nicht: ihr seid sehend, sondern: ihr sprecht, wir sind sehend. Darin kann zweierlei enthalten sein, einmal daß sie Anspruch darauf machen, als Sehende d. h. Einsichtsvolle, Urtheilsfähige, angesehen zu werden, hierin also gleichsam selbst das Maß darbieten, womit sie gemessen werden wollen, und Verzicht leisten auf die Schonung, die man ihnen vielleicht als Solchen angedeihen lassen möchte, denen die nöthige Einsicht fehle, um zum Glauben an ihn zu gelangen. Dann wäre die Meinung etwa diese: Gern möchte ich euern Glaubensmangel mit eurer Unwissenheit

entschuldigen, um nicht das herbe Urtheil des bewußten Unglaubens über euch zu fällen, aber ihr leidet's nicht, ihr verwahrt euch gegen jede solche Vorstellung, und pocht auf euer Wissen. Sodann aber könnte auch das in ihren Worten liegen, daß sie zwar sehend zu sein vermeinen und behaupten, es aber nicht wirklich seien, ihr vermeintes Wissen nicht das rechte sei. Indeß so wahr auch das sein würde, so paßt doch jenes besser in den Zusammenhang, und wird für das richtige zu halten sein. Das zweite aber was hinzutritt ist, daß er nicht nur sagt: so habt ihr Sünde, sondern: so bleibet eure Sünde. Das erklärt sich leicht. Er konnte die zwei Sätze aussprechen, welche ich vorhin schon als den wahren Sachverhalt bezeichnete: Euer Unglaube ist eure eigene Schuld, und: diese Schuld bleibt so lange auf euch ruhen, bis ihr euch zu besserer Gesinnung wendet. Diese beiden Sätze knüpft er so in einen, daß er nur die Fortdauer der Schuld wirklich ausspricht, das Vorhandensein derselben aber als die Voraussetzung von jener sie selbst erschließen läßt. So sagt er Mehr als die Frager fordern, und seine Rede wird dadurch noch kräftiger, eindringender, warnender.

Nun wissen die Pharisäer, wie der Herr von ihnen urtheilt, und zu welcher der beiden Klassen er sie rechnet, zu denen welche blind sind, aber sehend werden, oder zu denen welche sehen könnten, aber blind geworden sind, sie wissen auch, ob sie Entschuldigung haben oder nicht. Wie aber wir? Wenn wir nicht an ihn glaubten, würde er uns zu denen rechnen können, die noch blind sind, aber sehend werden können? Ich sage Nein. Wir haben von Jugend auf so Viel von ihm vernommen, in der Schule, in der Kirche, allenthalben, daß fürwahr wir nicht nur wissen können, wer er ist und was wir an ihm haben, sondern es auch an uns selbst erfahren haben müssen. Wenn wir nicht an ihn glaubten, so wäre es einzig unsre Schuld, und Nichts was uns zur Entschuldigung dienen möchte. Das wollen wir bedenken, und uns ernstlich prüfen, ob wir an ihn glauben, und wenn etwa nicht, aufrichtig in uns gehen, und mit Gottes Gnade den bösen Sinn der uns daran hindert, aus den Herzen reißen, und nicht ruhen, bis wir zum vollkommenen Glauben durchgedrungen sind. Und das sei denn der Segen, den uns die Betrachtung unsrer Stelle bringe. Amen.

Schokhorn